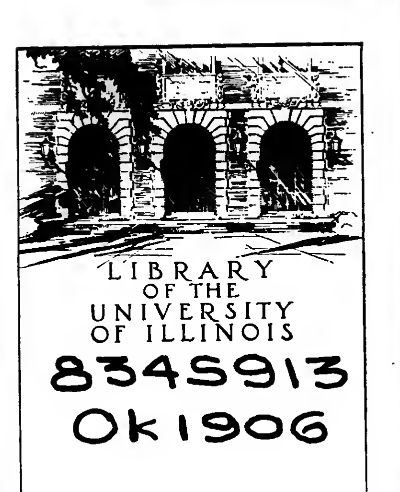

Emil Strauß
Kreuzungen





Kreuzungen

Roman

von

Emil Strauß

Sechste Auflage

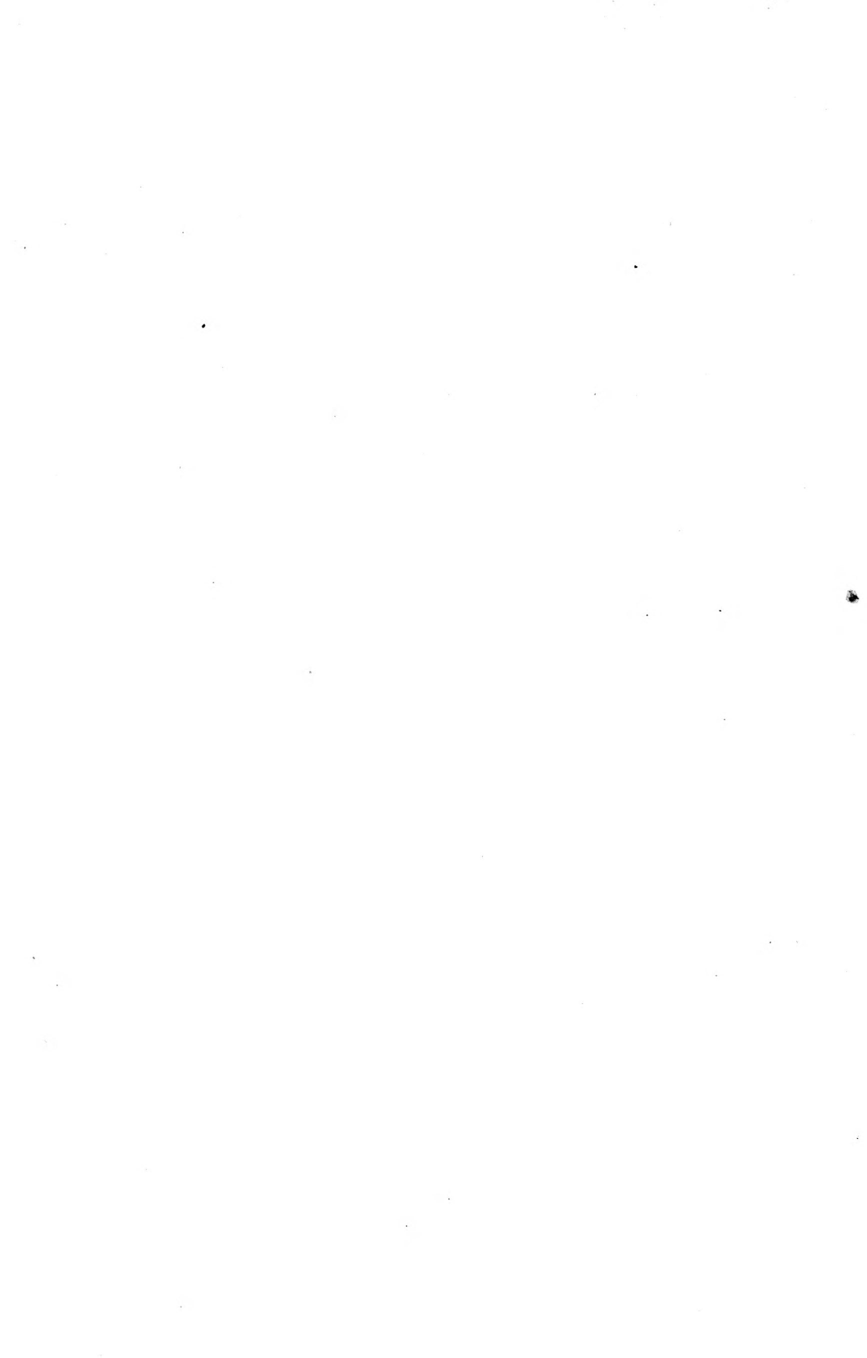
Berlin, 1906

S. Fischer, Verlag

Dem Andenken meines verehrten Freundes
des Herrn Thomas Würtenberger
gewidmet



Kreuzungen



Erstes Kapitel

Vor der Morgendämmerung des ersten Maisonntags erwachte der Finanzpraktikant Herman Anshelm jählings aus weinschwerem Schlafe: mit erbittertem Geschrei balgten sich im Garten ein paar Kater und zwar, dem Gleiten und Klirren nach, offenbar auf dem ans Haus anstoßenden Treibhaus oder einem der nächsten glasgedeckten Frühbeete. Der junge Mann schlich an das offene Fenster und goß einen Waschtischkrug auf das zeternde Paar, das auch sofort mit entsetztem Fauchen abließ und verschwand, während eine weiße Katze, die mondbeschienen auf dem Treibhauskamin das Turnier abgewartet hatte, absprang und gelassen mit hochgehobenem Schweif den Treibhausfirst entlang fortwandelte. Der gestörte Schläfer blieb einen Augenblick, die frische Luft tief einsaugend, stehen und schaute über die blinkenden Glasdächer, die gleichförmigen mondhellen oder beschatteten Anlagen der Gärtnerei und den Blütenschein der benachbarten Obstbäume hinweg nach dem fin-

kenden Mond, dann trat er kopfschüttelnd zurück, trank die Wasserflasche halb aus und legte sich wieder ins Bett.

Nun würde er gerne weitergeschlafen haben; allein der ungewöhnliche Weingenuß, dem er sich Abends zuvor im Eifer eines endlosen Meinungstreites hingegeben hatte, rächte sich durch eine peinigende Hitze. Wie Herman sich hin- und herwälzte und immer andern Stellen des Bettes Kühlung und Ruhe abzugewinnen suchte, fuhren auch seine Gedanken unlustig von einem Gegenstande zum andern und brachten ihm dabei zu Bewußtsein, daß an diesem selben Morgen einige Verwandte und Bekannte einen Dämmerungsausflug machten. Er hatte sich ausgeschlossen, weil ihm der verfügende Ton seines Bäsleins Klara:

„Du gehst natürlich mit, Herman!"
nicht behagt hatte und weil er in letzter Zeit überhaupt oft dachte, er käme bei diesem Familienvergnügungstreiben längst nicht mehr auf seine Kosten. Nun war ihm die Lustfahrt doch ein willkommener Anlaß, seinen Weindampf in der frischen Luft zu verlaufen.

Er sprang auf und zog sich an.

Im Nebenzimmer, das mit der Schlafstube den einen Giebel des Hauses einnahm, fand er im Vorbeigehen einen Brief auf dem Tisch; es war zu dunkel,

auch nur die Aufschrift des grauen Umschlags zu lesen, Licht mochte er nicht anmachen und so steckte er ihn in die Tasche. Um auch eine Beisteuer zu dem Waldfrühstück zu haben, hob er im Garten das Glasfenster eines Frühbeetes und zog eine Anzahl Rettiche heraus, die er gleich unter dem Brunnen wusch und zu zwei Bündeln vereinigt an Bast um den Hals hängte. Einen Rettich aß er sofort zur Auflichtung seines nebligen Hirnes, während er schon die häuserarme Vorstadtstraße hinschritt. Erst gedachte er, noch in der Stadt Anschluß zu suchen; nachdem er aber in unachtsamen Gedanken statt dessen ganz ins Freie geraten war, verzichtete er und nahm sich nur vor, die Andern an dem verabredeten Frühstücksplatze zu treffen.

Der Mond war untergegangen und die Dämmerung tiefer geworden. Herman zog in die Ebene hinaus, die sich im Süden der Stadt ausbreitet und im Osten durch einen Hügelzug begrenzt ist; einen dieser Hügel wollte er besteigen und die Sonne über die weiter östlichen Höhen heraufkommen sehen. Doch trotz der erfrischenden Morgenluft war er nicht recht empfänglich für die Reize der dämmernden Landschaft, aus der nun Bäume, Wald und Feld, Ortschaft und Anhöhe allmählich klarer herauswuchsen, — seine schwerfälligen Gedanken kehrten eigensinnig stets zu dem Gegenstande zurück, über dem

der gestrige Abend verschwatzt worden war, wiederholten einige schlagende Antworten oder verbesserten ärgerlich und beschämt ein paar Fehler, die er begangen hatte. Er war unzufrieden mit seiner Leistung.

Er hatte behauptet, daß die Landwirtschaft nicht notleiden könnte, falls nur der Landwirt etwas taugte. Daß die Großväter am Wein- und Kornbau reich geworden wären, sei kein Grund, Wein und Korn noch selbst erzeugen zu wollen, sobald man es billiger vom Ausland beziehe; seitdem der Bäcker verhältnismäßig billigeres Brot liefere, backe man ja auch nicht mehr im Haus! Trage Wein und Korn nichts mehr ab, so gehe es vielleicht mit Obst, Gemüse, Viehzucht oder Handelsgewächsen vorzüglich. Der Übergang von der Jagd und Viehzucht zum Ackerbau sei gewiß auch nicht ohne Not und Gesperr geschehen und für den Einzelnen eine schwierigere Aufgabe gewesen als jetzt für den ausgebildeten Bauernstand die Forderung, rechnen und berechnen zu lernen. Einen veralteten Typus des Landwirts künstlich zu erhalten, sei so unsinnig, als wollte man einen Landsknecht mit Bihander oder Hakenbüchse in eine moderne Schlacht stellen. Die andern Stände müßten sich ja auch fortwährend drehen und wenden, immer bereit, erfinderisch und anpassungsfähig sein, — warum der Bauer nicht!? Ihm scheine das Kleiner-

werden der Güter infolge von Erbteilung und Parzellierung durchaus nicht eine Tücke der Zeit und beklagenswert zu sein: die Entwickelung dränge auf allen Gebieten zur äußersten Ausnutzung der Kräfte und Mittel; die intensivste Bodenkultur scheine aber nur in der Kleinwirtschaft möglich, und es gebe schon Gegenden genug — und nicht nur in der Umgebung der großen Städte — wo der Bauer mit fünf Morgen wohlhabender sei als vor Jahren mit dem sechsfachen. Aber nicht nur Armschmalz, auch Hirnschmalz sei dazu nötig. Erbteilung und Güterschlächterei seien zwei von den vielen bittersüßen Wegen, auf denen sich das Gut zum besten Wirt bewege.

Das schien ihm auch heute noch richtig; aber es war doch nur auf zufälligem und theoretischem Wissen mit mutigem Sinn entworfen und ausgedacht. Sein eigenes Vergnügen am Wagnis, seine Lebenszuversicht sprach sich diesmal auf diesem Gebiete aus. Er als Bauer würde nicht petitioniert, noch geschrieen, sondern Augen und Ohren offen gehalten und in die Hände gespuckt haben. Weil er die Landwirtschaft besonders liebte, so wurmte ihn, daß sie um Hilfe betteln, daß sie sich nicht selbst helfen und von einem auf den andern Sattel sollte schwingen können!

Dem Doktor Zwiesel gegenüber, der aus Senti-

mentalität für das Bauerntum stritt und am liebsten verordnet hätte, daß der Bauer in ledernen Kniehosen, weißen Strümpfen, spangengeschmückten Schuhen und Pelzkappe den Mist führe und das Güllenfaß reite, — gegen den konnte er allenfalls mit solchen allgemeinen Behauptungen aufkommen; vor sich selbst aber machte er eine schlechte Figur. Ehe er so großmäulig mitredete, sollte er doch auch alles aus der Erfahrung nachweisen können. Er sollte die Holzwege und Sackgassen, Auswege und Furten selbst begangen haben, ehe er urteilen und besserwissen wollte. Lesen kann man viel, denn das Papier ist geduldig und die Statistik läßt sich nach rechts und links wenden; auch kannegießern ist leicht, es hört zuletzt doch jeder nur auf sich selbst! Es war nachgerade nötig, daß er aus dem Bureau hinaus in die Praxis kam. Nun, die Zeit nahte ja, wo er einer bestimmten Abteilung zugewiesen werden mußte und zwar vermutlich seinen Wünschen gemäß der Domänenverwaltung. Er nahm sich vor, auch noch unmittelbar darauf hin zu wirken.

Unterdessen hatte er sich zwar links auf die Berge zu gehalten, dachte aber weder an sein Ziel noch an den Weg. Er verweilte, willenlos den wimmelnden Gedanken hingegeben, bald da, bald dort, starrte einen knospenschweren Baum an, einen in den Wald hineingetriebe-

nen Wiesenstreifen, ein Bächlein, über dem er auf dem Stege stand, und schlenderte dann unbedacht weiter, der Nase nach. Von der feierlichen Schönheit des Reviers, dem parkartigen Wechsel und reizvollen Durcheinanderspielen von Wald, Wiesenflächen und mächtigen Baumschlägen, von dem kalten Silberton des tauigen Rasens zwischen schwarzen Waldwänden, von den lauten Stimmen der Lerchen in der Luft und der Drosseln und Finken im Dunkel der leicht mit Laub verschleierten Bäume ward ihm nichts bewußt.

Ja, er freute sich darauf, andere Verhältnisse zu sehen, Neues zu lernen und sich darin zu versuchen, und er träumte von seiner Zukunft. Waren diese Träume auch voll Arbeit und Wirksamkeit, bescheiden waren sie darum nicht.

So wandelte er dahin und dachte erst, als die Sonne ringsum die Bäume durchlichtete, wieder daran, daß er sie ja auf der Höhe hatte bewillkommnen wollen. Einen Augenblick stand er still und sättigte seine Augen bis zur Blendung an dem unaufhaltsam tiefer in den Wald hineinflutenden, alleserobernden Goldlichte, dann wandte er sich, um wenigstens den Frühstücksplatz nicht zu verfehlen.

Als er zum Hirschbrunnen kam, lag der Platz noch still im Schatten der einfriedigenden Bäume. Dem

Eingang gegenüber, an der Bergseite plätscherte der Quell vom Gestein, alte Waldbäume darüber verschleierten die Sonne, während auf der Zugangsseite unter den Kronen der im Halbkreis gepflanzten Roßkastanien die besonnte Ebene heraufleuchtete. Herman legte über das Quellbecken zwei Ruten und setzte rittlings auf diese seine Rettichbündel, daß sie gerade noch mit den Schwänzen in das kühl rinnende Wasser langten; dann suchte er sich über dem Brunnen im Wald einen sonnbeschienenen Fleck am Fuß eines Baumes, setzte sich, um in der Wärme auszuruhen, und schlief ein.

Etwa eine Stunde später näherte sich die Gesellschaft singend und lärmend einen Waldweg herab dem Hirschbrunnen, und Klara rannte plötzlich voraus, drehte, auf dem Brunnenplatz angekommen, ihre schlanke, weißgekleidete Gestalt ein paar mal mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie Besitz ergreifen, auf dem Absatz herum und rief den andern entgegen:

„Ich war zuerst da!"

Ihr Bräutigam, der ihr nachgelaufen war und sich ihr gern in die Arme geworfen hätte, blieb, da die andern doch schon zu nahe waren, stehen, schaute umher und sagte, zum Brunnen tretend:

„Da scheint eins aber noch früher gewesen zu sein! Schau mal, Klara!"

„Ach pfui! Du willst mir nur wieder die Freude verderben!" rief sie stirnrunzelnd, ging aber neugierig näher, sah die Rettichbündel und schrie fast auf:

„Der Herman!"

„Wo?" fragte Guido, sich umsehend.

„Hier! Das ist — seine Visitenkarte!"

Die Hinzugekommenen lachten, und Laura Einser sagte:

„Der denkt nicht dran, der liegt noch in den Federn! Als ich heute früh meinen Bruder heraustrommeln wollte, den faulen Kerl, sagte er, Anshelm sei noch um halb zwei fest in der „Sonne" gesessen und habe mit Dr. Zwiesel gestritten. „Der Boden bewegt sich zum besten Wirt" habe er geschrieen. Ich weiß nicht, was das heißen soll!"

„Wer ist Boden?" fragte Klara.

„Gelt!" rief Laura Einser, erfreut, eine Genossin zu haben. „So hab ich den Hans auch gefragt, da hat er mich fürchterlich ausgelacht."

„Ja warum?"

„Ich weiß nicht. Da steckt irgend so ein Witz dahinter, ein geistreicher! Dein Vetter liegt jedenfalls noch tief in den Federn!"

„Und doch!“ rief Klara, „Dann erst recht! Da war er! Und das mit den Rettichen ist der reine Hohn!“

„Warum denn Hohn?“ entgegnete Guido. „Die Rettiche können doch ebensogut von gestern sein.“

„Und wenn!“ rief sie gereizt und wurde blaß; das Trüpplein Sommersprossen mitten auf ihrem Nasenrücken trat dabei dunkel hervor und ließ das zarte Gesicht dem ersten Blick ungewaschen erscheinen. „Und wenn! Von Herman sind sie! Er ist furchtbar ironisch! Ich kenn ihn.“

Guido lenkte ein und brummte:

„'s ist ja möglich!“ während Kandidat Leblanc, den Schnurrbart emporstreichend, sagte:

„So furchtbar ironisch find ich das jetzt gerade nicht. Übrigens schadet es nichts, daß er schon da — war!“

Laura Einser lachte über diese Spitze.

Unterdessen hatte sich die ganze Gesellschaft um den Brunnen versammelt und betrachtete die immer noch ruhig über dem rinnenden Wasserspiegel dasitzenden Rettichbündel. Klaras Mutter sagte:

„Erst noch schöne Rettich!“

Da schallte aus den Bäumen über ihnen ein Gelächter, und Herman rief hervortretend:

„Bitte, zuzugreifen!“ Während alle erstaunt rufend und lachend aufschauten, sprang er herab.

„Gelt aber, Guido!“ rief Klara, schaute ihn triumphierend mit ihren grünlichen Augen an und strich ihr rotblondes Haar aus der Stirne. Guido wurde warm bei ihrem Anblick, legte den Arm um sie und wollte sie zur Bank führen; aber sie wich ihm aus und setzte sich.

„Also diese Rettiche sind in der Tat von mir,“ fing Herman an. „Da es aber nicht meine Art ist, alles für mich zu behalten, so biete ich jedem, das einen Sinn dafür hat, einen Rettich an; es mag sich dann rächen, so gut es kann, mit einem Stück Brot, einem Ei, einem Glas Marsala. Das Salz liefert freigebigst Herr Kandidat Leblanc.“

„Ich!? wieso?“ rief dieser, den roten Kopf hebend und drehend.

„Sie haben vorhin so salzig geredet, — haben Sie nicht noch was übrig!?“

Die andern lachten, nur Laura Einser nicht.

„Nun, was ich gesagt habe, habe ich gesagt!“ erwiderte Leblanc etwas verwirrt und strich die Schnurrbartenden empor. „Bös gemeint war's weiter nicht; über Abwesende spricht man immer freier.“

„Ach so —!“ rief Herman hinauslachend. „Darum sind Sie also immer anwesend!“

Laura Einser fühlte sich mitgetroffen und wurde blutrot, während verschiedene lachten oder einander anstießen.

Klara aber fand auf's neue, daß sie recht gehabt habe, und rief strahlend:

„Mich freut nur, daß ich einmal wieder recht gehabt habe, — gegen euch alle! Ich habe gleich gesagt: Herman ist's!"

„Ja," pflichtete dieser trocken bei, „ich hab auch schon tausendmal gesagt: die Klara hat einen großartigen Riecher!"

Nun brach alles in hellen Jubel aus und schaute Klaras Nase an, die, schön geschnitten und leicht geschwungen, gerade um den Sattel eine Prise dunkler Sommersprossen verstreut trug und so, von vorn gesehen, eingedrückt erschien; überhaupt gab dieser Fleck, der einzige auf ihrer durchsichtig klaren Haut, dem Gesicht einen possigen Ausdruck.

Das Mädchen saß einen Augenblick still und suchte angestrengt nach einer witzigen Antwort, begnügte sich aber schließlich, zu sagen:

„Zupf du dich an deiner eigenen Nase! Überhaupt ist es unpassend, über — über — Gebrechen Anwesender zu reden!" und zwang sich ein wenig zu lachen.

„Gebrechen — ist gut!" sagte Leblanc.

Ihr Vater, dessen einzige, ferne Ähnlichkeit mit seiner Tochter die über sein ganzes Gesicht wimmelnden Sommersprossen waren, sprach, indem er ihr mit der

starken, ebenfalls sommersprossigen Hand zärtlich übers üppige Haar fuhr:

„Dein Näslein — 's wär mancher froh, er hätt's! Nicht, Guido?"

„Das hab ich schon bewiesen," antwortete dieser, während die Mutter tröstete:

„Überhaupt braucht man nicht so tragisch zu nehmen, was der Mosjöh da stichelt. Der muß halt sekiert haben, sonst wär's nichts. Du" — rief sie und erhob ihr wohlgebildetes Gesicht mit einem bösen Blick gegen den Neffen — „du läufst auch noch einmal an, laß dir's gesagt sein! Du findest auch noch deinen Meister!"

Klara hatte ihren Kopf ärgerlich unter Vaters Hand weggezogen, bei den Worten der Mutter ungeduldig die Stirn gerunzelt und stieß jetzt gereizt hervor:

„Tragisch — ?!"

während Herman lachend sagte:

„Ja, Tante, die Ratsherrn in der Kunferenz
die hawwe zsamme bschlosse,
daß mar die Reddig ohne Schwänz
wollt künfdig wachse losse."

„Was nehm ich denn tragisch?!" fuhr Klara erregt fort. „Ihr stellt mich ja hin, als ob ich keinen Spaß verstände! Ihr nehmt alles gleich ernst!"

„Ha, wenn du ein beleidigtes Gesicht machst, muß

man dir doch beistehen," erwiderte die Mutter, „schon um des lieben Friedens willen!"

„Ach!! mir braucht niemand zu helfen! Ich werd schon allein fertig!"

Guido hob eine Flasche in die Höhe und rief singend:

„Silentium! strictissimum! Wer noch Durst hat, soll sich melden!" und machte dadurch dem ärgerlichen Gerede ein Ende.

Klara reichte ihrem Vetter Herman, um ihren unverdorbenen Humor zu zeigen, ihren flachgedrückten Kristallreisebecher und blieb bei ihm stehen, nachdem er getrunken hatte; Guido bot ihm das silberne Zigarettenetui, er aber dankte:

„Ich rauche lieber eine Zigarre" und griff in die Brusttasche. Statt Zigarren brachte er einen Brief zum Vorscheine, den er überrascht betrachtete; dann sich erinnernd, daß er ihn in der Frühe auf seinem Tisch gefunden, sah er den rauhen, grauen Umschlag genauer an und schob ihn wieder in die Tasche.

„Eiei!" rief Klara, die ihm neugierig über die Schulter geguckt hatte, „eiei, Damenkorrespondenz! Da möcht ich jetzt auch einmal einlesen!"

„Es wäre der Mühe wert!" erwiderte er gelassen. „Eine Hemdenrechnung!"

„Ist das gelogen!" schrie sie auf. „Ich mache jede

Wette, 's ist eine Affäre! O bin ich neugierig! Da möchte ich hineinschauen."

„Wer gibt mir eine Zigarre?" fragte Herman, ohne sich an ihre Aufregung zu kehren. Da ihm verschiedene Etuis entgegengestreckt wurden, fuhr Klara mit dem Ruf:

„Gebt ihm keine! erst soll er beichten!" dazwischen und wollte sie wegreißen, Herman aber schob das Mädchen mit sanfter Gewalt beiseite und wählte bedächtig unter den Angeboten.

„Herman," fing Klara, wie ein Kind bettelnd, wieder an, „laß mich doch sehen! ich möchte zu gern einmal einen Liebesbrief lesen!"

„Nun," sagte Herman lachend, „wenn Guido dich in diesem Punkt vernachlässigt, will ich mit seiner Erlaubnis dir gern einmal einen schreiben!"

„Ja, so einen mein ich nicht. Ich meine einen echten mit Schwüren und Gedichtversen und orthographischen Fehlern!"

„Da mußt du allerdings etwa euern Droschkenkutscher inspirieren!"

„Herman, du bist ein Scheusal!"

Aber gerade durch Klaras Neugier wurde auch Hermans Ungeduld erregt, und da der Brief die Hand eines Mädchens zeigte, von dem er nach dem Rausch einiger sonnigen Spätherbsttage nun fast ein halbes

Jahr lang nichts gehört hatte, so widerstand er dem Bedürfnis nicht mehr lange. Während Herr Kandidat Leblanc ein kleines vernickeltes Kaffeemaschinlein nebst Spritbrenner und allem Nötigen aus dem Ränzel langte, mit der Wichtigkeit eines Tausendsasa in Betrieb setzte und so aller Augen auf sich zog, erbrach Herman den Brief und las. Und nachdem er ihn erst hastig und fast bestürzt überflogen hatte, las er ihn noch einmal mit künstlich erheiterter Miene; er wußte, daß sein Bäschen ihn gespannt belauerte und Guido zuflüsterte. Als er dann aber scheinbar versonnen hin- und her- schaute und absichtlich langsam das Papier zusammen- faltete, wurde es ihm unversehens von Guido entrissen. Er blickte überrascht, die andern lachten schadenfroh, Klara schrie triumphierend auf:

„Bravo! Gib, Guido!"

Dieser wehrte sie ab und stand unschlüssig da. Die unbesonnene Tat, zu der ihn Klaras Drängen und die Hoffnung auf einen zärtlichen Blick der launenhaften Braut verführt hatte, war ihm fremd, und er wußte nun nicht, wie weiter; betroffen wartend schaute er auf Herman. Dieser blieb ruhig sitzen, lächelte nun spöttisch und sagte erst nach einer Weile:

„Lies nur! und tu — was du für gut befindest!"

Klara schlug den Arm um Guido, um mit ihm zu

lesen; aber trotz ihrer Zärtlichkeit schob er sie diesmal zurück und sagte entschieden:

„Ich lese — einstweilen allein." Dann stellte er sich so, daß ihm niemand über die Schulter gucken konnte, und las:

Frankfurt a. M.

Lieber Herman,

wir haben den Gedanken schön gefunden, einander nicht zu schreiben. Die drei Tage, die ungesucht und unvermutet aufblühten wie eine seltene, eigensinnige Blume, wollten wir nicht mit Tinte begießen und am Hauche banaler Wochen welken sehen, sondern in wechsellöser Erinnerung behalten, und ich empfand auch unsere Wanderschaft wie einen Beutezug in olympischen Bezirk.

Und nun doch! Ich habe immer nur für mich selbst zu sorgen gehabt und darum sorglos gewirtschaftet, — da fängt die Sorge an. Nein, sie fing schon vor Monaten an und wird für mich und meinen Stolz jetzt zu groß; denn dieser scheut vor manchem zurück.

Darum schreibe ich Dir, verlange aber als Vergeltung meines Vertrauens, daß Du mir nur dann antwortest, wenn die Sorge durch die Teilung nicht verdoppelt wird. Nach acht Tagen erwarte ich keinen Brief mehr und würde Dir für Dein Schweigen danken.

Elfride.

Kandidat Leblanc hatte an der Bergwand neben dem Brunnen seinen Spirituskocher in Brand gesetzt und mit dem Hut gegen den Wind geschützt, bis Laura Einser ihm errötend ihren Sonnenschirm dazu anbot. Nun trat Herman hin und fragte ihn nach seinem Kaffeerezept und machte ihm weis, auf Java rösteten die Weiber den Kaffee erst in gemahlenem Zustande, wie unsere Köchinnen das Mehl zur Suppe brennen. Leblanc nahm dies an und versprach, es ausprobieren zu wollen, während die Damen nicht recht zuhörten und ihre Blicke in eifersüchtiger Neugier immer wieder zu Guido hinüberwarfen.

Dieser gab nun mit sehr ernsthafter Miene den Brief Herman zurück und ließ sich ein bedenkliches:

„Donnerwetter!“ entschlüpfen, fügte aber alsbald verbessernd hinzu:

„Schneidig!“

Herman mußte lachen.

Klara drängte sich sofort fragend an ihren Bräutigam, der aber nur sagte:

„Privatsache, die uns nichts angeht!“

Die Gesellschaft, die eine gute Beute erwartet hatte, war enttäuscht und etwas verstimmt. Herrn Leblancs Verteilung des Kaffees in fingerhutgroßen Portionen erregte zwar für den Augenblick Heiterkeit; aber unbefangenes Behagen kam nicht mehr auf, und der bald

ertönende Ruf zum Aufbruch wurde gerne gehört. Man packte ein, tauchte die gesammelten Blumen noch einmal ins Wasser und warf einige Papiere beiseite. Herman sah zu, ließ das Trüpplein abziehen, las die Papiere wieder zusammen und verbrannte sie mitten auf dem Platz.

„Ausräuchern!“ sagte er, indem er sich lächelnd umschaute. Dann folgte er langsam in die Sonne hinab; er wäre gern allein geblieben.

Klara hatte Guido beim Arm genommen und vorausgezogen.

„Jetzt könntest du mir aber endlich sagen, was in dem Brief steht!“ fing sie nach einer Weile an.

„Frage mich doch nicht!“ bat er, „ich darf es nicht sagen!“

„Doch, du darfst, er hat es ja selber gesagt!“

„Er hat es meiner Diskretion überlassen, und die verbietet mir, darüber zu sprechen.“

„Das gilt jedem andern, aber doch nicht deiner Braut gegenüber! Mir kannst du doch alles sagen und mußt es sogar!“

„Aber Klara, ich kann doch nicht!“

„Ein andermal sagst du, es sei dir ein Bedürfnis, vor mir kein Geheimnis zu haben, und nun, wo es darauf ankommt, sagst du so —! was soll ich denn da denken!“

„Ich habe kein Geheimnis! es ist das Geheimnis eines dritten.“

„Sonst redest du davon, ganze Töne, wie du dich mit mir eins fühlst, ein Herz und eine Seele, — und jetzt sagst du, ein Geheimnis, das du mir mitteilst, sei ausgeschwätzt!“

„Aber Klara!“ Er konnte doch von Dingen, wie der Inhalt des Briefes war, nicht mit einem jungen Mädchen reden, überhaupt wär er gerne diskret gewesen und fühlte sich doch so unsicher.

„Hast du mich lieb oder nicht?“ fragte sie schroff.

Er schwieg und atmete ängstlich, er blieb hilflos stehen. Im plötzlichen Gefühl seiner schlechten Haltung richtete er sich militärisch stramm auf, und da kam ihm die Antwort:

„Der Brief geht uns alle nichts an. Daß ich ihn las, war nicht korrekt; aber als Herman lächelnd sagte: lies ihn! fühlte ich, daß er mir eine Falle stellte, und da mußte ich ihn lesen. Willst du jetzt, daß dein Verlobter sich kompromittiert?“

„Jesses! friß mich doch!“ sagte sie und wich seinem ehrlichen, ernsten Blick aus. „Wenn du freilich so kommst —! tragisch geradezu! 's ist ja lachhaft!“ Sie wandte sich mit ärgerlicher Miene ab und ließ ihn stehen.

Betrübt sah er ihr nach, wie sie sich mit einer muntern Frage andern anschloß. Er ließ alle vorbeigehen, den ganzen schwatzenden, lachenden, singenden Trupp und trat zu dem Nachzügler Herman.

„Du —" fing er befangen an. „Verzeih, daß ich mich noch einmal in deine Sache mische! Überhaupt verzeih! — Wenn du — ich wollte dir nur sagen — um diese Affäre da zu arrangieren, steht dir meine Kasse zur Verfügung."

„Das ist riesig nett von dir," antwortete Herman, „aber es ist nicht nötig, ich danke dir."

„Nun — für alle Fälle kannst du damit rechnen."

„Ich würde dir gern das Vergnügen machen, Guido; aber es geht anders."

Sie schritten eine Weile stumm neben einander hin, da stand Klara am Weg und wartete auf sie; etwas beschämt und darum auch etwas mißtrauisch gegen die Beiden, die unweit hinterdrein kamen, hielt sie es bei den harmlosen andern nicht aus.

„Ich mache den Schäferhund," fing sie mit erzwungener Heiterkeit an, ohne doch einem ins Auge zu schauen, „und suche die verlorenen Schäflein." Sie hätte dem Guido gerne gesagt, daß ihre Torheit ihr leid sei, auch bei Herman ihre Albernheit gerne vergessen gemacht, aber sie mochte sich auch wieder nichts ver-

geben, und so wanderte sie nun zwischen den beiden still in der heißen Frühlingssonne den Feldweg dahin, in die Ebene hinaus, und ab und zu, wenn Reden und Gelächter der voranschreitenden Gesellschaft besonders laut wurden, bemühte sie sich, die Brauen runzelnd und das Ohr hinwendend, etwas zu verstehen.

Bald aber kam sie sich zwischen den zwei schweigenden Gesellen, die ernst ihren Gedanken nachhingen, wie auf der Folter vor und hatte doch nicht den Mut, davonzulaufen; sie schaute nach den Lerchen, die nah und fern die Luft mit unendlichem Jubel füllten, schaute nach rechts und links in die sonnig grünen Äcker und Wiesen und vermochte es immer weniger, sich dem gleichmäßigen Takte der Schritte zu entreißen, um auch nur eine Blume zu brechen.

Sie atmete auf, als die andern vorn an einem Kreuzweg warteten und berieten, und hielt doch gleich wieder zurück, als es weiterging. Guido, der glaubte, sie trotze ihm noch, mischte sich unter die andern; einige Schritte hinterdrein folgte sie mit Herman, der sich nicht um sie kümmerte.

Er sah ein Mädchen von großer, stolzer Gestalt im Zug aussteigender Reisenden durch den Waggon herkommen, im stockenden Gedränge vor ihm stehen bleiben und auch ihn mit ruhigem Blicke großer, schwarzblauer

Augen streifen; sah sich an das Fenster stürzen, ihr nachblicken, den ernsten Zug ihres Profils bewundern, den schwer im Nacken hangenden Bund schwarzen Haares, ihren groß schreitenden Gang.

Er sah sich träumend an sonnigem Hang im gelben Herbstwald sitzen, da rauschte es oben auf dem vorbeiführenden Weg, und wie er hinschaute, erschrack er: dasselbe Weib lief in voller Lust wie ein Kind durch das aufgewehte Laub herab, den Hut hielt sie in der Hand, ihr Haar war nahe daran sich zu lösen, ihr Fuß warf das raschelnde Laub auf, und hinter ihrem weinroten Gewand wirbelte stets sich erneuend ein Schwarm goldener Blätter hoch einher. Das Haupt zurückgeworfen, ohne ihn zu gewahren, schwärmte sie vorbei; er aber konnte sie nicht wieder entschwinden lassen, von Sinnen sprang er auf, im Takt ihres Schrittes durchs Laub rauschend ihr nach, und als er sie einholte, war es natürlich, daß er den Arm um ihre Hüfte legte und mit ihr weiterlief. Nur kurz, gleichsam erkennend schaute sie ihn an, umfaßte ihn auch, und wie alte Kameraden trieben sie das Spiel weiter.

„Schau, Herman, ist das nicht entzückend schön?" rief Klara.

Er blickte sie überrascht an. Er sah sich gerade auf einer Schwarzwaldhöhe, am Waldrand auf den warmen

Nadelboden hingestreckt, die schönste Hand ruhte in der seinigen, das schönste Auge schaute ihn groß, blauleuchtend an und wandte sich wieder nach dem Süden, wo im rosigen Glanz der Abendsonne die Alpen immer klarer und leichter aus dem Dunst des Tages auftauchten; er aber sah nur staunend dieses Haupt neben sich, schloß wohl prüfend die Augen und tat sie wieder auf und dachte an alte Märchen und Göttergeschichten.

Darum mußte Klara, die sich zu Boden gebeugt hatte, noch einmal rufen:

„Herman, schau, wie schön!" Dabei hob sie unter dem breiten Rand ihres Hutes den Blick noch etwas unsicher zu ihm auf, und im Abglanz des wolkenlosen Himmels leuchteten ihre grünlichen Augen blau.

Herman starrte in ihre Augen und fragte endlich lächelnd:

„Ja ja! was denn?"

Sie wurde rot, lachte und wies auf den Boden, wo einige Löwenzahnpflanzen, die am sonnigen Straßenrand wuchsen, zarte blaugraue Schatten ihrer gezahnten Blätter und strahligen Blütenköpfe auf den weißen Straßenstaub legten. Eine kurze Strecke weit war die Straße eingefaßt mit mannigfach abwechselnden Schatten derselben Pflanze.

„Ist das nicht schön?!“ wiederholte sie. „Löwenzahn ist gewiß schön; aber ist das nicht viel schöner?!“

„Vielleicht weil man den Löwenzahn so häufig sieht, den Schatten aber fast nie!“

„Nein, Herman, es ist einfach schöner. Sieh nur, wie bestimmt und bezeichnend die Konturen sind, wie man nur durch die Linien und Verkürzungen die Stellung jedes Blattes erkennt und wie doch alles Überflüssige und Verwirrende fehlt, was daneben an den wirklichen Pflanzen uninteressant und langweilig ist. Das Schattenbild sagt mir viel mehr.“

„Es ist etwas dran, an deinem Geschwätz, es ist etwas dran!“ erwiderte er und sah zu, wie sie zu dem an ihrer Seite hängenden Skizzenbuch griff, sich auf ein Knie niederließ und zu zeichnen begann.

„Das Zeichnen ist mir auch ein Mysterium,“ sprach er. „Wenn ich denke, daß einer mit demselben Blei, mit dem ich schreibe und zur Not grobe, nichtssagende Umrisse zu Wege bringe, das sprechende Abbild eines Menschen oder eines Löwenzahnschattens zu zeichnen vermag, so muß ich nur staunen. Da könnt ich jetzt stundenlang zugucken.“

In der Ferne hatte man sich nach den beiden umgedreht und, da Herman Klaras Arbeit verdeckte, nicht begriffen, was geschehe, man war in Erwartung irgend

eines Naturwunders umgekehrt und kam jetzt rot und heiß angerannt. Die Enttäuschung war groß.

„'s ist nichts!" riefen die Vorderen, „sie zeichnet bloß!" Aber die andern kamen doch nach, bis alle beisammen waren.

„Sieht das nicht fein aus?" fragte Klara, die nun alles wieder vergessen hatte, den Guido und schaute ihn strahlend an.

„Ach, eil dich und mach fertig!" fuhr ihre Mutter dazwischen. „Da rennt man sich ab um nichts und wieder nichts!"

„Es hat dich kein Mensch gerufen!" erwiderte Klara, ohne sich stören zu lassen.

„Eil dich jetzt! Zeichne du ein andermal! Alles zu seiner Zeit! Halte mir jetzt die Gemeinde nicht auf! Immer wenn die andern fortwollen, mußt du gerade zeichnen oder Klavier spielen oder so was! Bist noch nicht bald fertig?"

„Geh, Mutter," bat Klara, „verdirb mir jetzt die Freude nicht! Geht nur voraus! Ich mache das noch fertig, dann kommen wir nach. Gelt?" Und ihr Ton war so seltsam begütigend, daß die Mutter nichts weiter sagte und mit den übrigen abzog.

Die beiden saßen wieder allein in der Sonne.

„Schon wie du so leicht übers Papier fährst und

doch so scharf und genau, nicht zu kurz, nicht zu weit, — das ist mir wunderbar. Will ich etwas genau zeichnen, dann muß ich drücken, daß das Papier reißt und das Blei abbricht."

Sie lachten beide. Über dem Zeichnen hatten sie ihre ernsten Gedanken vergessen.

„So ein Schatten wie dieser da," sagte Herman, als Klara das fertige Blatt noch einmal mit der Natur verglich, „wäre dann wie die Erinnerung, die oft schöner ist, als die schönste Wirklichkeit war!" Da fiel ihm der Brief und Elfride ein, und er wurde still.

Sie gingen nun auch wieder.

Weit vorn in der Sonne schob sich die Gesellschaft zwischen grünenden Feldern unter blütenschimmernden Obstbäumen der Station zu.

Zweites Kapitel

Herman hatte seinen bestimmten Entschluß zwar schon vom Ausfluge mit heimgebracht, ließ aber nicht nur den nachholenden Schlaf der folgenden Nacht, sondern auch noch den nächsten Tag seines Berufslebens darüber hingehen.

Auf dem Wege zum Mittagessen begegnete ihm Guido, wie immer von tadellosem Äußern, doch ersichtlich niedergeschlagen. Er wollte von dem Freunde gefragt werden und sein Herz dann um so restloser ausschütten können, und ging teilnahmslos neben ihm hin; endlich seufzte er tief auf:

„Ach ja!"

„Stimmt!" erwiderte Herman, dem Guidos ewige Liebesschmerzen langweilig waren, „man kann aber auch sagen: ach nee!"

„Nein, wirklich," fuhr Guido ernstlich fort, „man möchte wahrhaftig Pessimist werden!"

„Wer hindert dich denn?"

„— — mich hindert?“ wiederholte er in allem Ernst „Wahrhaftig, ich weiß es nicht! Ich möcht's aber doch nicht sein. Eine trost—lose Weltanschauung!“

Herman lachte behaglich durch die Nase.

„Du lachst —,“ fuhr Guido fort; „du lachst aber auch nicht so recht von Herzen! Ich versteh es schon. Darüber wollt ich gerade noch einmal mit dir reden.“ Und er erneuerte das Anerbieten seiner Hilfe, da Herman bei seinem knappen Einkommen gewiß in Verlegenheit sei, wie er die fatale Sache bequem und diskret erledige.

Wiederum dankend legte ihm Herman offen dar, wie er zu verfahren gedenke, und erprobte nun auch an all den ängstlichen Beweggründen konventioneller Klugheit, die ihm Guido entgegenhielt, daß er nur eines könne, nämlich seinem eigenen, natürlichen Gefühl nachgeben und das Ereignis mit allen Folgen auf sich nehmen.

Darum ging er auch nicht, wie er vorgehabt hatte, zu seiner alten Freundin und Tante Ulrike, mit der er sich von Kind auf am besten verstand: denn stimmte sie ihm zu, so brauchte er ja ihren Rat nicht; wäre sie aber etwa anderer Meinung, so würde er ihr doch nicht folgen können.

Er setzte sich abends, als sie ihre Marktware für den folgenden Tag richtete, zu der Gärtnerswitwe, bei

der er seit Jahren wohnte, so oft er in dieser Stadt war, und fing an:

„Frau Feinäugle, könnten Sie mir nicht noch die Stube im vorderen Giebel vermieten?"

„Wozu brauchen Sie denn noch ein Zimmer?"

„Wozu? — Für ein Kindbett."

Sie schaute ihn lächelnd rasch von der Seite an und sagte:

„Jetzt hört auch den an! Jetzt — was kommt jetzt wieder, Nichtsnutziges!"

„Mach ich so ein Gesicht?" fragte er.

„Ja, jetzt muß ich doch schauen!" rief sie, rückte beiseit und sah ihn scharf mit ihren hellen Augen an, die wie graue Kristalle aus dem sonnverbrannten Gesicht herausblitzten.

Er mußte nun doch lachen.

„Fast glaub ich, 's ist was dran!" sagte sie, „Sie lachen so grün."

„Ich glaub auch, daß was dran ist! Wie ist's? Krieg ich das Zimmer?"

„Ja — jetzt sag ich nichts mehr! jetzt sag ich nichts mehr! — Ja, ist's denn auch eine Ordentliche? Sind Sie auch sicher, daß die Sie nicht anführt, weil Sie ein guter Tralle sind?"

„Dummes Zeug!"

„Ja — wollen Sie sie denn heiraten?“

„Gewiß — — wenn sie mich nimmt!“

„Wenn sie Sie nimmt?! Das ist jetzt wieder —! Wenn — sie — Sie — nimmt!“ Sie schüttelte ihren ergrauenden Kopf. „Ich bin begierig, ich bin nur begierig! Wissen Sie, kein Pläsier ist's nicht, so eine Wirtschaft im Haus mit einem Kindbett; aber wenn Sie's nicht anders haben wollen — mir kommt's nicht drauf an. 's ist auch einmal wieder was anderes.“

Nachdem sie dann das Nötige genauer ausgemacht hatten, setzte sich Herman hin und schrieb:

Liebe Elfride, ich bedaure herzlich, daß Du mir nicht früher geschrieben hast; vielleicht hättest Du manches Unbequeme vermeiden können. Ich bitte Dich, komme sofort zu mir. Ich bewohne am Rande der Stadt bei einer Gärtnersfrau, einer alten, natürlichen Frau, zwei Stuben, wo ich seit Jahren zu Hause bin; ein drittes Zimmer wird schon für Dich in Stand gesetzt. Du wirst Dich hier vielleicht nach der Decke strecken müssen; denn eben die Mäßigkeit meines Einkommens ermöglicht uns nur diese Form; aber Du wirst Dich in ihr frei als Deine eigene Herrin fühlen können und, wenn es Dir gefällt, auch als die

Deines Herman.

Und einige Tage später stand er gegen Abend auf dem Bahnhofe vor dem einfahrenden Zuge. Elfride war am offenen Wagenfenster und schaute ihn, noch ehe er sie herausfand, im Vorbeigleiten unverwandt und forschend an; aber erst, nachdem er sie lebhaft begrüßt hatte, grüßte auch sie. Er reichte ihr die Hand zum Aussteigen, und als sie dann vor ihm stehend seine freudige Aufregung sah, gab sie ihm nochmals die Hand, drückte die seinige kräftig und lächelte errötend. Dies mutete ihn so kindlich an und war ihm so neu, daß ein Gefühl von Fremdheit, das ihn bei ihrem Anblick beschlichen, noch stärker wurde. Er nahm ihr das Handgepäck ab, bot ihr aber nicht den Arm, während sie dem Ausgang zuschritten, und vermied in den paar Fragen, die er tat, ganz unwillkürlich die Anrede.

„Es ist doch gewiß noch ein Koffer da? Ich habe dafür den Buben mitgebracht."

Sie gab ihm den Schein, er winkte einen Burschen mit grünem Schurz herbei, der, während er von Herman Weisung erhielt, die schöne Frau groß angaffte.

Als sie den Bahnhof verließen, hielt sie einen Augenblick und schaute nach rechts und links. Herman vermutete, sie erwarte vielleicht einen Wagen, sagte aber nur:

„Wir gehen nach rechts. — Aber komm," setzte er hinzu, indem er ihre Hand faßte und über seinen Arm

legte, „laß dich auch führen!“ Und da durchglühte ihn plötzlich eine stolze Freude, als hätte er die erste Kühnheit gewagt und ihr von seiner Liebe gesprochen. Im Banne dieses Gefühls und des scheinbar neuen Zustandes blieb er lange stumm, bis er endlich die Stille wie eine Kluft und Entfernung zwischen ihnen empfand und anfing, die Plätze und Straßen zu nennen, die weitere Nachbarschaft zu schildern und die Wege, die er täglich machte.

„Ich müßte eigentlich hier zu Hause sein,“ erwiderte sie, „ich war als Kind hier, und das war mein Schulweg; aber es ist alles anders geworden, statt kleiner erscheint es mir weiter und größer.“

„Ja, es ist hier herum aufgeräumt und Luft gemacht worden.“ Wieder befing es ihn seltsam, daß diese fremde Frau, von der er fast nichts wußte, mit der er nur einmal drei Tage wie auf einem fremden Sterne verträumt hatte, ihm nun plötzlich das Nächste auf der Welt sei. Damals hatte er sich trunken ihrem Zauber hingegeben. Sie war ihm wie eine Göttin erschienen, die eine Haft abgeschüttelt, und nun, so lang oder kurz es währte, frei, sorgenfremd und selbstgenug sich ihres Reiches, ihrer Kraft und Lust und Schönheit freute und auch einen Sterblichen auf ihren Wegen beglücken mochte, und er hatte sich nur bemüht, neben ihr nicht allzu sterblich zu

sein. Jetzt aber kam der Alltag, den sie wohlweislich hatten vermeiden wollen, dennoch!

Als sie in Hermans Straße einbogen, schoß ihnen vom fernen Ende her, über das schwarze Schattenbild eines weithingedehnten Parkes die Untergangsglut der Sonne entgegen, die spärlich bebaute Straße überflammend, Häuser, Bäume, Menschen zu Schatten verzehrend. Herman fühlte einen leisen Widerstand auf seinem Arm und mußte seinen Schritt mäßigen. Elfridens Augen schauten ungeblendet in die abendliche Pracht, und in langsamem Takte wie nach der Musik eines Geleites wandelte sie dahin. Auch Herman fühlte die feierliche Schönheit und, allein, würde er wohl staunend stehen geblieben sein, Elfridens mitlebende Regung aber war ihm unangenehm wie eine Pose und nicht ohne Behagen störend sagte er plötzlich:

„Da sind wir."

Ohne weiteres, aber auch ohne Hast oder Neugier wandte sie sich, blieb, nachdem Herman die Gartentür geöffnet hatte, stehen und betrachtete, soviel eben zu übersehen war: zwischen gut gehaltenen Beeten hindurch lief, vom Tor ausgehend, ein langer von Rabatten und Rebwänden begrenzter Weg in das Grundstück hinein, das ganz hinten von Gebüsch und Bäumen abgeschlossen schien; rechts schimmerten Glasdächer hindurch und et-

was tiefer im Garten ragte über die rechte Rebwand des Weges der bestrahlte Giebel eines niedrigen Hauses. Von diesem herab tönte in die Stille des Augenblickes der zurückhaltende, zufriedene Gesang eines Staren.

„Der da droben," sagte Elfride, „ist wohl Euer Hausgeist. Ich finde seinen Willkomm mit Würde gesprochen. Ich hoffe, er wird Nachsicht mit mir haben."

Herman, der ihn nicht beachtet hatte, sah auf und erwiderte:

„Ja, er kennt seine Aufgabe, er bat dich, es dir unter seinem Dache gefallen zu lassen."

Elfride lächelte seltsam, Herman wußte nicht, ob dankbar oder mitleidig, sie strich ihm, seinen Hut zurückstreifend, über die Stirn, über das dichte blonde Haar und die Wange und zog ihn voran; er hatte eben noch den Hut erhaschen können. Er freute sich der Berührung ihrer schönen, warmen Hand, die sie bloß zu tragen liebte, und fühlte doch wie ein Knabe, den eine schöne Frau geküßt hat, und fand nicht die Form sich zu wehren.

Als sie zur Haustür kamen, rief Herman:

„Frau Feinäugle!" und die Gärtnersfrau erschien neben der Treppe unter der Küchentür.

„Das ist Frau Feinäugle, unsere Hausmutter," sagte Herman, „und das ist unsere neue Hausgenossin, Frau Grenovius."

Elfride begrüßte die Frau und fuhr fort:

„Sie haben sich mit mir vielleicht sehr viel Unruhe ins Haus geladen. Ich hoffe, Sie werden es nicht zu sehr bereuen müssen und will Ihnen nur gleich vielen Dank sagen für Ihre Freundlichkeit!“ Damit reichte sie ihr die Hand.

„O 's ist mir nicht angst,“ erwiderte Frau Feinäugle, die Angekommene immer noch musternd. „Wenn es nur Ihnen gefällt bei uns! Grad vornehm treffen Sie's bei uns nicht. Wegen der Arbeit — die ist's wenigste! Dazu sind wir auf der Welt.“

Herman schnitt weiteres ab, indem er sagte:

„Wenn der Martin mit dem Koffer kommt, soll er mir rufen!“ und stieg voran die Treppe hinauf. Über den kleinen, die Mitte des Dachstockes einnehmenden Flur führte er Elfriden in seine beiden Zimmer, die je ein Fenster im Giebel und je eine schräge Wand hatten. Die eine Stube enthielt Bett, Stuhl, Waschkommode und Kleiderschrank von lackiertem Tannenholz; im andern stand neben dem Fenster das Sofa, davor ein langer Tisch mit Wachstuchdecke, an der Seite unter der Abschrägung ein Regal mit Büchern, zum Teil noch von Hermans leselustigem Vater, ein alter, feiner, vorn abgerundeter Eckschrank, der zu hoch war für die halbschräge Wand und darum einen leeren Winkel hinter

sich hatte, ein paar Stühle und neben der Tür ein runder, weißer Kachelofen auf hohen geschweiften Füßen.

„Das sind deine Zimmer?" fragte sie.

„Die deinen. Ich bin umgezogen in die ursprünglich für dich bestimmte Stube neben der Treppe nach der andern Seite hinaus. Da du ja das Wohnzimmer hier mehr benutzen wirst als ich, ist es für dich bequemer so. Dieses Schlafzimmer ist auch ruhiger als das andere."

Sie blickte ihn nachdenklich an, als wollte sie etwas sagen, machte dann einige Schritte, legte zurückkehrend die Hände auf seine Schultern und stützte die Stirn darauf.

Nach einer Weile wandte er sich, ergriff ihre Hände und sprach:

„Mut! nur Mut!"

Sie schaute ihn ernst an und ihr Gesicht war bleicher als sonst:

„Mut! Wenn's damit getan wäre! Der hat mir noch nie gefehlt. — — Du bist so gut gegen mich!"

„Das möchte ich wenigstens. Wie sollte ich anders gegen dich sein! Einstweilen aber hab' ich noch nichts tun können, als was sich von selbst versteht."

„Es versteht sich nichts von selbst!" erwiderte sie schroff, legte ihre Linke in seinen Arm und trat zum offenen Fenster.

Sie standen lange da, er kaum um Fingerdicke ihren hohen Wuchs überragend, und sahen in den Abendhimmel hinaus, dessen Farben langsam erblichen, manchmal auch senkte Herman den Blick auf die kräftig schlanken Hände, die so tadellos schön aus den Gelenken hervorwuchsen und sich lose um seinen Arm gefaltet hatten.

Endlich klopfte es an der Tür. Elfride wandte den Kopf und hieß eintreten.

Frau Feinäugle fragte, ob sie das Nachtessen bringen dürfe, und berichtete, der Bub' mit dem Gepäck sei da. Als Herman mit ihr hinunterging, sagte sie:

„Sie, Sie! Das ist aber eine Stolze! Ich hab' nur müssen gucken. Eine Stolze, eine Stolze! — Meinen Sie nicht, ich müßt' ein wenig besser aufdecken? Ein Tischtuch und so?"

„Nein," erwiderte er nach kurzem Besinnen, „lassen wir es, wie ich's immer habe."

„Wo sitzest du gewöhnlich?" fragte Elfride, als sie zu Tische gingen.

„Auf dem Sofa; es macht mir aber Freude, dir den Platz abzutreten."

„Ich bin einen Stuhl gewöhnt. Überdies möchte ich, daß du in deinen Gewohnheiten möglichst wenig durch

mich gestört würdest. Ich wünschte, ich wäre geeignet, es dir recht behaglich zu machen, freilich zweifle ich an meiner Fähigkeit dazu. Ich bin anspruchsvoll und habe mich seit einigen Jahren in manchem verwöhnt. Ich setze mich hier oben an den Tisch, wo ich auch leichter wegkann."

Auf dem dunklen, braungemusterten Wachstuch war alles so ungefähr hingestellt, Messer und Gabeln, Teller und Tassen, auf einem Blechtablett ein weißes Porzellankännchen mit Tee, eine abgegriffene Zuckerbüchse von lackiertem Blech, eine Schüssel mit gedämpftem Fleisch in seiner Brühe, Bratkartoffeln und Radieschen.

Elfride aß wenig. Herman kannte ihre ungewöhnliche Mäßigkeit noch und fragte, als sie fertig waren, ruhig, ob es ihr geschmeckt habe. Sie sah ihn an und sagte:

„Nein!"

Er strich den Schnurrbart und entgegnete lächelnd:

„Ich dachte jetzt, sie hätte ihre Sache gut gemacht. Freilich — ich bin darin sehr anspruchslos."

„Es war auch gut, und ich habe so viel gegessen wie sonst, — aber geschmeckt hat es mir nicht, weil ich ohne Tischtuch essen mußte, weil das Salz im Näpfchen grobes Kochsalz ist und weil die Messer nicht blank waren."

„O Schmerz, laß nach!" brummte Herman.

„Dergleichen Dinge," erklärte sie unbeirrt, „sind für mich ebenso dringende Bedürfnisse wie ganze Schuhe an den Füßen. Im Wald esse ich auch ex Faustibus; im Hause will ich's, und wenn ich nur ein Stück Brot und eine Wurst habe, nett angerichtet, sonst esse ich mit den Gefühlen, mit denen man Arznei nimmt."

„Das macht eben die Gewohnheit," meinte Herman. „Ich nehme es, wie es kommt, wenn es nur reinlich zugeht."

„Doch nicht ganz Gewohnheit! Ich war es auch nicht immer so gewöhnt; aber mit derselben Notwendigkeit, mit der ich eines Tages selber dachte und nicht mehr jede Gespenstergeschichte glaubte, stellten sich im Laufe der Zeit auch solche Bedürfnisse ein."

Sie erhob sich, räumte fast lautlos das Geschirr zusammen und schob das Brett auf den Ofen. „Dergleichen ist ja leicht zu ändern," fuhr sie fort. „Frau Feinäugle hat gewiß Tischtücher und gibt sie, wenn ich darum bitte, oder glaubst du, es würde sie beleidigen? Zuerst wollte ich natürlich mit dir reden. In meinem Koffer, der als Frachtgut nachkommt, habe ich alles Nötige selbst; wir können auch so lange warten!"

„Das hat sie und gibt sie natürlich gern."

„Nur den Tee —" fing sie lächelnd wieder an, „möcht' ich künftig selbst machen. Sie ließ ihn auf den Blättern stehen, es war schon mehr Gemüsesuppe."

Herman lachte und rief:

„Richte dir das alles ein, wie es dir gefällt! und — sieh hinweg über das, was sich nicht ändern läßt!“ Und er wunderte sich im stillen, wie sie ihm auf diese Kleinigkeit hin so dankbar lächelnd zunicken konnte.

Sie schritt einmal hin und her durch das Zimmer, das dem Herman noch nie so klein erschienen war, blieb dann stehen und fragte, auf den Eckschrank deutend:

„Wie hat der sich hierher verirrt?“

„Er ist mein Eigentum, noch von den Großeltern, wenn nicht weiter her.“

„Er ist sehr schön. Schade, daß er so schlecht steht!“ und zum Fenster tretend fuhr sie fort: „Möchtest du noch ein bißchen mit mir spazieren gehen? Wir lassen indessen hier die Tür auf, daß der Zug den Speisengeruch mit hinausnimmt.“

Und sie gingen.

Zwei Tage später, als Herman zum Mittagessen nach Hause kommend ins Zimmer trat, schaute er verwundert umher; es schien ihm so freundlich und behaglich, und war doch dasselbe Gerät an denselben Wänden! Und in der Tat war wenig geschehen: das Sofa, das bis hart an das Fenster vorgestanden, war wie auch der Tisch etwas zurückgeschoben, sodaß sie nun nicht mehr im Weg

zu sein schienen, und die vergilbten Öldrucke fürstlicher Häupter an der Wand darüber hatten einer Reproduktion des Goethe von Stieler Platz machen müssen, in der Ecke hinter dem Schrank schien ein Kamin aus der Wand herausgetreten zu sein, sodaß der Eckschrank nun richtig zwischen feste Flächen eingepaßt war, und auf dem weißen Ofen, wo immer irgend etwas geschwind abgestellt worden war, glänzte das dunkle Grün einiger Blattpflanzen; da und dort hing ein dunkelgerahmter Holzschnitt an der Wand.

Er wandte sich hin und her und genoß erfreut den freundlichen Eindruck des ganz schlichten, aber mit Sinn und Freude geordneten Raumes.

Elfride trat ein, da er gerade neugierig prüfend mit dem Zeigefinger an den scheinbaren Kamin klopfte.

„Verzeih," rief er sich umdrehend, „daß ich dem Zauber so respektlos auf den Leib rücke; aber ich gehöre zu den Menschen, die mehr bewundern, was mit natürlichen Dingen zugeht." Er gab ihr die Hand. „Du hast's wirklich gut gemacht. Glücklicherweise sind die Gaben der Menschen von Natur aus verschieden, sonst müßt' ich mich recht schämen, daß es hier bisher so unbehaglich aussah."

„Ich weiß nicht, ob ich dir das Schämen erlassen kann; diese Veränderungen sind doch gar zu gering und naheliegend!"

„Gerade das ist's!" erwiderte er eifrig. „Mir hat die Bude auch schon mißfallen, wenn ich z. B. einmal beim Förster den Abend zugebracht hatte; aber ich, um es anders zu machen, hätte ich viel Geld gebraucht, hätte mir andere Möbel angeschafft, die mir da und dort gefielen, und wie ich jetzt sehe, wär' es doch nicht das richtige geworden. Du verrückst die Sachen um ein paar Zoll, läßt die Kanten des Bücherregals hellhobeln, daß es sich in dem dunklen Winkel da hinten bemerkbar macht, und konstruierst für den Eckschrank eine Ecke — nichts einfacher, aber man muß daraufkommen! Die Höhle hinter dem Eckschrank hat mich auch geärgert, aber trotzdem ich nicht unpraktisch bin, das wäre mir nie eingefallen!" An der freien Seite des Pfeilers einen Schlüssel bemerkend trat er hin und öffnete. „Und da — sogar noch als Wandschrank benutzt! Tadellos! Meine aller-untertänigste Anerkennung!"

Sie lachte und sprach:

„Komisch! Ich freute mich darauf, dich durch die heinzelmännchenartige Verstohlenheit und Geschwindigkeit der Veränderung zu überraschen, und nun wunderst du dich gerade darüber garnicht, sondern über den höchst einfachen Einfall!"

„Natürlich! Denn machen kann man alles, sobald nur einer den handgerechten Einfall hat. Daß du es

zwischen acht und zwölf in meiner Abwesenheit her- gerichtet hast, wirkt auf mich nicht als Hexerei, sondern als — wie soll ich sagen? — als Grazie. Wie kommst du übrigens zu all den schönen Bildern?"

„Heutzutage," erwiderte sie lächelnd, „wo man dies alles dreinkriegt, muß man eigentlich fragen: wie kommt man nicht dazu! — Ich habe sie aus illustrierten Blät- tern gelegentlich einrahmen lassen und mit eingepackt, weil ich sie gerne um mich habe."

Auf Tizians „Zinsgroschen" deutend, der zwischen dem Ofen und dem Eckschrank hing, sagte Herman:

„Mich wundert, so was Religiöses oder Christliches bei dir zu finden."

„Findest du das religiös oder gar christlich?" ent- gegnete sie verwundert. „Dieser schöne kühle Mann da läßt sich doch nie und nimmermehr fangen!"

„Liebst du es deshalb?"

„Deshalb nicht, sondern weil es vom Stoffe ganz abgesehen schön ist. — Freilich wünschte ich, daß Christus nicht jene Probe auf die menschliche Erbärmlichkeit ge- macht hätte."

„Du hast seltsame Ansichten! — Er hat damit aber die Welt erobert!"

„Findest du?!" rief sie erstaunt und setzte nach einer Pause hinzu: „Wer gehört ihm denn? Vielleicht Tolstoj,

vielleicht da und dort ein Stiller im Lande; die Kirchen, die sich nach ihm nennen, gewiß nicht. Die Kirchen haben sein Bild, zur Fratze verzerrt, auf ihre Fahnen gemalt und allerdings viele damit geschreckt und geknechtet; aber schon in diesem Zimmer weder dich noch mich."

Herman setzte das Gespräch nicht fort; es war ihm seltsam, daß ein junges Weib unbefangener und rücksichtsloser dachte und sprach als er selbst, der sich allerdings nicht um religiöse Fragen kümmerte.

Fügte sich Elfride vom ersten Tage an der Hausordnung, so wußte sie doch in allem, in Essen und Wohnen, in Arbeit und Erholung mit leiser Unnachgiebigkeit ihre Form so weit wie möglich durchzusetzen. Sie war vom Aufstehen bis Schlafengehen in ihrer schlichten, geschmackvollen Weise fertig gekleidet, sie machte es sich in nichts bequem und belebte den Verkehr auch im kleinsten durch Rücksicht und Höflichkeit. Herman bemühte sich alsbald, seine gewohnten Nachlässigkeiten abzulegen, und gewann Freude an den neuen Anregungen. Mit Lust und Erwartung ging er nach Hause, er sehnte sich, wenn er weg war, häufig nach der Frau, die ihm ebenso gern mit raschem Verständnis auf das wirtschaftliche und soziale Gebiet folgte, wie sie ihn nötigte, ein Bild,

ein Buch oder irgendeine Frage in ihrer Auffassung anzusehen und durchzudenken. Er begann, die unverhoffte Schwangerschaft, die ihm das schöne, liebenswerte Weib ebenso unverhofft wieder zugeführt hatte, zu segnen und die Ehe als ein Glück von Herzen zu wünschen. Freilich, inniger fühlte er ihre Beziehungen noch nicht werden.

Elfride hatte keine Neigung zum Luxus, sie verlangte nur, das Notwendige dem Geschmacke zu unterwerfen, womöglich schön zu gestalten; hier nun aber stieß sie allzu bald auf die festen Grenzen der Verhältnisse. Die Anlage und Einrichtung des Hauses, die Unabgeschlossenheit der Wohnung, schwere Schritte und Türenzuschlagen, Arbeitslärm und -schmutz, Geschrei und Geruch der kleinen Leute und anderes, worüber sie in den ersten, beschäftigten Tagen leichter hinweggekommen war, wurde ihrem nun gebundenen Willen um so schwerer erträglich.

Wenn die Gärtnerburschen drunten im Arbeitszimmer beim Binden saßen und plötzlich einer anfing mit gellender Kraft einen Marsch oder Gassenhauer zu pfeifen, der andere mit der zweiten Stimme einfiel und sie einander nun in kühnen Läufen, Verzierungen und Verrenkungen ihres Parts überboten, dermaßen vergnügt und frei von der Leber weg, daß die Wände lebendig zu werden schienen, so fuhr sie in ihrem Stüb-

chen auf, schaute verstört umher, als könnte sie sich nicht helfen, machte sich dann rasch fertig und ging mit gelassenem Schritt die Treppe hinab und fort. Sie vermochte es zwar, wenn die Burschen sie etwa auf der Treppe hörten und ihr Pfeifen einstellten, ins Arbeitszimmer zu treten und zu sagen:

„Das ist aber garnicht galant, daß ihr immer aufhört, wenn ich komme!“ aber es schrillte ihr noch lange in den Ohren, und sie mußte sich zwingen, nicht im Takte der fürchterlichen Musik zu gehen. Dann kam ihr, die sich die Gegenwart nicht gerne durch Erinnerungen stören ließ und wohl sagte, sie habe noch Phantasie genug, um sich die Gegenwart schöner zu träumen, als die schönste Vergangenheit war, dann kam ihr doch die Sehnsucht nach ihrem großen stillen Zimmer in Frankfurt, das sie mit Aufwand von Zeit und Mühe ausfindig gemacht und allmählich, wie die Mittel es gerade erlaubten, nach ihrem Geschmack tapeziert und ausgestattet hatte, einfach, aber gewählt, sodaß kein Fleck da war, der kleinlich erschien unter den großen Linien der alten Stuckdecke, und daß sie von dem Blick auf die hundertjährigen Bäume der Hausgärten ohne Scheu in ihr Gemach zurücktreten konnte.

Dann begehrte sie eine Viertelstunde lang schmerzlich zurück nach jener abgeschlossenen Ruhe und Selbst-

genügsamkeit, in der sie die freie Zeit ihrer letzten Jahre genossen hatte. Aber wozu daran denken, jetzt wo es anders sein mußte. Daraus hatte sie sich für lange Zeit verbannt, vielleicht für immer! Wer weiß!? Dieser rasche Zweifelsblick in die Zukunft brachte sie aber zur Besinnung, sie schob Zukunft wie Vergangenheit von sich und fesselte ihre Gedanken an irgend ein Bedürfnis des Tages oder an einen Gegenstand, der sie der Zeit entrückte. Anders konnte sie ja jetzt nicht als sich ergeben, warten, stille halten.

So verbarg sie ihr Unbehagen in gleichmäßiger Gelassenheit; aber ihrem Triebe war es doch schwer, sich zu bescheiden, und manchmal verriet sie auch dem Herman unwillkürlich durch plötzliches Verstummen und Aufhorchen ihr Mißfallen, ihre schwer bekämpfte Erregung durch ein paar große Schritte. Suchte Herman etwa erklärend zu entschuldigen, so lenkte sie rasch ab; doch gelang es ihr auf die Dauer nicht, ihm eine unterlaufende Mißstimmung zu verbergen. Es mußte ihm auffallen, daß sie anders dreinblickte und sprach, wenn sie sich auf ihren großen Abendspaziergang in Wald und Feld begaben, als wenn sie auf das Haus zukamen; daß sie mit Vorliebe in dem Wäldchen am Ende des Gartens saß und an kalten Tagen lieber Mantel und Decke mit hinunternahm, als im Hause

blieb. Bald ward ihm bewußt, daß ihr Bild in seinen Gedanken nicht mehr von Ruhe und Kraftbewußtsein leuchtete, daß ein Schatten darauf lag. Seiner Auffassung der Äußerlichkeiten des täglichen Lebens erschien es immerhin kleinlich, sie schwer zu nehmen und sich durch ihre Mängel verdüstern zu lassen, und er suchte nach andern Gründen und wartete auf eine Gelegenheit, Elfriden schonend zu fragen.

Eines Nachmittages kam er früher als sonst nach Hause und fand Elfriden zu seiner Verwunderung nicht, im Wäldchen sondern lesend in der Sofaecke am Fenster sitzen. Da sie nach kurzem Gruß weiterlas, setzte er sich wartend hin. Nach einer Weile sagte sie, das Buch ablegend:

„Verzeih, ich war gerade mitten in einer Episode."

„Was liest du denn?"

Sie reichte ihm das Buch.

„Ilias?! Wie kommst denn du an die Ilias?"

„Nun — sie ist doch das berühmteste Buch der Welt und steht in jedem Bücherschrank! — Ich sah sie da im Regal und nahm sie und las ohne eigentliche Absicht den Anfang, wie man etwas Wohlbekanntes im Vorbeigehen begrüßt. Dann kam der Schütze Apollo, und da wird es schwer, nicht weiterzulesen."

„Ich mache mir nicht so viel aus der Ilias; Gemetzel und nichts als Gemetzel!"

„Nun, da könnte man ja manches überschlagen, obschon ich es nie nötig finde. Immer ist doch Achill da, und wenn er auch im Zelt bei seinem Schiffe sitzt und dem fernen Kampfe lauscht, immer ist er da und jeder Hieb fällt ihm zu Ehren. Es ist ja nichts Schöneres auf der Welt als Achill! Er ist so vollkommen schön, wie nur die Griechen etwas zu schaffen vermochten, und dazu so unmittelbar bewegend, ergreifend, als hätte ihn Shakespeare gemacht!"

„Ich muß gestehen," sagte Herman, „mir war Hektor eigentlich immer sympathischer."

Elfride schüttelte den Kopf:

„Sein Verhalten gegen Patroklos, der ohne Rüstung und Waffe schwer verwundet ist, als sich Hektor endlich an ihn wagt, — das ist nicht sehr sympathisch. Übrigens ist er offenbar ein wackerer Mann, mehr aber nicht. Und setze ihn an Achills Stelle, — die ganze Ilias wäre vermieden! Er würde zu Agamemnon gesagt haben: „Nimm die Briseïs! Fort mit Schaden! Darum keine Feindschaft!" und würde möglichst rasch Troja erobert haben!"

„Was auch das Vernünftigste gewesen wäre."

„Gewiß! aber nicht schön, nicht heldenhaft, sondern höchst — normal. Achill, der besser ist als alle Griechen und Troer zusammen, kann doch nicht in der Eroberung

einer Stadt aufgehen, sondern nur in sich selbst. Das ist seine Größe."

„Du liest solche Bücher anders als ich," sagte Herman nach einer Pause.

„Ich lese sie an meinen Winterabenden, immer einen Abschnitt, dann lösche ich das Licht, öffne das Ofentürlein und träume von dem Gelesenen."

„Da hast du es schön!"

„Ja. Ich war auch noch immer zufrieden damit."

„Warum bist du eigentlich bei solchen Neigungen nicht Lehrerin geblieben?"

„Zu lehren ist auch nicht mein Beruf; es war auch nur Brotarbeit. Das Problematische daran würde mich aber trotzdem auch in meiner freien Zeit beschäftigen, ich würde also schließlich in einer Tätigkeit aufgehen müssen, die meinen Trieben fremd ist. Ich halte aber gewöhnliche Tagelöhnerarbeit für anständiger und menschlicher als geistige Zwangsarbeit; sobald ich meiner Kasse den Rücken drehte, kümmerte sie mich mit all ihren Zahlen und Goldstücken nicht mehr, ich gehörte mir."

„Greift dich das ewige Rechnen und Zählen nicht an? ging dir das nicht auf die Nerven?"

„Ich habe ziemlich kaltes Blut und bin von Natur aufmerksam. Wenn ich einmal ein Defizit habe, so sage ich ruhig: das ist also ein Defizit, und lasse mir nicht

einfallen, es durch ein Defizit an Gemütsruhe und Haltung ersetzen zu wollen. Drum kommt es auch nicht zu oft vor."

Herman sah sie versonnen an. Wie vernünftig, kühl, wie bejahrt erschien dieses junge Wesen, mit dem er gestern — nein, war es wirklich schon ein halbes Jahr? — so kindlich geschwärmt hatte! — Nein! war das wirklich erst ein halbes Jahr her? Und war es nicht überhaupt ein Maskenspiel gewesen? Er sah sie an, und Sehnsucht nach jenen Glückstagen und nach neuen ihresgleichen und nach dieser unbekannten Frau atmete in ihm auf.

Sie neigte sich lächelnd über die Lehne gegen ihn hin, streckte die Hand aus und strich ihm mit dem kleinen Finger langsam die Wange auf und nieder:

„Wie oft rasierst du dich?"

„Jeden zweiten Tag," antwortete er etwas verblüfft.

„Tu es doch täglich!" bat sie. „Solche Stoppeln, wenn sie noch so golden blinken, stören in einem gleichsam mit Sorgfalt ausgearbeiteten Gesichte doppelt."

„Wieso gleichsam mit Sorgfalt — —?" fragte er etwas befangen und versuchte seine Wange, die nur eben rauh war.

„Nun, dein Gesicht ist mit seltenem Ebenmaß gebildet, nichts zu lang nichts zu kurz. Augen, Stirn,

Nase, Mund, Kinn — alles macht sich in gutem Verhältnis geltend; der Schnurrbart paßt freilich nicht ganz."

„Wieso?" fragte er und zog ihn durch die Finger.

„Stirn und Nase verlaufen bei dir in gleicher Richtung, nur durch eine schwache Stufe unterbrochen, und das runde Kinn mit der entschlossen, dicht an den Mund gepreßten Unterlippe stimmt dazu; man wird an griechische Bilder erinnert. Du siehst gut aus."

Herman errötete und runzelte unwirsch die Stirne: „Dummes Zeug!"

Sie lachte und rief:

„Wäre es dir lieber, wenn ich dich garstig fände und an einen krüppeligen Japaner erinnert wäre? Ich freue mich immer wieder darüber, daß du so bist. — Ich würde ja auch sonst nicht begreifen können, wie du dich in meinen Herbstferientraum — so einfügen konntest!"

Ihm war dies sachliche Besprechen seines Äußeren ebenso unbehaglich wie ungewohnt, und verlegen fragte er:

„Warum soll denn jetzt der arme Schnurrbart weg?"

„Er soll ja nicht weg. Rasierte Gesichter sehen heutzutage doch pfäffisch aus. Ich meine nur, er stört das Profil; du müßtest schon einen Vollbart tragen, um die Störung auszugleichen."

Nun lachte er und rief:

„Auf was für Sachen du kommst!“ Dann ward er langsam ernst, schaute sie prüfend an und sagte zutulich:

„Da wir von Störungen sprechen: — was stört dir in diesen letzten Tagen die Gemütsruhe? was macht dich so schwermütig?“

Bestürzt blickte sie auf und fragte:

„Erscheine ich dir schwermütig?“

„Ja. Unfroh, verdüstert. Du mußt mir nichts verschweigen; ich möchte dir helfen, wo ich kann.“

„Es ist nichts zu helfen. Es ist überhaupt nichts.“

„Und wo ich nicht helfen kann, möcht ich wenigstens teilnehmen. Bin ich schuld?“

Ihn herzlich anschauend schüttelte sie den Kopf und sprach dann:

„Bei solchen Dingen ist es schon genug, ja, viel zu viel, wenn eines sie empfindet. Ich muß mich schämen, daß ich es merken lasse.“

„Sind es Äußerlichkeiten?“

„Ja.“

„Ist es dir so schwer, dich in sie zu fügen?“

„Ich füge mich ja vollständig; ja, ich bedaure zum erstenmal, daß ich mich durch dergleichen Dinge stören lasse.“

„Aber dein unfrohes Auge ist mir ein Vorwurf.“

„Das darf es nicht! Ich werde mich bemühen,

anders auszusehen. Aber du mußt auch nicht empfindlicher gegen mein feststehendes, nicht zu veränderndes Wesen sein, als du mir gegen zufällige Störungen zu sein gestattest! Ich verarge dir nicht, daß du hierin härter bist; verarge du mir es auch nicht, wenn einmal zu merken ist, daß ich meine größere Empfindlichkeit eben überwinden muß."

Zögernd und befangen zog er ein Blatt Papier aus der Brieftasche und rechnete ihr seine Einnahmen vor, die sogenannte Vergütung, die er als Beamter bezog, und den Zins seines Vermögensrestes; er stellte die ungefähren Ausgaben dagegen und fragte, ob Elfride eine Änderung für möglich oder ratsam halte.

Erstaunt und ernst folgte sie seiner Rechnung und verneinte durch langsames Kopfschütteln.

Die Haustür ging, Stiefel wurden auf der Matte gereinigt, schwere, weiche Schritte kamen die krachende Treppe herauf, offenbar zweier Personen. Herman horchte auf und murmelte lächelnd:

„Onkel und Tante! Jetzt wirds noch besser."

Es klopfte. Herman forderte mit einer Handbewegung Elfriden auf und sie rief:

„Herein."

Zögernd tat sich die Tür auf, das freundliche Haupt des Onkels erschien mit unsicher prüfendem Blick und hielt sofort verdutzt still.

„Bitte, Onkel," rief Herman, „wir sind zu Hause!" Er sprang hin und öffnete, sodaß auch die Tante, die ungeduldig neben ihrem Manne durchsah, eintreten konnte.

Elfride erhob sich und begrüßte die etwas verlegen stehen bleibenden.

„Elfride, das ist mein Onkel und einstiger Vormund, der Herr Stadtverordnete Höpfner, Couponabschneider seines Zeichens, und Frau Gemahlin; ich habe ihr manches Butterbrot und manche Ohrfeige zu verdanken."

Die beiden verneigten sich widerstrebend und mit unhöflich ernster Miene, während Herman, aufgeregt, kaum ein Lachen halten konnte.

Als Elfride dem Onkel, dem sie zunächst stand, einen Stuhl hinstellte, siegte in ihm doch seine behagliche Art, er dankte freundlich lächelnd, stellte Stock und Hut in die Ecke und setzte sich.

„Die Damen, bitte, auf das Sofa!" sagte Herman zur Tante, die über diese Zumutung so erbost wurde, daß sie die anzügliche Bemerkung:

„Du hast dich verändert?" nicht zurückhalten konnte. Sie setzte sich indessen in die Sofaecke, und die schönen, ebenmäßigen Züge ihres nicht einnehmenden Gesichtes und die scharfen braunen Augen nahmen einen überlegen gleichgültigen Ausdruck an.

„Verändert — ich?“ fragte Herman langsam und erstaunt. „Ach — ja, ich hab mir seitdem das Haar stutzen lassen.“ Er fuhr sich über den blonden Schopf.

„Ach schwätz!“ entgegnete sie verweisend. „Du verstehst mich schon.“

„Ja, wieso hätt ich mich verändert, Tante? Ich bin immer noch der alte, gute Kerl, der für dich durchs Feuer geht.“

„Ja, du warst immer groß im Mißverstehen, was dir nicht paßt, und in Impertinenzen!“ rief sie angriffslustig.

„Onkel, kannst du mir sagen, was Tante meint?“ fragte Herman.

Der Onkel aber erhob verwirrt abwehrend die Hände und, trotzdem seine Frau ihm hetzend zunickte, sprach er nur:

„Ich — ja ich — ich hab gar nicht zugehört.“

„Dann muß ichs in Gottes Namen aufgeben!“ sagte Herman. „Aber — wo habt ihr die Klara gelassen!“

„Die ist im Garten drunten hängen geblieben,“ antwortete die Tante rasch.

„Hoffentlich hat sie sich nichts dabei zerrissen?“ fragte Herman.

„Nicht so hängen geblieben!“ mischte sich der Onkel erklärend ein; doch die Tante unterbrach ihn und sagte mit wegwerfender Handbewegung:

„Erklärs dem auch noch! Der will doch nichts verstehen.“

Eine kurze Weile war es still. Der Onkel saß so, daß er Elfriden unauffällig betrachten konnte, und tat es mit Behagen; die Tante aber lehnte sich in ihre Sofaecke zurück und musterte die teilnahmslos dasitzende mit raschen Seitenblicken.

Elfride fühlte, daß sie im Wege sei, erhob sich, entschuldigte sich und ging. Als sie unten an der Küche vorbeikam, hörte sie eine klingende Mädchenstimme mit Frau Feinäugle sprechen, dachte „Klara!“ und begab sich in das Wäldchen.

Klara war geheißen worden, unten zu bleiben, bis man sie riefe, hatte sich mit ihrer Neugier sofort an die Gärtnersfrau gewandt und wußte nun schon mehr als die Eltern. Jetzt beschloß sie, trotz dem Verbot einfach hinaufzugehen und die „stolze Person“ anzuschauen. Als sie aber leis die Treppe erstiegen hatte, hörte sie das Gespräch, vermutete daraus, daß die gesuchte nicht im Zimmer sei, blieb stehen und hörte zu.

Als Elfridens Tritte unten verklungen waren, hatte der Onkel aufgesehen und gesagt:

„Das sind mir schöne Geschichten!“

„Das geht denn doch übers Bohnenlied!“ brach die Tante los. „Ich mein, mich trifft der Schlag, wie Guido

uns heut nach Tisch beiseite nimmt in den Salon und sagt, du hättest dich so angelassen! und wolltest nun sogar noch allem die Krone aufsetzen und deine — — Dulcinea einfach kommen lassen! wir sollten dir doch das ausreden! Und jetzt — jetzt sitzt sie krottenbreit schon da! und tut noch großspurig und gnädig, wie wenn sie das beste Gewissen hätt' und sich alles von selbst verständ!"

Herman unterdrückte das Lachen, sagte nichts und schloß das Fenster.

„Ja, lach auch noch!" fuhr die scharfblickende Tante ihn an. „Du hast's nötig!"

Der Onkel aber sagte mit Seufzen und Kopfschütteln:

„Herman, Herman, was machst du einem für Sachen! Wo soll denn das hinaus? Das geht doch nicht! In acht Tagen redet ja die ganze Stadt davon. Wenn das dein seliger Vater erlebt hätt' und meine Schwester selig! Ist dir denn alles gleich! Hast du denn keine Moral mehr?"

„Moral —?" unterbrach ihn die Tante. „Das ist's ja gerade! Die jungen Herren haben keine Moral mehr heutzutage und keine Religion und nichts mehr. Da sieht man wieder, wohin es führt, wenn man vor nichts mehr Respekt hat und über alles Witze macht! Ich hab's immer gesagt, mit dem Herman werden wir noch unser Teil erleben! Ja, sitz nur hin und mach einen Dickkopf!

Wohl ist dir doch nicht dabei! Wenn man sich nicht schämen müßt vor Gott und der Welt, dir tät ichs gönnen, nicht den kleinen Finger wollt ich rühren! Ich ließ dichs ausfressen! Prost die Mahlzeit! Aber's geht über die Familie her, über uns! Man kann sich ja nirgends mehr sehen lassen, man muß sich ja in den Boden hinein schämen!" Sie nahm den Hut vom Kopf und warf ihn auf den Tisch, riß die Handschuhe ab und warf sie in den Hut, wischte sich das Schlupfpulver von den Händen und strich sich das glattanliegende schwarze Haar zurecht.

„Sieh Herman!" fing der Onkel an, die Pause der Frau benutzend. „Sieh, ich begreife ja, daß man — daß einem — einem so etwas passieren kann, wenn man jung ist und unüberlegt und noch keine Grundsätze hat. Es hat ja schon mancher Dummheiten gemacht und ist doch noch ganz recht geworden. Aber — man treibt es dann doch nicht auf die Spitze, man wird doch nicht gleich frech und schamlos! man besinnt sich doch und denkt auch ein bißchen an seine Familie, daß man ihr nicht Schande macht, und man sieht zu, wie man die Sache still arrangiert! Was denkst du dir denn dabei? Was denkst du nur!"

„Was der denkt —?" warf die Tante mit dem Daumen deutend dazwischen. „Steigt mir den Buckel hinauf, denkt er. Ich kenn den Lauser."

„Ach, reiz ihn nicht, Melanie!“ verwies der Onkel. „Wir wollen ruhig und vernünftig reden, daß man auch zum Ziele kommt. Sprich auch einmal, Herman!“

„Bis jetzt hätte ich nichts zu sagen“, erwiderte er.

„Natürlich! Beleidigt ist der Herr!“ rief die Tante. „Wir müßten eigentlich ‚Gott sei Dank‘ sagen, wenn uns der Herr Neffe die lüderlichsten Geschichten macht! Gottfroh müßt ich sein, wenn ich neben so eine auf's Kanapee plaziert werde! Hat man schon so was erlebt! — Muß man sich auf seine alten Tage noch mit — mit Geschichten befassen, von denen eine anständige Frau überhaupt nichts wissen soll!“

„Die Tante hat ganz recht, Herman: du hast gar nicht nötig, noch den Beleidigten zu spielen! Das ist sehr bequem. Aber es wäre viel ehrenhafter von dir, Red und Antwort zu stehen, dein Unrecht zuzugeben und zu sehen, wie du es wieder gut machst und aus der Welt schaffst. Wir meinen es gut mit dir; das hast du wahrhaftig schon oft genug merken können. Du mußt doch auch an die Familie denken! Du stehst doch nicht allein in der Welt! In meiner Familie wie in euerer Familie — so was ist nie vorgekommen, soweit man denken kann! Immer waren es ernste, solide, ehrenfeste Männer, die jedem in's Auge sehen konnten, moralisch durch und durch! — und jetzt muß man das erleben! Wo du das

nur her hast! — Ja, Antwort gibt's natürlich nicht. Die Tante hat ganz recht: du hast nie auf uns gehört, und wir haben's doch wahrhaftig immer gut mit dir gemeint! Immer hast du alles besser gewußt in deinem Dickkopf. Hättest du mir damals gefolgt, statt dein bißchen Vermögen zu verstudieren, und wärst zu mir ins Geschäft gekommen, du ständest jetzt anders da als in deiner hungerigen Karriere. Und so was, wie das jetzt, wär nicht vorgekommen, da bin ich dir gut dafür! Schau den Kornhas an, meinen Nachfolger —! in den fünf Jahren — ein reicher Mann ist er geworden! Jetzt heiratet er die Tochter vom Kommerzienrat Kappes draußen, eine halbe Million kriegt sie nur bar mit. Die hättest du auch haben können! — Dagegen — was — ist — das — jetzt — für eine Wirtschaft — mit — so einer —! ich bitte dich. — Ich will dir ja keinen Vorwurf machen. Wenn das Malheur einmal passiert ist, dann ist's passiert; aber du kannst dann doch zu einem kommen und beichten und sagen: ‚Onkel hilf mir!' damit man die Sache anständig beilegt! Die Welt wird's ja nicht kosten."

Herman wartete immer noch schweigend zu.

Die Tante stieß den Tisch beiseite, daß der Hut darauf schwankte wie ein Schiff im Sturm, sprang auf und rief:

„Wird der Herr jetzt gnädigst geruhen zu antworten?"

„Ja, seid ihr schon fertig?" fragte Herman aufschauend.

„Das wird sich finden, ob wir fertig sind!" schrie sie außer sich.

„'s ist nämlich nur," fuhr Herman fort, „damit ihr nicht sagt, ich hätt euch nicht ausreden lassen. — Also —! Ihr macht es mir leider ziemlich leicht, euer Interesse dankend abzulehnen. Nicht wahr, Onkel, wenn ich dir über deine Frau per ‚Dulcinea — so eine — die da' spräche, würdest du mich zur Tür hinausschmeißen, — nicht?"

Ehe der Onkel mehr als ein langgezogenes, einspruchs- und empörungsvolles „Ja" — ausstoßen und ehe die Tante sich von ihrem starren Entsetzen erholen konnte, fügte Herman hinzu:

„Daraus folgt, daß ich nicht weiter mit euch verhandeln kann."

Nach einer jähen Stille fingen Onkel und Tante zugleich an, sich zu entladen; Herman aber, der nur einzelne Worte aus dem Durcheinander verstand, sprach:

„Ich lasse mich auf nichts mehr ein. Wenn ich überhaupt jemand Unrecht getan habe, so ist es Elfride! und das versuche ich eben jetzt gut zu machen. — Und nun öffne ich zum Zeichen, daß Schluß der Debatte ist, das Fenster wieder." Und er tat es. Die Tante aber rief:

„Was ich sage, kann die ganze Welt hören. Das offene Fenster stört mich noch lange nicht."

„Bon!" sagte der Neffe und wandte sich zur Tür, „dann überlass' ich euch das Feld."

„Gut!" rief die Tante und griff nach ihrem Hut. „Merke dir: wir sind fertig!"

„Freut mich, daß ihr endlich fertig seid."

„Ich meine: wir sind miteinander fertig, du und ich! Mich hast du gesehen, ein für alle Male!" betonte sie mit bitterbösem Gesicht.

„Wie es sein muß!" erwiderte er. „Es tut mir leid, daß es nicht anders geht. Ich weiß, daß hinter eurer verwandtschaftlichen Rechthaberei und Unduldsamkeit auch wirkliche Teilnahme steckt, und dank euch dafür; aber in dieser Form — frißt er's nicht."

Der Onkel hatte bekümmert und nachdenklich auf den Boden geschaut, ergriff nun Hut und Stock und sprach, während die Tante voran hinaus ging:

„Herman, Herman, du machst mir schwere Sorgen. Wie soll das gehen? Du machst dich doch ganz unmöglich!"

„'s kann sein."

„Willst du sie denn heiraten?"

„Das wird sich finden."

„Ich mein es doch gut mit dir — und bin nicht so —"

„Es scheint so!"

„Und — ich will nichts gegen sie gesagt haben, es war nicht so gemeint, es tut mir leid; man regt sich halt auf. Empfiehl mich —, hörst du!"

Herman schwieg. Die Tante rief:

„Alter Suitier!"

Unten auf der Bank am Brunnen saß Klara, die sich geschickt wieder zurückgezogen hatte, spielte mit einem rasch abgerissenen Zweiglein und rief unzufrieden:

„Da hätt ich auch gleich zu Hause bleiben können!"

„Hast keine Gesellschaft gefunden?" fragte mißtrauisch ihre Mutter, die fürchtete, das Kind könnte mit Elfride zusammengekommen sein.

„Ich war ein bißchen bei Frau Feinäugle drin." Sie schloß sich dem schweigsamen Zug durch den Garten an und musterte neugierig ihren Vetter, der plötzlich ein ganz anderer für sie geworden war, unheimlich und anziehend wie ein Abenteuer.

„Man sieht dich ja garnicht mehr, Herman," fing sie an. „Kommst du am Sonntag?"

„Er hat jetzt keine Zeit!" fuhr die Mutter dazwischen.

„Ja, was ist denn los?!" fragte Klara in beleidigtem Ton.

„Was nicht angebunden ist!" erwiderte die Mutter. „Mußt du alles wissen, du naseweiser Bündel?!"

„Dideldum, Dideldum, Dideldum!“ sang Klara und lachte höhnisch.

Die Mutter schaute argwöhnisch nach ihr um; aber das Mädchen hatte schon wieder eine ehrbare Miene angenommen und riß nun ein Blatt vom Wegrand, rollte es zusammen und warf es Herman in den Nacken. Er beachtete es nicht, machte die Gartentür auf, reichte den Verwandten ruhig die Hand und erwiderte auf Klaras Frage, wann er einmal wieder käme:

„Ja, wenn du so Sehnsucht nach mir hast, muß ich doch bald mal nachsehen!“

Sie gingen, er schaute ihnen nach. Klara drehte sich um und winkte ihm noch einmal zu.

Herman schritt langsam durch den Garten bis ans andre Ende und wandte sich, um den nachdenklichen Gang zu wiederholen, da besann er sich plötzlich, blieb stehen und sagte den Kopf werfend:

„A! dummes Zeug!“ und bog in das Wäldchen ein, wo er Elfride zu finden hoffte.

Sie schaute ihm ruhig entgegen und hielt ihm eine halberschlossene weiße Syringenblütentraube hin. Er roch daran und drückte Elfriden heftig die Hand.

„Ja,“ sagte er, „immer möglichst schnell andere Luft! Aber da, nimm du die Blume wieder, daß ich sie nicht zerrupfe.“

„Du hast Ärger gehabt. Vielleicht hätte ich doch besser getan, hartnäckig sitzen zu bleiben!“

„O — wenn nicht heute, so würden sie morgen ausgepackt haben. Wär' ich nicht im Grunde doch ein anhänglicher Bursch, so würde ich einfach lachen. Nun, ich blieb zum Glück ruhig und ließ mich auf nichts ein; freilich, es war ja auch nichts aufregend neues, lauter wohlbekanntes, altes, edles Requisit! Und sie gehen jetzt gewiß unzufrieden mit ihren Leistungen heim.“

„A — glaubst du das? So sehen sie nicht aus.“

„Der Onkel doch, sicherlich. Übrigens — genug für heute von der Sorte! Machst dich fertig? gehen wir spazieren? Hm?“

Sie stand auf und ging ins Haus. Er sah ihr nach, dann schritt er langsam hinterdrein, dann weiterhin durch den Garten und, da er abseits einen Spaten im Boden stecken sah, trat er hinüber und fing an, umzugraben, mit einer freudigen Wut.

Als Elfride zum Wäldchen zurückkam und Herman nicht fand, ging sie auf den daneben gelegenen hinteren Ausgang zu, im Glauben, er warte wohl auf der Straße. Da trat ihr ein älterer Herr mit glattrasiertem braunem Gesicht entgegen, betrachtete sie erstaunt durch das Monokel, ließ dieses plötzlich fallen, grüßte höflich und

fragte, ob Finanzpraktikant Anshelm hier wohne und zu Hause sei.

„Ich dachte, er sei gerade hier auf der Straße," erwiderte sie.

„Nein, da war er nicht zu sehen."

„Dann wird er im Garten sein," sagte Elfride sich umwendend. „Wenn Sie sich ein paar Schritte mit mir bemühen wollen, werden wir ihn gleich haben." Sie schritt langsam voraus.

Er klemmte flink das Monokel vors Auge, betrachtete sie, ließ es wieder fallen, trat neben sie und sprach:

„Ich muß aber wohl fürchten, zu stören, Sie von irgend etwas abzuhalten."

„O — an Vorhaben, von denen wir uns abhalten lassen, ist wohl nicht so viel gelegen."

Verwundert schaute er sie an, ob die unhöflich scheinenden Worte auch so gemeint seien, fand aber in Elfridens Zügen nur den natürlichen Ernst, der auch in ihrer Stimme geklungen, und sagte:

„Nun darf ich von meinem Vorhaben schon nicht mehr zurücktreten!"

Sie wiegte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Freilich ist nun noch die Frage, ob an einem Vorhaben viel gelegen sein muß, damit wir darauf bestehen. Manche Laune bekommt noch wirklichen Wert

dadurch, daß wir auf ihr bestehen. — Übrigens, da haben wir den Herrn Finanzpraktikanten, da ackert er wie — wie heißt jener Römer, der antike Washington?"

Ihr Begleiter warf das Monokel in's Auge, während er sagte:

„Suchen sie nur weiter unter den amerikanischen Städten, dann finden Sie schon den richtigen Namen!"

„Sie irren, Buffalo Bill hieß er nicht!" sprach sie.

Der Herr lachte.

Herman kam herüber und rief:

„Mein Onkel hat mir vorhin meine hungrige Karriere vorgehalten; drum bemühe ich mich jetzt, im Stundenlohn ein wenig nachzuhelfen. — Darf ich die Herrschaften bekannt machen? Herr Finanzrat Venner — Frau Grenovius."

Nach einigen Worten zog sich Elfride zurück.

Der Finanzrat sah ihr nach und dann zu Boden, runzelte nachdenklich die Stirn und sagte schließlich:

„Ich bin da vorn Ihrem Herrn Onkel begegnet. Er hat mir eine fürchterliche Geschichte erzählt und mir keine Ruhe gelassen, bis ich Ihnen sofort ins Gewissen zu reden versprach. Ich habe glücklicherweise eben — noch eine Begegnung gehabt und kann mein ganzes Konzept, ehe ich mich damit blamiert habe, in den Papierkorb werfen. Ich will also nur als Ihr Vorgesetzter Sie in

einer Sache, deren Motive mir wohl nicht zugänglich sind, an die nötige offizielle Vorsicht und Rücksicht erinnern, zumal eine Dame beteiligt ist."

„Erlauben Sie, Herr Finanzrat, daß ich Ihnen die Verhältnisse einigermaßen klarlege. Die Vorgeschichte, die ich nicht erzählen kann, ist so ungewöhnlich, daß die ungewöhnlichsten Folgen natürlich sind. Nach einem kurzen, seltsamen, phantastischen Verkehr trennten wir uns mit dem Wunsche, einander nicht wiederzusehen; wir wollten ein unglaublich schönes Glück enden, wie es über uns gekommen war, traumartig, plötzlich. Da es aber kein Traum war, brachte es uns doch wieder zusammen. Frau Grenovius ist nun so vorurteilslos —"

„Pardon! — verheiratete Frau —?"

„Nein, eine natürliche."

„Gut!" sagte er rasch, um die Unterbrechung zu schließen; konnte sich aber doch nicht enthalten, durch die Worte:

„Übrigens sehr gut gesagt!" seine Zufriedenheit mit dem Ausdruck kund zu geben.

„Sie ist" — fuhr Herman fort, „so vorurteilsfrei und selbständig, daß das Vorhandensein eines Kindes kein Grund für sie sein kann, nun schleunigst eine Ehe zu schließen; und unsere Beziehungen seit ihrem Hiersein

sind so neutral und neu, daß nichts weiter vorauszusehen ist. Die Beschränkung der Mittel und mein ganz persönliches Herzensbedürfnis ließen mir nur die gegenwärtige Form übrig, und darum wohnt Frau Grenovius im selben Hause wie ich."

„Das ist allerdings seltsam und ungewöhnlich. Aber bedenken Sie auch, daß der Staat, dessen Beamter Sie sind, gerade von seinen Beamten die allergenaueste Innehaltung der gegebenen Formen fordern muß. Und lange geht's nicht, da werden Sie denunziert."

Herman nickte.

„Und was die Mittel betrifft," fuhr der Finanzrat fort, „so sagte mir Ihr Herr Onkel, daß die Geldfrage keine Rolle spiele, da Sie ja neben seiner Pflegetochter erben."

„Das wußte ich nicht," entgegnete Herman; „doch hat es nichts zu bedeuten. Sie haben meine Verwandten nicht reden hören, — oder doch?"

Der Finanzrat schüttelte bekümmert den Kopf und fuhr fort:

„Ja, müssen Sie denn aber gerade in demselben Hause wohnen!" Er deutete auf ein Nachbarhaus. „Können Sie sich da nicht einmieten?"

Herman lächelte:

„Und was wäre damit geändert?"

„Alles."

Herman lachte.

„Verzeihen Sie, Herr Finanzrat, aber ich muß lachen."

„Lachen Sie, soviel Sie wollen; aber seien Sie vernünftig! Die Konvention hat ihr Gutes, so komisch sie im einzelnen wirken mag; und ich halte es gern mit ihr. Sie fordert von uns ihre Form und gibt dafür die weiteste Freiheit. Sie ist wie ein fester, geschmeidiger Schuh, in dem man sich freier bewegt, größere Sprünge macht und unverwundbarer ist als barfüßig. Und vor allem: sie herrscht und Sie entthronen sie nicht."

„Gewiß nicht! Aber — das Imponderabile gibt wieder einmal den Ausschlag. Ich habe eine Erinnerung: ich war einmal eine kurze Zeit das, wonach wir häufig die Sehnsucht und eine verschüttete Möglichkeit in uns spüren, frei, unbedingt, Trieb und Vernunftziel eins, Mensch. Und was mit jenen Tagen in Beziehung steht, kann ich nun nicht mit kleinlicher Klugheit behandeln. Daß ich jene Tage erlebte, war Glück; daß ich mich vor ihnen nicht schämen muß, wird nun meine Aufgabe sein."

„Sie setzen aber Ihre Laufbahn auf's Spiel! Das werden Sie bereuen. Wir können Sie brauchen — ich sag es Ihnen grad offen heraus — Sie bringen es zu etwas! Machen Sie keine Dummheiten!"

„Wie verschiedene Schlüsse man doch aus demselben

Umstande ziehen kann, Herr Finanzrat! Weil ich brauchbar bin, verlangen Sie, ich sollte nichts riskieren, ich aber meine, eben weil ich brauchbar bin, darf, soll und muß ich riskieren. Wär ich ein aussichtsloser Kopf, dann hätt' ich's allenfalls nötig, mich an den Staatstrog zu klammern; nun aber —: läßt mich der Staat nicht so gelten, wie ich vor mir selber sein muß, dann gibt's ja noch viele Straßen, die ich nimmer noch marschiert! Übrigens, zu etwas bringen kann ichs nur, wenn ich etwas bin; hab ich aber nicht den Stolz, auch zu scheinen, was ich bin — und sei es noch so unscheinbar — dann werd ich auch nie sein können, was man mich etwa gern scheinen ließe!"

Der Finanzrat sah ihn freudig lächelnd an und sagte:

„O so ein junger Hecht! so ein junger Hecht! — Für Sie ist halt noch der Himmel blau und das Wetter schön, — was soll unsereins da sagen!" Und sich nach der Richtung drehend, wo Elfride verschwunden war, seufzte er:

„Also gehen wir!" blieb aber wieder stehen, stieß den Stock auf und rief:

„Und doch! Sie machen dummes Zeug! Sie werden's bereuen! Denken Sie an mich!"

Herman schwieg und ging neben ihm her.

„Wo ist Frau Grenovius? ich möchte mich verabschieden."

Herman rief Elfriden, und der Finanzrat sagte:

„Dafür, daß Sie mich diesem langweiligen Philosophen überlieferten, müssen Sie mich jetzt schon entschädigen! Die Herrschaften wollten doch gerade ausgehen —, darf ich mich anschließen bis zum nächsten Kreuzweg?"

Er unterhielt sich noch eine Weile auf muntere Weise.

„Du hast einen liebenswürdigen Chef!" sagte Elfride, als er sich verabschiedet hatte.

„Ja. Ein famoser Mensch! — Übrigens der Onkel hat mir ihn auf's Dach geschickt."

„Meinetwegen?" fragte sie und nahm Hermans Arm.

„Ja."

Nach einer Pause fragte sie:

„Was will er denn noch?"

„Sie haben halt Skandalangst und bieten mir dringend ihren Geldsack an, zur Vermeidung."

„Und —?"

„Ich habe bestens gedankt — könnte man sagen."

„War das nicht — doch — unklug?"

Er hielt einen Moment still, schaute sie an und sagte dann:

„Um Klugheit handelt es sich nicht.“

Sie erwiderte nichts und fing nach kurzem von andern Dingen zu reden an.

Er konnte aber die Frage nicht vergessen.

Drittes Kapitel

Obschon seit einigen Wochen bereits verlobt, hatten Klara und Guido die Verlobungsfeier und Veröffentlichung bis auf diesen Sonntag verschoben, damit Guido, der nun als Reserveleutnant eingezogen war, bei Besuchen und Einladungen in Uniform glänzen und auch auf Klara ein edleres Licht abwerfen könnte.

Im Bemühen, sich mit besonderer Sorgfalt für den Kirchgang, die Parade und das Verlobungsessen in Guidos Elternhaus anzukleiden, wurde Klärchen plötzlich von einer Unlust gefesselt, saß eine Zeit lang träumerisch da, nahm dann einige illustrierte Hefte und blätterte, ging schließlich an das Klavier, spielte bald von dem, bald von jenem einen Satz oder ein paar Takte, ohne von ihrer Unruhe Erlösung zu finden.

Da trat die Mutter ein in rauschender Seide, lange, feine, goldene Uhr- und Lorgnonketten verschränkten sich über dem straffen Gewölbe ihrer Brust, am Hals und

an den Ohren blitzte es. Sie blieb neben der Türe stehen und rief:

„Jetzt sitzt die am Klavier und dudelt — und ist noch nicht fertig! Und sollst doch noch zum Papa kommen!"

„Ist das eine Barbarei!" erwiderte die Tochter ärgerlich; „einen immer mitten drin zu stören!" und schlug um so kräftiger auf die Tasten.

„Was? Barbarei? Ich will dich barbieren, wenn du nicht hörst!" Die Mutter lachte, trat näher, faßte sie begütigend an der Schulter und redete ihr zu:

„Auf! Erhebe dich, mein schwacher Geist! Tummel' dich und mach, daß du hinunterkommst! wirst doch heut den Papa nicht warten lassen!" und indem sie ihr das gebauschte rotblonde Haar vom Nacken emporhob, setzte sie hinzu: „Was das Mädel ein schönes, rundes Speckhälslein hat!"

Klara entzog sich mit unmutiger Wendung und murrte:

„Ich komme ja schon! 's wird wichtig sein! Das wird er mir auch unterwegs sagen können!"

„Das überlasse du gefälligst dem Papa! Schäm dich und mach voran! In einer Viertelstunde müssen wir fort!" Im Vorbeigehen faßte die Mutter noch das Ohr der Tochter und untersuchte es genau wie bei einem

Kinde, ward aber verhindert, es auch auf der andern Seite zu tun.

„Ich danke ergebenst," sagte Klärchen zurücktretend. „Es geht so. Ich wills wenigstens riskieren."

„Nur nicht so —! Du kannst dir nicht in die Ohren gucken!" erwiderte die Frau und ging.

Klärchen machte sich nun fertig.

Herr Höpfner schritt schon geraume Zeit wartend in seinem, mit Kontormöbeln ausgestatteten Zimmer auf und ab. Manchmal trat er zu dem gelbpolierten Tisch, auf dem ein Schriftstück entfaltet lag. Manchmal wiederholte er ein paar wohlüberlegte Sätze, mit denen er Klara mitteilen wollte, daß sie nur Adoptivtochter sei, und danach wurde er immer verlegen, schüttelte sich, als sei ihm etwas Dummes passiert, und ging rascher hin und her. Manchmal auch, wenn er Klaras Schritt auf dem Gang zu hören glaubte, eilte er an das Fenster, schaute scheinbar gespannt die Straße hin und spielte mit dem goldenen Fünfmarkstücklein des Kaisers Friedrich an seiner Uhrkette. Schließlich aber traf es sich doch, daß die Tür gerade, als er wieder einmal auf sie zuging, vor seiner Nase geöffnet wurde und das Mädchen eintrat.

„Ach Klärchen!" sagte er verwirrt. „Ja, ja, kommst

du?" und in einem plötzlichen mitleidigen Gefühl legte er den Arm um sie und zog sie sanft auf's Kanapee.

Da saßen sie nun beide überrascht und unsicher. Es wurde ihm doch noch schwerer, sich auszusprechen. Was er hatte sagen wollen, erschien ihm plötzlich prahlerisch, und er suchte nach einer zarten Wendung. Seine rechte Hand, mit der er sie noch lose umfaßt hielt, legte sich auf ihren rechten Oberarm und drückte sie herzlich an seine Seite, indem er anfing:

„Es ist heute ein hochwichtiger, ein bedeutungsvoller Tag für dich, — ein Ehrentag! Du gibst heute Gui — dem Manne, den du liebst und der dich liebt, ein Versprechen für's Leben, das Versprechen nämlich, für das ganze Leben die seine zu werden, in Freude und Leid, in Glück und Unglück ihm treu — — ihm treu — — zur Seite zu stehen. Gewissermaßen verläßt du heute schon so zu sagen mit einem Fuße das Elternhaus."

Nun war er doch in Fluß gekommen, hatte sogar den Ton gefunden, der ihn würdig und feierlich dünkte und mit dem er auch die Hauptschwierigkeit glücklich zu bewältigen hoffte.

„Mama — meine Frau und ich, wir hegen das Bewußtsein, daß wir vom ersten bis zum heutigen Tage treu und liebevoll und unermüdlich über dir gewacht haben, — wir können uns mit gutem Gewissen sagen, daß wir

nichts versäumt haben, was Eltern an ihrem einzigen Kinde tun können."

Es war doch schwer, der Sache näher zu kommen!

Klara fing an, die Rede langweilig zu finden, und versuchte, das verkehrt vor ihr auf dem Tisch liegende Schriftstück zu entziffern.

„Und auch was dich betrifft," fuhr er fort, „so müssen wir gestehen, und bekennen es heute mit Freuden, daß du uns immer ein liebevolles, treues, gehorsames Kind, mit einem Wort das Glück unseres Heims gewesen bist!"

„Gehorsam?" dachte Klärchen und zog die Brauen in die Höhe.

„Und wenn es nach uns ginge, wäre alles stillschweigend geblieben, wie es war, und du kennst uns ja dafür, daß wir nicht aus Eitelkeit sprechen und um uns einen Dank zu holen; sondern weil nun einmal Guido es wissen mußte und auch einige andere darum wissen, so ist es einfach meine Pflicht, dir auch die Eröffnung zu machen. Aber sei überzeugt, daß diese Stunde nichts an unsern Gefühlen für dich ändern wird: wir haben dich bisher geliebt und gehalten wie unser eigenes Kind und werden es auch künftig tun. Das versteht sich von — —" er streckte langsam die weiße sommersprossige Hand nach der Schrift aus.

Klärchen war plötzlich aufgefahren, von ihm ab-

gerückt und starrte ihn mit großen Augen und offenen, zitternden Lippen an.

Er stutzte, besann sich, daß ihm das Geheimnis ja schon ungewollt entschlüpft sei, und stotterte verlegen:

„Nun ja — also —", ergriff ihre Hand und schaute in der Erwartung, daß sie ihm gerührt an die Brust sinken werde, vor sich hin.

Sie aber entzog ihm ihre Hand und sagte tonlos:

„Nicht Euer —?!" machte ein paar Schritte und setzte sich schwer auf einen Stuhl.

Er eilte ihr nach, strich ihr über Haar und Wange, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und sagte herzlich:

„Aber Klärchen, du bist ja unser liebes Kind! Das ist ja dummes Zeug!"

Mit einem Ruck riß sie ihren Kopf aus seinen Händen und rief:

„Laß!" sah ihn aus blassem Gesicht zornig an, sprang auf und stürzte an ihm vorbei, aufschluchzend zur Tür hinaus.

Herr Höpfner stand noch da, blickte die Tür an, schaute zu Boden und schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern und murmelte:

„Hm, hm, hm — tj, tj, tj — —"

Da trat heftig seine Frau ein und fragte:

„Was ist denn los? Was gibts? Die Klara rennt

an einem vorbei und sieht und hört einen nicht — und du —! was hat's denn gegeben?"

Er berichtete genau.

„So hab ich sie noch nie gesehen!" schloß er. „Keinen Tropfen Blut hatte sie im Gesicht — und Augen, als möcht sie mich umbringen."

„Was fällt denn dem Mädel ein!" sagte die Frau. „Na — ich werd mal hinaufgehen und ihr den Kopf zurechtsetzen. Das wird mir jetzt doch zu bunt! Was meint denn die!"

„Laß sie lieber in Ruh!" riet er. „Das hat sie halt erschreckt. Ich habs halt wohl falsch angepackt —"

„Erschreckt hin, erschreckt her! Sie hat sich nicht ungezogen zu benehmen!" rief Frau Höpfner immer erregter. „Es hat alles seine Grenzen! Sie kann sich wahrhaftig nicht beklagen! Und da kommst du noch mit deiner ewigen Nachsicht! Ich werd ihr was! — Aber das ist's: du hast sie immer verwöhnt und verhätschelt, und das ist jetzt der Dank dafür! Jetzt hast's! — Ich werd ihr den Kopf waschen —!"

„Aber Melanie! laß ihr jetzt doch Zeit!"

„Nichts da! Sie hat schon Zeit genug gehabt! Längst müßt' sie schon wieder da sein! Fußfällig müßt' sie Dir ja abbitten, der Wisch! — Ich will ihr!"

Höpfner vertrat seiner Frau den Weg zur Tür und sagte:

„Aber Melanie! So beruhige dich doch erst! So laß ich dich nicht hinauf. Komm!“ er wollte sie zum Sofa führen.

„Mach mich nicht wild!“ schrie sie, sich losreißend. „Ich weiß, was ich zu tun hab.“

„Halb so wild! Halb so wild!“ tönte eine mahnende Stimme vom Fenster her. Die beiden fuhren entsetzt herum. Es war Herman, der sich gerade zum Sitz auf den äußeren Fenstersims schwang und fortfuhr:

„Braucht es denn die ganze Gemeinde zu hören, wenn ihr euch in euern paar Haaren liegt! Da muß man als teilnehmender Verwandter, um die Familienehre vor der Gasse zu bewahren, am heiligen Sonntagmorgen an der glatten Wand herauf! Darf ich fragen — oder soll ich mich an die aufmerksame Nachbarschaft wenden?“

„Zunächst —“ rief die Tante, ärgerlich über ihr Versehen, „kletterst du wieder vom Fenster hinunter und kommst mir ordentlich ins Haus!“

„Tante!“ erwiderte er lachend, „so alt bist du geworden und weißt immer noch nicht, daß das oberste Prinzip zur Aufrechterhaltung der Autorität heißt: ‚Befiehl nie etwas, wovon du von vornherein überzeugt

sein kannst, daß es doch nicht geschieht!‘ Also, was hat denn der Wisch wieder verbrochen, die Ärmste?“

„Ja, nimm nur —“ fing die Tante eifrig an, unterbrach sich aber und hieß ihn hereinkommen, damit das Fenster zugemacht werden könnte.

Herman sprang ins Zimmer und schloß das Fenster.

Zuerst erzählte nun die Tante, dann hielt es der Onkel für seine Pflicht, die allzu kurze, leidenschaftliche Darstellung seiner Gattin zu mildern, seine Rede wörtlich zu wiederholen und die Folgen genau zu beschreiben.

„So unbegreiflich erscheint mir Klara nicht,“ sprach Herman, indem er sein Vergnügen an dem plumpen Vorgehen verbarg. „Du warst ja auch aufgeregt, Onkel, und dir wars doch nichts neues! Hättest du das Mädel nur ruhig auf dem Stuhl sitzen lassen, hättest ihm Zeit gelassen, sich zu sammeln, — vielleicht hätte sie nach fünf Minuten neugierig angefangen weiterzufragen! Sie ist ja ebenso beweglich wie reizbar. — Jetzt könnt ihr gar nichts machen als warten.“

„Warten —!?“ rief die Mutter und zog ihr goldenes Ührlein aus dem Gürtel. „Es ist höchste Zeit für die Kirche.“

„Dann geht ihr halt nicht in die Kirche.“

„Das wär jetzt noch schöner!“

In diesem Augenblick kam das Dienstmädchen und

meldete von Klara, sie fühle sich nicht wohl und könne nicht mit zur Kirche gehen.

„Da ist nichts zu machen," sagte Herman; „an Händen und Füßen könnt ihr sie nicht hinschleppen."

„Aber man kann ihr den Kopf zwischen die Ohren setzen!" rief die Tante. „Ich will doch sehen, ob ich mit ihrem Eigensinn nicht mehr fertig werde!"

„Ja, ich meine jetzt auch," fügte Höpfner hinzu, „das geht zu weit! Was soll denn das heißen! Haben wir ihr denn Unrecht getan?! Ich meine, sie kann sich nicht beklagen!"

„Das will ich meinen!" warf die Frau ein.

„In der Kirche hat sie Zeit und Ruhe, sich zu besinnen und Vernunft anzunehmen. Komm, wir wollen ihr einmal den Standpunkt klar machen, Melanie! Aber in aller Ruhe, hörst du?"

Herman lachte:

„Versucht es nur! Die läßt euch gar nicht hinein! Das gibt eine nette Unterhaltung durchs Schlüsselloch; die Mägde werden ihren Spaß haben."

„Ja — dann versuch du's!" bat der Onkel. „Du verstehst's ja mit ihr!"

Herman stieg hinauf, fand die Tür, wie erwartet, verschlossen und bat Klara, ihn einzulassen.

„Ich will nichts wissen, laßt mich in Ruhe!" rief sie.

„Aber ich möcht einiges wissen!“ antwortete er.

„Ich hab keine Lust. Ihr könnt mir alle gestohlen werden! Du mit! daß du's weißt!“

„Das ist mir sehr interessant. — Kannst dich aber ein wenig vor den Dienstboten schämen!“ fuhr er nun französisch fort. „Übrigens weißt du, daß du mit mir nicht so leicht fertig wirst, wie mit Onkel und Tante. Wenn du nicht aufmachst, tret ich die Tür ein. Sehen will ich dich.“

„Wie kommst du überhaupt daher?“ fragte sie.

„Ich wollte dir noch einmal die Hand drücken vor deinem — na, also vor deinem Rummel, und wartete auf der Gasse, um dich recht niedlich zu überraschen. Da hörte ich den Sums in Onkels Zimmer und sah nach. Jetzt mach auf!“

Sie ließ ihn ein und schloß wieder. Sie war blaß und hatte verweinte Augen.

„Ich verstehe dich,“ sagte er. „Die Chose ist ein bißchen sehr abgeschmackt.“

„Es ist unerträglich!“ sagte sie. „Von Eltern zu stammen, die ihr Kind weggeben — —! Zwanzig Jahre mit Leuten zu leben, die all deine kindlichen Gefühle erschleichen — pfui Teufel! Zwanzig Jahre lang Leute, die dich von Haut und Haar nichts angehen, auszusaugen, nach deinen Launen tanzen zu lassen, zu mal-

trätieren, nur weil du sie für deine Eltern hältst und sie sichs gefallen lassen — a, ich weiß nicht, was mich mehr ekelt! — — Zuerst hatte ich überhaupt keine Gedanken, sondern nur eine grenzenlose Wut und Beschämung darüber, daß ich es jetzt erst erfuhr."

„Die wichtigsten Dinge im Leben," sprach Herman, „erfahren wir später, als wünschenswert erscheint. Das ist der Reiz und Humor des Lebens! Na, jetzt kannst du zeigen, ob du das Futter, das du in den zwanzig Jahren gekostet hast, auch wert bist! ob du Hirn und Herz am rechten Fleck hast. Weiter hat diese blöde Hintertreppengeschichte keinen Sinn! — Also benimm dich vernünftig! Drunten warten sie auf dich zum Kirchgang."

„A — ich geh doch jetzt nicht in die Kirche!'

„Des weiteren Parade — Verlobung —"

„Dazu bin ich gerade aufgelegt!" Sie lachte bitter.

„Dann sei so gut und sag's ihnen selbst!"

„Ich mag sie jetzt nicht sehen. Es regt mich nur wieder auf. Ich könnte —!" ihre grünlichen Augen brannten.

„Ja, du hast dich manchmal so angestellt, daß man drauf geschworen hätte, die Tante sei deine rechte Mutter und habe dir schon ihre ganze Ungebärdigkeit vermacht und überlassen und sitze selbst nur noch so auf dem Altenteil! Aber jetzt hast du diesen Schein doch nicht mehr

nötig, jetzt kannst du doch mit Ruhe und Eleganz sagen wie du's hältst. Das wirkt auch am sichersten!"

Klara antwortete nichts, sie dachte daran, wie sie jüngst Herman, seinen Onkel und seine Tante belauscht und wie er mit Ruhe und Entschiedenheit den Ausbrüchen der andern begegnet war. Endlich sagte sie:

„Gut! Komm! Aber steh mir bei, wenn's nötig ist!"

Sie gingen hinunter und Klara sagte den Eltern, die ihr stumm und gespannt entgegensahen, etwas befangen, aber ruhig:

„Bitte, geht ohne mich! Nehmt mir's nicht übel, ich kann heute nicht unter Menschen gehen, ich habe mit mir zu tun. Und dringt nicht in mich, es nützt nichts, ich bin fest entschlossen, zuhause zu bleiben. Ich hab es nötig."

Die Eltern drangen doch in sie, mit Vorwurf und mit Bitte, sie antwortete nichts.

„Ja, was soll man denn sagen!" rief die Mutter endlich. „Man blamiert sich ja nur!"

„Sagt, ich hätte Kopfschmerzen!"

„Warum nicht einfach die Wahrheit!" warf Herman ein.

Alle drei schauten ihn erstaunt an und Höpfner sagte:

„Man muß den Leuten die Mäuler nicht noch extra aufreißen!"

Herman lachte und zuckte die Achseln.

„Ja, du natürlich," rief die Tante, „bist über alles erhaben!"

„Und was wird Guido denken, der Arme!" sprach der Vater noch einmal mit beweglichem Ton, „Klara!"

„Was er mag!" murmelte sie und sah zu Boden.

Die Alten sagten kaum Adieu, Herman verabschiedete sich mit teilnehmenden Worten und verließ mit Onkel und Tante das Haus. Unter dem Tor sagte die Mutter:

„Sie wird's schon bereuen, die dumme Person! So ein einfältiges Zeug! Das ist nur Trotz! — Ich werd' ihr aber nachher erzählen —! Die soll ihre Dummheit bereuen!"

Herman lächelte und wandte sich nach der andern Seite.

Nach kurzem blieb er nachdenklich stehen, schaute unentschlossen zurück und ging nach ärgerlichem Kopfschütteln weiter. Obschon er offenbar durch sein Zureden etwas ausgerichtet hatte, war er nicht zufrieden. Mußte ihn nicht freuen, daß Klara endlich einmal, was mit ihr geschah, ernst nahm und statt Launen und Leichtsinn nun Gefühl und Willen zu zeigen begann! und hatte er nicht, indem er Beruhigung predigte, vielleicht ihren Anlauf ein für allemal unterbrochen? Warum hatte er sie wie ein ungebärdiges Kind behandelt, gerade da sie vielleicht

den Kinderschuh abstreifen wollte?! Warum hatte er gelächelt, warum lächelte er nun wieder und nicht nur mit ungläubigem Spott, auch mit einem gewissen Behagen?

Er grübelte und fühlte sein Gewissen.

Er blieb stehen und murmelte:

„Dummes Zeug! Sie soll machen, was sie will; aber Lärm braucht sie nicht zu machen! Und mehr hab ich nicht verlangt!“

Er lief rascher dahin, aber mit gesenkter, gerunzelter Stirn. Es wollte nicht weichen, er fühlte sich schadenfroh; es war ihm, als hätte er beabsichtigt, woran er garnicht gedacht hatte.

Er übersann all seine Beziehungen zu ihr seit den frühsten Zeiten. Erst waren sie Spielkameraden gewesen, Geschwister. Als Sekundaner hatte er sich, was hübschen Bäschen gegenüber kaum zu umgehen ist, in den Backfisch verliebt. Er war ein einfacher Mensch und dachte nichts anderes, als daß sie einst seine Frau werden müßte. Aber der neckende Ton war nicht mit der Zeit in leidenschaftlichen Ernst, gegenseitige Quälerei, Liebestrotz aufgegangen, sondern Herman hatte sich eines Tages dabei gefunden, daß er Klärchen kritisierte. Als er älter wurde und immer länger miterleben mußte, wie sie es in ihrer Verwöhntheit gedankenlos und selbstzufrieden weiter-

trieb und spielerisch ihre Gaben vernachlässigte, wurde ihm zur Gewißheit, daß sie nicht für einander seien. Zwar versuchte er es, sie ihres nutzlosen Treibens überdrüssig zu machen, aber selbst unreif und unruhig, vergriff er sich in den Mitteln und ermüdete das Mädchen bloß durch seine Predigten oder verletzte es durch Spott und Hohn, sodaß es ihn einfach nicht mehr anhörte. So gab er sie mit großem Schmerze verloren; aber er rettete sich den Verkehr mit ihr durch harmlose Ironie. Und auch nachdem er ihren Verlust längst verwunden und über das Grab dieser ersten Liebe den Reigen zweier kurzlebigen Schwärmereien hingeführt hatte, da er mit Klara wie mit einer andersgearteten Schwester befreundet war, behielt er einen schalkhaften Ton bei, vor dem sie übrigens ernster auf der Hut war, als er merkte.

Und nun kam ihm der Verdacht, er habe ihrer Regung die Aufmunterung vorenthalten, weil er ihr die Entwirrung und Entwicklung jetzt nicht mehr gönnte, weil er wollte, daß sie das verzogene, verkümmerte Kind bliebe, als das er sie verschmäht hatte. Nicht bewußt allerdings, nicht absichtlich hatte er ihr Feuer gedämpft und ihren zornigen Willen zurückgehalten, aber dann eben in unbewußter Bosheit.

Wie einen heißen Bissen im Munde wälzte er lange diesen Verdacht im Kopfe hin und her, konnte ihn nicht

recht annehmen und nicht verwerfen und beruhigte sich schließlich nur dabei, daß nun nichts zu ändern wäre und er ihr gewiß künftighin jeden vernünftigen Vorschub leisten würde. Er war ihr ja jederzeit zu Belehrung und Geduld bereit gewesen!

Mit Elfriden aber das Erlebnis des Vormittags zu besprechen, daran hinderte ihn das beschämende, leise Zucken seines Gewissens.

Klara war auf ihr Zimmer zurückgekehrt und legte sich aufs Bett. Ruhig und fest ihren Willen durchgesetzt zu haben, befriedigte sie wenig; daß sie nun aber nach ihrem Wunsche wirklich allein gelassen worden war, das kränkte sie bitterlich, und sie fing an zu weinen. Niemand hatte ein warmes, herzliches Wort zu ihr gesprochen, nur Vorwürfe und Predigten hatte sie hören müssen! Wenn ihr jemand ein gutes Wort gegeben hätte, sie würde zerschmolzen sein in Dankbarkeit und Zärtlichkeit! sie sehnte sich ja so innig danach. Aber niemand hatte ein Gefühl für sie! in diesem Elend ließ man sie allein. Sie weinte und schluchzte, daß die Sprungfedern des Bettes dröhnten.

Plötzlich schnellte sie empor, schleuderte ihr nasses Tränentüchlein ergrimmt von sich und fing an, sich für ihre Ruhe und Einsilbigkeit den Eltern gegenüber zu

schmähen. Wozu diese alten Sünder schonen, die zwanzig Jahre lang das ahnungslose Vertrauen eines Kindes mißbraucht hatten! Natürlich bildeten sie sich ein, tadellos gehandelt zu haben. Natürlich hatten sie vorhin geredet und sich gebärdet, als sei Klara ein verirrtes Kind, das nicht den mindesten Anlaß zu Erschütterung und Empörung habe, das vergesse, welch doppelten Dank es nun den Eltern schulde, und das man eben in übertriebener Nachsicht seinen Launen und Einbildungen überläßt, bis sie ihm selbst zu viel werden. Hatten sie nicht so gesprochen und dagestanden?! — O diesen Leutchen und ihrem Hochmut hätte sie anders kommen müssen! Grob und fein mit Vorwürfen, Klagen und Schmähungen! Wehtun hätte sie ihnen müssen, sie peinigen bis aufs Blut, damit sie eine Ahnung davon bekämen, wie ihr zu Mute war!

Herman — der hatte gut Ruhe und Vernunft predigen! ihn ließ das alles kühl, ihn ging es nichts an. Warum mußte sie auch ihm den Willen tun, als ob nur er recht haben könnte, sie aber nicht!

Freilich, in seiner Gegenwart würde sie doch nicht so frei von der Leber weg haben reden und ihr Gift los werden können; er hätte sich nur einmal zu räuspern brauchen, und sie würde kein Wort weiter gewußt haben! Der mit seinen weisen Reden und spöttischen Bemer-

kungen, was mußte der auch dazwischen kommen! — Überhaupt — Dem möchte sie es auch gern einmal sagen, was für ein eingebildeter, unausstehlicher Patron er sei. Er sprach immer weise Sprüche und wußte alles besser, und hatte sich nun doch selber aufgeführt, daß es für die ganze Familie eine Schande war. — Jenes Mädchen hätte sie eigentlich doch gar zu gern gesehen! Ob sie schön war —?! Gewiß war sie schön! So eine muß schön sein, sonst läßt sich einer garnicht mit ihr ein.

Klärchen ging zum Putztisch und betrachtete sich im Spiegel. Ihre Lider waren verweint, ihre Augen glitzerten wie grünes Wasser, ihr Gesicht war blaß, und die Sommersprossen auf der Nase erschienen dunkler als sonst. Sie mußte lachen; so oft sie jetzt ihre Nase ansah, mußte sie an Hermans Lob derselben denken und lachen.

„Der Lausewenzel, der!"

Sie setzte sich in einen Sessel und hatte Mitleid mit sich. Herman zum mindesten hätte bei ihr bleiben müssen, helfen, daß sie leichter drüber wegkäme!

Was hatte er gesagt? — Jetzt könnte sie zeigen, ob sie ihr Futter wert sei!? Unverschämt wie immer! wie wenn er von einer Kuh redete. — Und die ganze Sache habe nur den Zweck, Klara beweisen zu lassen, ob sie Herz und Hirn am rechten Fleck habe! — Das sagte Herman, der Aufgeklärte, Ungläubige, der alles Aber-

glauben nannte! — Wenn das kein Aberglauben war! Da wo es ihm in den Kram paßt, hat er nun plötzlich eine Macht parat, die uns das und jenes schickt, um uns zu prüfen. — Die Frauen sollen inkonsequent sein —? Die Männer sind es! geradezu schamlos inkonsequent!

„Und überhaupt“ — sprach sie mit halber Stimme vor sich hin, „hat diese Neuigkeit keinen andern Zweck, als mich unglücklich zu machen und mir das bißchen Lebensfreude noch vollends zu nehmen! — als mir zu zeigen, daß ich ein armes, elendes, erbarmungswürdiges Geschöpf bin, das von seinen Eltern verschachert worden ist und sich von den Käufern alles gefallen lassen muß! gegen das man nicht wahr und nicht ehrlich zu sein braucht, das man Jahrzehnte lang betrügt, um ihm dann eines Tages zum Hohn das ganze Spiel zu gestehen.“ Und da sollte sie wohl gar noch danke sagen! Zum Teufel, wofür hielt Herman sie denn?! Ob sie Hirn und Herz am rechten Fleck habe, konnte sie wahrhaftig nur dadurch beweisen, daß sie sich solche Mißhandlung nicht gefallen ließ, daß sie sich wehrte und Rache nahm! — Bei Gott!“

Sie lief zornig hin und her und, daß sie sich im Vorbeigehen bequem im Spiegelschrank sah, war ihr nicht unangenehm.

Es klingelte an der Haustür, es klingelte dreimal. Das war Guidos Anmeldung. Klärchen öffnete die Tür ein wenig und lauschte durch den Spalt hinunter, hörte das Mädchen aufmachen, hörte Guido nach seiner Braut fragen und ungewohnter Weise mit schleppendem Säbel ins Wohnzimmer gehen.

Sie schloß ihr Zimmer ab und fing an, es wieder in Ordnung zu bringen; vielleicht machte Guido es wie Herman und kam herauf.

Das Mädchen klopfte und meldete Guidos Bitte, Klara möchte hinunterkommen.

Diese, die gerade das Bett zurechtstrich, sagte mit leidendem Tone, es sei ihr unmöglich.

Nun horchte sie wieder, aufgeregt.

Die Tür ging unten. Guido wollte doch nicht fort—?! Nein, er schritt langsam und klirrend die Treppe empor. Er kam an die Tür und klopfte sacht. Schon daß er nicht ohne weiteres zu öffnen versuchte, ärgerte sie.

„Was ist denn schon wieder! Hat man denn gar keine Ruh!" sagte sie in gereiztem und kläglichem Stimmfall.

„Verzeih, Klärchen! Bitte, kannst du nicht einen Augenblick kommen? ach, bitte!"

„Bist du es, Guido? Ich kann nicht. Ich mag auch nicht. Das Leben ist mir verleidet!" klagte sie und dachte: jetzt haut er, ohne lange zu drohen, mit dem Säbelgriff

gegen die Tür, daß ich nur aufkreischen muß, und hat mich im Arm.

„Klärchen!“ flehte er herzlich. „Kannst du nicht einen Augenblick kommen? Nur daß ich dich wenigstens sehen könnte! Tu mir doch die Liebe!“

Sie war so entrüstet vor Enttäuschung, daß sie garnicht antwortete.

„Oder — wenn ich — nur einen Augenblick hineindürfte, nur einen Moment, Klara!“

„Was fällt dir denn ein!“ rief sie.

„Nun, die Hermine ist doch da!“ antwortete er betreten. „Ich hätte dich so gern nur wenigstens gesehen.“

„Ich kann aber doch nicht! unmöglich!“ gab sie ungeduldig zurück. Seine Mäßigung kränkte sie.

„Ja —“ seufzte er, „dann muß ich halt wieder gehen. Recht gute Besserung, du armes Ding! Da häng ich dir ein paar Rosen an die Türfalle. Ich —“ da fiel ihm ein, daß Herman französisch gesprochen habe, und er fuhr fort: „Je les couvrirais de baisers, si la servante n'était pas ici!“

„Wie?“ fragte Klara.

„Je les couvrirais de baisers, si la servante n'était pas ici!“

Sie antwortete nicht.

„Also — gute Besserung! Adieu, Klara!“

„Ja —" murmelte sie, „kannst mich gern haben!"

Er hielt ihr Murmeln für ein Lebewohl und ging.

Kaum war er die Treppe hinab, so öffnete sie die Tür und holte die Rosen, drückte ihr Gesicht hinein und sog den Duft.

„Fader Kerl!" murrte sie. „Er ist doch ein rechter Leimsieder!" Durch Zornestränen blickte sie die Blumen an und warf sie in die Ecke. Wenn er die Tür eingebrochen hätte, sie würde ihm auf den Knieen zugejauchzt und gedankt haben! sie würde mit ihm sofort zur Verlobung gegangen sein und alles vergessen haben! Aber sie hatte kein Glück! Alles half zusammen, ihr jeden Trost zu rauben.

Sie sank auf einen Stuhl und weinte. Was hatte sie verbrochen, daß es ihr so schlecht ging! — Sie hatte die Eltern rücksichtslos mit ihren Launen geplagt; aber jene hätten ihr Kind besser erziehen sollen! Das mußten sie sich nun schon selber zuschreiben! Überdies hatten sie weit mehr an ihr gefehlt, indem sie ihr zwanzig Jahre lang nicht die Wahrheit sagten.

Ach, das kam auch nicht daher! Von ihren eigentlichen Eltern kam's! Die hatten ihr irgend eine Schuld vererbt, die sie nun büßen mußte! Die Bibel hatte doch Recht, das erfuhr sie nun am eigenen Fleisch. Was für Leute waren ihre Eltern gewesen? arme Schlucker, bei

denen der Bettelsack an der Wand hinaufsprang? Gleichgültig! sie würden besser getan haben, ihr Kind verhungern zu lassen, als ihm das wahre Gefühl der Kindschaft, die echte unzerstörbare Kindesliebe zu rauben! Diese ließ sich doch nicht angewöhnen, das zeigte sich jetzt: wie fremd waren ihr diese Leute, die sie bis vor wenigen Stunden für ihre Eltern gehalten hatte! Wie sie sich nach ihren wahren Eltern sehnte! So übel diese an ihr gehandelt hatten, sie würde sich ihnen an die Brust werfen und sie lieb haben, wie nur das Blut liebt!

Aber wie sehr sie suchte, sich Vater und Mutter vorzustellen, immer schoben sich Herr Höpfner mit seinem freundlichen, zufriedenen Gesicht und seine Frau mit ihrer runden Gestalt und scharfen Nase dazwischen.

Als sie genug gegrübelt und geweint hatte und der Versuch, durch Lektüre auf andere Gedanken zu kommen, mißlungen war, legte sie sich auf's Bett, um zu schlafen.

Da klopfte Hermine sachte an die Tür und meldete, das Essen sei fertig. Auf die Ablehnung hin fragte sie weiter, ob sie nach ihrer Arbeit auf eine Stunde zu ihrer Mutter dürfte, oder ob sie hier nötig sei. Klara hielt das Verlangen zwar für unverschämt; aber es gefiel ihr, so ganz verlassen dazuliegen, und sie hieß das Mädchen gehen.

Nun kam sie sich auf's neue unsäglich elend vor,

hüllte sich in ihren Jammer wie eine Witwe vor dem Spiegel Witwenstaat und Schleier anprobiert, und schlief darüber ein.

Aber da ihr Schmerz doch in der Tiefe ihrer ernsteren Natur wurzelte, so fand sie sich beim Erwachen ganz von ihm erfüllt. Sie blieb lange liegen und rechnete mit allen ab, die daran Teil hatten. Die unbekannten Eltern wurden geradezu eine Qual für ihre Gedanken, sie wichen vor jeder Frage und Vermutung in's Dunkel zurück und drängten sich doch immer wieder Neugier und Sehnsucht erregend in alles ein. Den Adoptiveltern konnte sie immer weniger verzeihen, daß sie ihr verheimlicht hatten, was andere wußten; daß sie die ganze Kindheit und Jugend hindurch alle unmittelbaren, triebhaften Liebesregungen des Kindes durch Betrug auf sich zugeleitet hatten; daß sie jede, ihnen wesensfremde Äußerung des Kindes mit plumpem Sinne gescholten, bestraft, unterdrückt hatten; daß sie selbst von dem erwachsenen Mädchen bis zu diesem Tage Unzähliges erzwungen hatten mittels dieser erkauften, erlogenen Elternschaft, vieles, worin es keinem anderen als den Eltern würde nachgegeben haben.

Der Ekel schüttelte sie, indem sie an die hergebrachte Zärtlichkeit und Ungeniertheit dachte.

Obendrein hatten sie das anvertraute Kind schlecht

erzogen, verwöhnt, ihm Launen, Frechheit, Lüge und Hochmut angezüchtet, waren dagegen in der geistigen Ausbildung mit spießbürgerlicher Beschränktheit lässig gewesen.

Und sie, Klara, hatte nach Laune, aber willenlos in den Tag hineingelebt! Sie hatte, auch wenn sie sich fremd fühlte und anders dachte, wann sie in starken, bestimmten und guten Antrieben sich regte, zwar widerstrebend und zeternd und häßlich, eben doch nachgegeben, sich in den andern Willen, die andere Art gefügt.

Auch diese Verlobung war von den Eltern abgemacht und ihr mit schlauer Benutzung ihrer Eitelkeit aufgedrängt!

Was war sie nun heute, da sie den ersten ernsten Blick auf sich tat? Konnte sie sich durch den Firlefanz von Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Schlechtigkeit denn erkennen? War der Ernst dieses Augenblicks nicht am Ende nur Einbildung? war sie sicher, ihn nicht in der nächsten Minute in die Ecke zu werfen wie jene Rosen, für immer?!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und wälzte sich herum und blieb so liegen. Unaufhörlich zuckte ihr Leib vom Schluchzen und die Tränen sickerten zwischen ihren Fingern durch ins Kissen.

Sie schämte sich, ihr ekelte vor ihrem Dasein, und

sie konnte nicht ausfinden, wie sie sich entsühnen, wie sie es ändern und diese Wirrsal schlichten sollte.

Und unvermerkt schlich sich in ihre Ohnmacht die Sehnsucht nach Trost ein, nach gütigem Zuspruch, den sie gewohnt war, nach einem Menschen, der ihre Selbstanklagen entkräftete, ihr das Selbstgefühl zurückgab, ihr mit milden Herzensworten den Kummer besprach. Wie elend war sie in dem stillen, behaglichen, vertrauten Haus!

Sie stand auf und ging wie suchend darin umher, von Zimmer zu Zimmer, treppauf, treppab, schaute in Schlupfwinkel, wo sie lange nicht gewesen, sah ihr Kinderglück umgehen an allen Orten und schüttelte den Kopf; das suchte sie nicht.

Und noch trostloser kehrte sie in ihr Zimmer zurück.

O wenn nur wenigstens die Eltern kämen und sie befreiten! auch von ihnen wär's ihr erwünscht. Vater konnte so nett und gemütvoll und mit leichter Hand trösten.

Und die Eltern kehrten zurück. Klara fuhr empor und lauschte gerührt und gespannt, ob sie auch gleich heraufeilten. Sie hörte den Papa ein Liedchen summend ins Eßzimmer treten und die Mama ihm nachrufen:

„Konrad, ist dir's recht, wenn ich Kaffee mache? wirst auch noch einen vertragen!"

„Ja, ja!" hieß es zurück.

Endlich rief diese wie gewöhnlich von unten:

„Klara, zum Kaffee!“

Klärchen dachte, dies sei vielleicht die vernünftigste und bequemste Art, sich wieder zu finden, wusch sich das Gesicht und ging hinab.

Am Fenster lehnte der Vater und schnitt sich mit der großen Klinge des Taschenmessers die Nägel, deren überflüssige Länge ihm bei dem Verlobungsessen aufgefallen war. Er antwortete auf Klaras Gruß obenhin und als ob er ihn erst überhört hätte:

„Guten Tag, guten Tag!“ und schnipfelte weiter. Die Mutter aber grüßte mit übertriebenem Kopfneigen und Lächeln:

„Guten Tag auch! Wie stehts Befinden? Haben das Fräulein sich gut amüsiert?“

Klara dachte: Achtung! die wollen dich fuchsen! und erwiderte kühl:

„Ich danke der gütigen Nachfrage, ich habe geschlafen.“

„So, hast dein Zörnlein verschlafen?“

„Ich weiß nicht!“ klang es entschieden zurück.

„Dann kommt ja das da gerade recht!“ fuhr die Mutter fort, nahm ein in Seidepapier gewickeltes Päcklein, legte es vor Klara hin, faltete das Papier auseinander und sprach:

„Das Pflaster schickt dir Guido zur Versüßung deiner Leiden, damit du doch auch was von deinem Verlobungsessen hast! Noch einmal selbst nachzufragen, hat er nicht riskiert, der arme Kerl! Übrigens sitzen sie noch fest und sind sehr lustig."

„— wie meistens, wenn man die Rechnung ohne den Wirt macht!" erwiderte Klara kurz, die sich noch mit Mühe beherrschte und den Kuchen mit dem Handrücken fortschob.

„Was soll denn das wieder heißen!" rief Frau Höpfner geringschätzig. „Du fängst ja wieder gut an!"

„Ich fange nichts an. Aber ein Ende mach' ich jetzt und zwar mit eurem Gestichel und ein gründliches: sagt denen dort, wenn sie Verlobung feiern wollten, sollten sie sich erst für eine Braut sorgen."

„Es wird ja immer netter!" rief der Alte, das Messer zuklappend und an den Tisch tretend.

„O rege dich doch darüber nicht auf!" sprach seine Frau. „Die redet viel, wenn der Tag lang ist!" Und zu Klara, die aufgestanden war, sagte sie mit höhnischer Gemütlichkeit:

„Setz dich, liebe Emmeline!"

Klara schüttelte der Mutter Hand ab, blieb stehen und erwiderte:

„Um so besser, wenn ihr euch nicht drüber aufregt! denn es ist mein Ernst!“

„Was ist dein Ernst, Alte, hm?“ fragte Höpfner mit einschüchterndem Tone, stützte sich auf beide Fäuste und schaute über den Tisch geneigt das Mädchen scharf an. „Willst du mir das einmal deutlich wiederholen!?“

„Es wird durch Wiederholung nicht an Deutlichkeit verlieren, nämlich, daß ich den Guido nicht heirate.“

„Das sind mir jetzt Possen!“ Die Mutter lachte unbehaglich.

„Hast du Fieber oder bist du sonst nicht recht?“ fragte der Vater kopfschüttelnd, trat um den Tisch zu ihr hin und wollte die Hand auf ihre Stirn legen. Sie wich aber aus und sagte:

„Danke! Das ist unnötig. Wir spielen nicht.“

Erst gelüstete ihn, ihr seine Hand mit Gewalt auf die Stirne zu legen, doch der Ernst des Mädchens ließ es ihn vergessen und er fragte nur:

„Was? Nicht heiraten? Du den Guido nicht heiraten!?“

„Da hört der Spaß jetzt doch auf!“ rief die Mutter dazwischen. „Hat man so was erlebt!“

„Ganz richtig: ich heirate nicht den Herrn Guido Nagelschmidt, Firma Nagelschmidt und Strobel. Ist’s nun klar?“

„Nun — wir wollen das nicht so schroff hinstellen," sagte er; „was ähnliches hast du schon einmal behauptet."

„Ja, und ich war damals noch dumm genug, mich wieder von euch bereden zu lassen. Das ist heut' anders. Also ich — verzichte!"

„Die — ‚verzichtet'!" rief die Mutter. „Die hohe Prinzeß verzichten! Bildest du dir denn ein, das ginge gerade so? Meinst, du könntest mit uns machen, was du willst? Meinst, wir lassen uns rein alles gefallen — hm, mein Kind? — Die Partie ist eine Ehrensache, fertig! Wer — bist denn du?! — Pariert wird, Jungfer! — oder — —"

„— oder?" fragte Klärchen gedämpft, mit letzter Kraft sich zurückhaltend.

„— oder wir ziehen andere Saiten auf, verstanden!"

„Melanie!" warnte besänftigend ihr Mann.

„Ach was!" schrie sie. „Ich weiß, was ich zu tun habe! bin alt genug! Aber ich bin zu alt, als daß ich mir von so einem Flederwisch auf der Nase herumtanzen ließe! Launen unverschämte, weiter nichts! — Wir müssen wohl nächstens Gott danken, daß sie uns nur noch anguckt! — Das ist der Dank dafür! Was wär sie denn ohne uns?! Hm? Von ihren Knochen im Leib an, was sie ist und auf sich hat, — woher ist's denn? Selbstver-

dient am Ende? — Ist's denn möglich, daß man so was erlebt!"

„Melanie — ich bitte dich —"

„Was ich ohne euch wäre, hast du gefragt —" rief Klara mit Tränen in den zornigen Augen. „Das frag ich Euch: wer wär ich denn?"

„Du —?" begann die Frau Höpfner, das Mädchen schräg anschauend, doch kam er zuvor und sagte ruhig:

„Das wissen wir selbst nicht."

„— viel rechtes jedenfalls!" warf seine Frau schnell drüber hin.

Klara ward blutrot, fuhr lockernd mit der Hand zwischen Hals und Kragen durch und rief drohend:

„Schweig!"

„Was —!" schrie Frau Höpfner. „Mir kommandieren! — Du!?" während die Tochter sich abwandte und den Vater fragte:

„Bitte, sag' mir, wer ich bin! Ich hab ein Recht, das zu wissen."

„Zunächst haben wir ein Recht, von dir mehr Achtung im Ton zu verlangen und Gehorsam und Dankbarkeit! Übrigens — weiß ich es nicht."

„Ich denke gerade —" warf seine Frau ein, „die Prinzeß hat noch viel zu verlangen! Nichts wissen wir.

Und wenn wir was wüßten, — du könntest lang passen, mit solchen Manieren!"

„Das ist — eine Schmach!" rief Klara.

Die Mutter fuhr außer sich auf sie los, ihr Mann aber faßte sie, zog sie weg und flüsterte:

„Aber Melanie! Ruhig! Vergiß dich nicht!"

Als sie sich wieder umdrehten, sahen sie gerade noch Klara durch die leise zugehende Tür verschwinden.

Sie kam an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein. Sie verbrachte den Abend damit, ihren Schreibtisch durchzusehen, alle Briefe zu verbrennen, alles zu ordnen und gewisse Dinge auf dem Tisch bereit zu stellen.

Sie hatte beschlossen, andern Tages das Haus zu verlassen.

Viertes Kapitel

Am andern Morgen, nachdem sie wortlos am Familientisch Kaffee getrunken hatte, machte sich Klara auf den Weg. In dem Vorgärtchen, durch das sie auf die Straße trat, blühte und duftete es, und die ganze Straße entlang blühten und dufteten rechts und links die Vorgärtchen, auf den glänzenden Telephondrähten, auf sonnigen Wipfeln und Giebeln und Simsen sangen Amseln und Staren und Schwalben und Finken, ein Kanarienvogel schmetterte aus einem offenen Fenster in die Sonne heraus, die Alleebäume warfen leichte, lichtdurchwobene Schatten auf den Weg, — es konnte nicht schöner sein unter dem blaßblauen Maienhimmel, und Klara dachte freudigen Mutes an ihr Vorhaben. Daß sie diese schöne, wohlgepflegte Heimat verlassen, vielleicht mit einer trüben Mietskaserne vertauschen wollte, ward ihr nicht bewußt; sie freute sich nur darauf, daß es anders werde.

In der Familie ihrer besten Freundin gedachte sie

einige Tage Gastfreundschaft zu erbitten, nur so lange, bis sie das Fernere überlegt und vorbereitet hätte. Aber je näher sie der gesuchten Straße kam, umso langsamer ward ihr Schritt, und an der Straßenecke bog sie nicht ein, sondern ging mit einem scheuen Blick auf das befreundete Haus rasch weiter; es dünkte sie eigentlich doch zu früh am Tag, um einzukehren. Planlos durch die Straßen wandelnd, begann sie nun in Gedanken, ihren großen Entschluß zu erklären und zu rechtfertigen; aber je tiefer sie ihre Gründe hoite, um so unbehaglicher ward ihr die Vorstellung, ihren Freunden davon sprechen zu sollen. Endlich schien es ihr am besten, Herman um Rat zu fragen; er war erfahren und konnte ihr angeben, wie weit sie sich mitteilen dürfte. Vielleicht traf sie ihn noch auf dem Weg zum Amt; sonst konnte sie ihn ja auch aus dem Bureau herausrufen lassen.

Zeitunglesend kam er von der Vorstadt herein. Nachdem sie ihm ihr Erlebnis und ihren Plan berichtet hatte, sagte er:

„Das ist ja eine wüste Geschichte! Meine Mühe hätte ich mir gestern sparen können. — Und du willst also jetzt die Fleischtöpfe und Lotterbetten Ägyptens verlassen und dir deinen Weg in der Wüste suchen?! Klärchen, Klärchen! Tu, was du nicht lassen kannst! meinen Segen hast du. Aber jetzt heißts: Klara!"

„Ich bin fest entschlossen!“ entgegnete sie empfindlich. „Traust du mir das nicht zu?“

„O doch! Es handelt sich nur um den festen Willen.“

„Lieber — lieber Dienstmagd sein!“

„Am Ende gar beim Rentner Höpfner —?“ rief er spöttisch. „Nicht übertreiben! Lieber doch nicht Dienstmagd! — Aber — was denkst du dir denn in der Zukunft?“

„Ich weiß noch nicht recht — — ich muß mich halt erkundigen. Eben darum möchte ich einstweilen Einsers um Gastfreundschaft bitten; nur weiß ich nicht recht, was sagen.“

„Einsers —?!“ Es klang so viel verwunderter Zweifel aus Hermans Ton, daß Klara gereizt erwiderte:

„Jawohl, Einsers! Das sind meine besten Freunde! dort bin ich wie ein Kind im Haus! Die sind immer riesig nett gegen mich.“

„— und werden es dir bis an dein Lebensende, meinst du, nicht verzeihen, wenn du sie jetzt nicht an erster Stelle in Mitleidenschaft ziehst —?! — Dieser Glaube spricht sehr — für dich!“

„Was hast du gegen Einsers?“

„Nichts — aber Leute, die man im Vergnügen kennen gelernt, mit denen man nur zum Zeittotschlagen verkehrt hat, sollte man doch nicht ohne weiteres mit ernsten Anforderungen beunruhigen!“

„Aber gerade! Da können sie einmal zeigen —!“ rief sie eifrig, und da Herman nur dazu lächelte, betonte sie: „Bei Einsers — da bin ich sicher!“

„Hast du nicht eine Freundin, die dir nie nachgelaufen ist und eingeladen sein wollte, aber strahlte, wenn du einmal kamst, eine, bei der du fürchten mußt, daß sie sich auf das Sofa legt und dir ihr Bett gibt —? Hast du so keine?“

„Nein“ — entgegnete sie befremdet. „Aber in Einsers täuschst du dich.“

„Ich sage ja gar nichts über sie. Nur hat mich von der ganzen Familie nie Eines gereizt, bei ihm stehen zu bleiben. — Also geh nur hin! ich wünsche dir das Beste. Sagen kannst du alles; denn was du nicht sagst, erfahren sie anderswoher oder machen sie selbst aus. Trotzdem würde ich nur ganz allgemein reden.“

Sie verabredeten noch, wo Klara ihn zu jeder Zeit treffen könnte; dann ging sie durch sein Bedenken gereizt und in ihrem Freundesstolz versteift zu Einsers. Sie freute sich darauf, daß diese den Zweifler beschämen würden.

Schon nach einer halben Stunde glaubte Herman, der sein Bureaufenster offen gelassen hatte, Klaras Schritt unten zu hören. Sie war es wirklich, und dar-

aus, daß sie sich noch nicht durch Aufstoßen ihres Schirmes meldete, sondern vorbeiging, glaubte er schon eine Enttäuschung zu erkennen. Er machte sich frei und überraschte das Mädchen, als es gerade am Ende der Straße umkehrte.

„Nun“ — fing er an, „du hast dirs wohl doch noch überlegt?“

Sie blieb stehen, schaute ihm mit dem Ausdruck geistiger Abwesenheit ins Gesicht und antwortete:

„Nein, nein, ich war dort.“

„Und?“

„Und?“ wiederholte sie zögernd.

„Du bist also bis auf weiteres dort zu Hause?“

„Herman!“ rief sie, wieder stehen bleibend, „ich habe ja gar nicht fragen können!“

„Du lachst ja fast gar — also gut!“

„Ja — jetzt! vorhin hätte ich aber gern geheult, wenn ich mich nicht geniert hätte auf der Straße.“

„Also“ — sprach Herman, „wäre das erledigt, und wir können weiter sehen!“

„Nein, halt! Zuerst muß ich dir erzählen. Es war doch zu gut! — Schon das Mädchen, das mir aufmachte, lächelte ganz sonderbar. Laura Einser kam, sah mich verwundert an und fiel mir um den Hals. Ehe ich fragen konnte, war auch schon Frau Einser da, faßte

mich an der Hand, besah mich von vorn und hinten, weißt du, mit so abgeschmackten Gebärdchen, und sagte: ‚Eiei, wie gehts, Klärchen?‘ — Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und ward rot. Nun zog sie mich aufs Sofa, sprach, ich brauchte nicht rot zu werden; als gute Freunde wollten sie mir doch nicht verhehlen, daß sie wüßten, was gestern vorgefallen sei. Ich dachte einstweilen nur, Laura, die auch bei dem Essen war, hätte mein Fehlen gemeldet und irgendwelche Schlüsse gezogen; aber gleich stellte sich heraus, daß sie alles, was gestern Vormittag geschah, haarklein wußten, — auch daß du zum Fenster eingestiegen bist. Ihre Magd hatte es abends heimgebracht, und die hat es von unserer Hermine. Laura meinte, so was schrecklich Interessantes hätte sie gar nicht für möglich gehalten außer in einem Roman, und sie fraßen mich mit den Augen schier vor Neugier. Herr Einser kam dazu und nannte es einen rechten Freundschaftsbeweis, daß ich gleich an sie dachte, die wirklich den herzlichsten Anteil an mir nähmen. Ich mußte aber daran denken, wie sie gestern Abend ihre Magd ausgehorcht haben mögen und immer wieder zur Küche liefen, um noch was Wichtiges zu erfragen; und das ekelte mich an. Ich wünschte nur, daß mir was einfiele, womit ich sie tüchtig anlügen könnte; besonders als auch noch der Monsieur Friedrich, der Student ankam

und nicht einmal mit seiner Pfeife aus dem guten Zimmer hinausgejagt wurde wie sonst doch. Ich dachte, vor der Tür stände nun gewiß auch noch die Magd und horchte, und ich nahm mir vor, ihnen kein Wort weiter zu sagen. Aber als es dem Herrn Einser zu lange dauerte und er unverfroren fragte, wie es nun sei, wie ich mich mit den Eltern verständigt hätte, da hatte ich, dumme Gans, nicht die Courage zu schweigen oder sie einfach anzuschwindeln, sondern erwiderte, wir hätten uns nicht verständigt. Ich hätte mich gleich dafür ohrfeigen können, aber — ich hab es gesagt. Der Alte sah mich stirnrunzelnd mit weit aufgerissenen Augen an und spitzte die Lippen, als wollt' er bedenklich pfeifen; Laura aber sagte eifrig: ‚Ja und mit Guido ist es wirklich aus?‘ Diese unvermittelte Frage und die plötzlich wieder gespannten Mienen der andern machten mich vorsichtig, ich dachte, das würde ihnen wohl behagen, und antwortete verwundert:

„Mit Guido aus? Wer sagt denn das?!“ Frau Einser fiel klug ein: ‚Ich sags doch auch! Dazu ist doch kein Anlaß. Das wäre doch töricht! Nun wird Klärchen gerade in Herrn Nagelschmidt den besten Rat und Halt haben. Und er ist ein so guter Mensch.‘ Ich antwortete nichts. Herr Einser war aufgestanden, wichtig durchs Zimmer hin- und zurückgeschritten, blieb nun vor mir

stehen und sagte mit einem Ausdruck von Überlegenheit, Nachsicht und Güte, der mir ganz neu war: ‚Liebes Kind! Es ist wirklich und wahrhaftig schön, daß Sie gleich zu uns gekommen sind und uns solches Vertrauen entgegenbringen. Und Sie sollen wahrlich nicht fehlgegangen sein! Sie sind etwas sehr verwöhnt — verzeihen Sie, daß ich es so geradeheraus sage; aber das wissen Sie ja selbst! — ungewöhnlich verwöhnt und in Ihren Launen oft heftig und vorschnell: es ist gewiß alles nicht halb so schlimm, wie Sie es ansehen. Ich will gerne die immerhin etwas heikle Aufgabe übernehmen und mit Ihren Herren Eltern in Ihrem Namen sprechen. Ich würde Sie gar zu gerne einladen, einige Tage, bis die Wogen auf beiden Seiten sich gelegt haben, unser Gast zu sein; allein wir bekommen heute oder morgen wahrscheinlich — es ist noch nicht ganz sicher — Besuch von meiner Schwägerin, und das wäre nicht bequem und nicht angenehm für Sie. Überdies bin ich, wie gesagt, überzeugt, daß nur ein entsprechendes Maß von Ruhe und Nachsicht nötig ist, um das leidige Mißverständnis beizulegen.‘ Bei Erwähnung des Besuches hatte er plötzlich seine Frau fixiert zum Zeichen, daß es gelogen war, und am Schluß sah er mich erwartungsvoll und selbstzufrieden an. Ich war nun glücklich doch so weit, daß ich ihm für seinen guten Willen danken und erklären

konnte, der Zweck meines Kommens sei gar nicht gewesen, über diese Sache zu sprechen; die würde sich schon selbst erledigen, mir sei nicht bang. Ich hätte nur die ungarischen Tänze von Brahms holen wollen, die Laura von mir geliehen hatte und die ich einmal wieder spielen wollte. Glücklicherweise waren mir die noch eingefallen."

Da Herman nichts sagte, fuhr sie fort:

„Sie fragten dann doch noch allerlei, ich gab aber nicht recht Auskunft und ging wieder. So wars."

„Mhm." Weiter verlautbarte Herman nichts.

„Du bist natürlich unzufrieden mit mir!" fuhr Klara etwas beleidigt heraus.

Er sah sie stehen bleibend groß an und fragte:

„Ja — bist du selbst denn so zufrieden?"

„Nein!" erwiderte sie, den Kopf hängend. „Ich habs ja vorhin schon gesagt!"

„Na also!"

„Ja Herman, denk dir auch nur, wie mir war, als die mich so empfingen!"

„Wir haben jetzt an Wichtigeres zu denken oder wenigstens Dringenderes!" entgegnete er. „Du wirst noch oft nicht mit dir, ich nicht mit mir zufrieden sein, fürcht' und hoff' ich. Jetzt heißts überlegen, was zu tun ist."

„Zunächst will ich aus dem Hause!" fing sie nach einer Pause an. „Muß mir also ein Zimmer mieten. Geld hab' ich vor der Hand genug. In meinem Sparbuch stehen zweitausend Mark, von gelegentlichen Geschenken, das gehört mir, da brauch ich mich nicht zu bedenken. Sonst nehm ich natürlich nur das Nötigste mit."

Sie wandten sich nach einem Stadtteil, wo es immer möblierte Zimmer zu mieten gab. Unterwegs fragte Herman, ob Klara nicht eine Freundin oder Bekannte habe, die auf eigenen Füßen stehe und ihr sachkundigen Rat für ihr Vorhaben geben könnte. Sie hatte wohl solche Bekannte; da sie aber seit ihrer Schulzeit außer Verkehr mit ihnen war, schien es ihr peinlich, sich nun an sie zu wenden.

„Das ist zwar Torheit," meinte er; „denn es ist den meisten Menschen schmeichelhaft, wenn man sie um Rat bittet, und Leute, die sich selbst rühren und plagen müssen, sind auch meistens hilfsbereit; — aber, solange du dich genierst, unterlaß es immerhin. Irgendwie wird es schon gehen. Wäre es dir recht, so könnten wir einmal zu meiner Tante Ulrike gehen, die ist eine erfahrene Person und weiß für alles Rat."

Klara kannte sie zwar nicht persönlich, hatte aber von Hause aus ein Vorurteil gegen sie mitbekommen als gegen eine sonderbare, ungemütliche, scharfmäulige

Alte, und konnte, was Herman auch sagen mochte, ihre Scheu nicht plötzlich ablegen.

Herman lächelte in sich hinein. Er ward immer gespannter auf den ferneren Verlauf ihrer Absichten und da er denselben gerne beobachtet hätte, aber nun argwöhnte, sie möchte vielleicht in ihrer Befangenheit und Empfindlichkeit vorziehen, die Stadt zu verlassen, so warf er berechnend die Frage hin:

„Wird es dir nicht am Ende hier überhaupt unbehaglich? Es ist vielleicht doch peinlich, wo man so lang in Floribus ein Röllchen gespielt hat, auf einmal bescheiden dem täglichen Brot nachzugehen."

Sie sah ihn stirnrunzelnd an und sprach gereizt:

„Ich weiß wohl, ich hab es heute schon einmal merken können, daß du mir nichts zutraust; aber du wirst schon sehen! Du kennst mich flach. Ich finde nichts schöner, als wenn sich Eines selbst sein Leben verdient."

„Dieser Geschmack ist mir neu," entgegnete er. „Und viel Anlaß, dir Besonderes zuzutrauen, hast du bis jetzt gerade noch nicht gegeben. Bedenke: morgens, mittags und abends inmitten dieser trüben, gehetzten Menschenströme durch die Gassen zu eilen zu oder von irgend einer Arbeit, während deine bisherigen Freundinnen flanieren und über dich wegsehen, — das ist bitter, das schmerzt die Eitelkeit, von dem natürlichen Verlangen

nach einem guten behaglichen Dasein ganz abgesehen. Überlege dir das! Anderswo hast dus bequemer."

„Kannst dir deine skeptischen Redensarten jetzt sparen!" sagte sie entschieden. „Von dir laß ich mich noch lange nicht blamieren. Wart es doch ruhig einmal ab! Was gehen denn mich die Gänse an, die bei Seite sehen! Hier bleib ich selbstverständlich! Gerade! es reizt mich, ihnen zu zeigen, daß ich mir aus all ihren Einbildungen nichts mache und ohne sie existieren kann. — Magst lächeln, soviel du willst; wirst schon sehen!"

Er lächelte in der Tat, aber aus anderm Grunde.

Wo sie einen weißen Zettel am Fenster oder der Haustür fanden, traten sie ein, ließen sich die Zimmer zeigen, fragten nach den Preisen, versprachen „eventuell wiederzukommen", und so ging es treppauf, treppab, straßein, straßaus. Manchmal schien ihm ein Zimmer ganz passend, Klara aber fand sie alle trostlos und nahm ihm sein Zureden fast übel; bald war eines zu kalt, bald zu geschmacklos, zu unordentlich oder zu dürftig. Es waren die üblichen Stuben bei Witwen und kleinen Beamten.

Klaras froher Mut war bald dahin, Müdigkeit und Überdruß nahmen sie immer mehr ein, und sie atmete auf, als Herman ihr schließlich riet, heimzugehen, sich auszuruhen und ihn nachmittags zu abermaliger Suche zu treffen.

„Sieh," sagte er, ehe sie sich trennten, „das ist nun nur das Budesuchen, das der Student ohne Federlesen fast alle Halbjahr abmacht. Ich und die Meisten wären nun schon unter Dach, dir — ist die Lust vergangen! Überleg dir alles noch ein paar Male! Was nachher noch kommt, ist viel, viel schwerer." Er sah sie mit teilnehmendem Blicke an, lächelte und schüttelte ihr die Hand.

Sie empfand seinen Blick und sein Lächeln fast als Demütigung und ging weinerlich und zornig zugleich dahin. Was mußte sie auch gerade bei Herman Rat und Hilfe gesucht haben, bei dem man nie sicher wußte, ob er teilnehmend oder schadenfroh sei!

Ohne recht aufgeschaut zu haben, kam sie heim. Als sie das behagliche, peinlich gepflegte Haus betrat, wurde ihr leicht. Die hellgewichste, mit dunklem Läufer belegte Treppe hinansteigend mußte sie an alle die schmalen, vernutzten, dämmerigen oder unfreundlich hellen Stiegen mit verstoßenen und befleckten Wänden, mit der schlechten Luft aus kleinen Küchen und übervölkerten Stuben denken, schüttelte sich und eilte rascher auf ihr Zimmer. Freundschaftlich sah sie sich rings um, schaute durch das Fenster über die Gärten, die das Innere des Häuserblocks einnahmen, und ein Widerwille gegen den Gedanken, dies zu verlassen, stieg in ihr auf. Eigentlich war es doch eine Grausamkeit, ein Kind in Reichtum

und verwöhnten Bedürfnissen zu erziehen und dann plötzlich in das ungefüge, unreinliche, übelriechende Leben der Dürftigkeit hinauszustoßen! Und taten die Eltern etwas anderes mit ihrem Benehmen?! Sollten sie das nicht einsehen! Sie waren bei all ihren Eigenheiten und beschränkten Zumutungen im Grunde doch gute Leute!

Indem sie, ihrer großen Müdigkeit nachgebend, sich niederlegte, dachte sie sich aus, wie bei Tisch, wenn sie nur ihre Empfindlichkeit und ihren Trotz zurückhielt, sich aus den zufälligen Gesprächen eine harmlose Stimmung und daraus eine Verständigung entwickeln könnte. Herman mochte dann denken, was er wollte! Wenn man zwanzig Jahre als Eltern und Kind gelebt hat, soll man auch nicht plötzlich alles mit der Schneide des Messers aufnehmen! In diesen Gedanken fand sie Ruhe und sank in Schlaf.

Durch den Ruf zu Tische wurde sie jählings geweckt und hatte nun einen Mißmut zu überwinden, während sie hinabging. Sie bezwang sich und begann beim Essen unbefangen zu reden. Aber die Eltern sahen sie jedesmal, wenn sie sprach, aufs neue erstaunt an, als würden sie immer erst ihre Anwesenheit gewahr, und gaben kaum Antwort, sodaß Klara merkte, man wollte sie durch Gleichgültigkeit kurieren, und von weiterem abstand. Wieder schwoll ihr Trotz und nur mit Mühe hielt sie

spöttische Bemerkungen zurück, die sich ihr fort und fort aufdrängten. Die Alten schlürften ihre Suppe so schmatzend von den silbernen Löffeln, als wären sie halbverhungerte Kesselflicker. Sie schärrten mit den Löffeln und klapperten mit dem Besteck: konnte eine Wirtshausspülmagd mehr Lärm machen bei ihrer Arbeit? Mit dem Messer strichen sie die Tunke vom Teller und zogen es durch den Mund, daß man sich wunderte, kein Blut fließen zu sehen. Nach jedem Schluck Wein stöhnten sie wie ein Holzmacher bei seinem Fusel. Was hatten diese Leute eigentlich zwischen den feintapezierten Wänden und den gediegenen Nußbaummöbeln verloren? War es möglich, dies Tag für Tag, jahraus, jahrein mitanzusehen und zu hören?! Für wen konnte es wünschenswert sein, in dieser Gesellschaft zu bleiben?! War es erträglich, hier zu Kreuze zu kriechen? Nur das blieb ihr ja übrig: zu Kreuze kriechen mußte sie! Daß sie selbst irgend ein Unrecht haben, zu irgend einer Rücksicht und Zartheit verpflichtet sein könnten, fiel diesen Beiden ja morgen so wenig ein wie heute! Nein, lieber schaffen bis aufs Blut! lieber in einer kahlen Kammer sitzen, die man abschließen kann, gegen wen man mag!

Ihr Blick streifte von ungefähr die schweren Hände des Vaters und der Mutter und fiel dann auf ihre

9*

eigene, feingliederige Hand; es wunderte sie, daß ihr dieser Unterschied noch nie zu denken gegeben hatte, und sie fragte sich, indem sie unwillkürlich ihre Hand auf dem Tischtuch hin- und herwandte: woher ist diese Hand? Und nach einem Moment sehnsüchtigen Leides brannte von neuem der Zorn in ihr empor. Ob sie kein Recht hatte, ihre Herkunft zu wissen? die Alten zum Bekenntnisse zu zwingen? Sie konnte kaum das Ende der Mahlzeit erwarten.

Aber auch in ihrem Zimmer hielt sie es danach nicht lange aus. Sie schüttelte den Kopf über die Schwäche, der sie am Vormittag beim Wohnungsuchen nachgegeben hatte. Vielleicht war sie in einer Armut geboren worden, der gegenüber jene möblierten Zimmer noch behagliche Wohlhabenheit darstellten! Vielleicht fristete sich ihre unbekannte Mutter heute noch in derselben Armut hin, und sie, die junge, gesunde, kräftige Tochter wollte erbärmlich genug sein, einem protzigen Reichtum nachzulaufen, von demütigender Gnade zu leben!

Sie machte sich rasch fertig und ging, da die verabredete Stunde noch nicht da war, einfach nach Hermans Wohnung, um ihn abzuholen. Ihr war, als sei ihr jetzt erst der richtige Ernst für ihre Lage und Absicht gekommen, und ungeduldig vor Strebenslust eilte sie hin. Herman, der ja vormittags ihre Stimmung er-

kannt hatte, erwartete sie wohl überhaupt nicht mehr. Wie freute sie sich, ihn auf diese Art zu enttäuschen!

Als sie sich seiner Wohnung näherte, fiel ihr die neue Hausgenossin ein, und sie stutzte. Kürzlich, im Schutze der Eltern, hätte es ihr ein trotziges Vergnügen gemacht, ihre Neugier an diesem unsittlichen Verhältnis zu befriedigen; jetzt aber empfand sie ein hochmütiges Bangen, ein Grauen, als sei sie im Begriff, mit einer ansteckenden Fäulnis in Berührung zu kommen; sie mußte an Aussatz denken.

Aber sie ging doch weiter und wollte vom Garten aus den Gärtnerburschen hinaufschicken; da er nicht zu finden war, suchte sie die Frau Feinäugle in der Küche, und als sie auch diese nicht traf, blieb sie unter der Haustür stehen und rief:

„Herman! Herman!" Vielleicht, dachte sie die Treppe hinaufblickend, kommt sie und schaut nach, dann sehe ich auch gleich, was es für eine ist.

Aber Herman trat aus dem Zimmer und fragte von oben:

„Du, Klara?"

„Ja, ich bins schon. Gelt, ich bin ungeduldig! Kannst du schon mitkommen?"

„Im Augenblick!" erwiderte er, verschwand und kam mit Hut und Stock wieder.

Er war noch vor Tische bei seiner Tante Ulrike gewesen, war eine halbe Stunde neben dem Herd gestanden, während sie ihre Suppe, ihr Brätlein und Gemüse kochte, hatte sich über ihren Hund „Schnuckel", einen herausfordernd häßlichen Scherenschleifer geärgert, der zwar nicht die Küche betrat, aber auch nicht von der Schwelle zu treiben war und kläglich nach den Düften des Mittagsmahls schluchzte und gilfte, — und hatte das Neueste erzählt. Wie über ihr im Sonnenlicht des hohen Fensters die Fliege im Zickzack hin- und herschoß, ohne einen bestimmten Bezirk zu überschreiten, so fuhr die bejahrte Frau hurtig vom Herd zum Wasserstein, vom Wasserstein zum Küchenschrank, vom Küchenschrank zum Herd, schürte das Feuer, rührte im Topf, spülte ein Geschirr, trocknete sich die Hände, hob und drehte die Pfanne und war keinen Moment in Ruhe. Sie hörte zu, stachelte gelegentlich die ungeduldige Gier des Hundes durch einen Zuruf und lächelte wohl auch dem Erzähler zu. Als er fertig war, sagte sie, sie habe geglaubt, er brauche selbst den Doktor in seiner neumodischen Wirtschaft, von der ihr Frau Hinzin und Kunzin erzählt habe. Zum Doktor sei noch weit hin, war seine Antwort; übrigens hoffe er, die Hebamme werde genügen. Sie war mit diesem Bescheid zufrieden und sprach nun ihre Freude über die Dummheit des

alten Höpfner und seiner Gattin aus, die zwar verstanden hätten, ein großes Vermögen zusammenzuraffen, aber ihr Kind nach zwanzig Jahren noch so wenig gewonnen hätten, noch so wenig kännten und zu behandeln wüßten, daß es ihnen bei der ersten, ernsten Gelegenheit durch die Lappen ginge. Dies nämlich scheine ihr sicher, trotz Hermans Zweifel; die Alten seien zu eingebildet, als daß sie eine momentane Schwäche und zutuliche Wendung des Mädchens würdigen und ausnutzen könnten, ohne es zu demütigen. Es sei auch höchste Zeit für Klara, ins Wasser zu kommen! Selbst wenn nichts an ihr wäre und nichts mehr aus ihr würde, sei es doch immer anständiger, vor Arbeit und Not zu verkommen, als vor Wohlleben! Herman runzelte die Stirn und fühlte Entrüstung über diese unbarmherzige Sprache, sagte aber nichts und bekam nur einen roten Kopf. Die Alte ließ sichs nicht anfechten, fragte nach den Kenntnissen und Arbeitsneigungen Klaras, gab ihm einige Ratschläge und die Adresse einer Frau, wo jene vielleicht eine Stube finden und erträglich aufgehoben sein könnte. Dann richtete sie sich das Zeug zum Tischdecken auf ein Tragbrett und hieß den Neffen, ihr die Türen aufs Dach öffnen. Er machte die Hintertür der Küche auf und jenseits eines kleinen Vorplatzes, zu dem die Hintertreppe heraufmündete, eine zweite Tür, sah

ins Grün des auf dem Hinterhausdach angelegten Gartens und ließ dann die Tante mit ihrem Brett vorbei und hinaustreten. Ihre Frage, ob er mithalten wollte, beantwortete er ablehnend, schaute ihr nach, wie sie zwischen den Kübelbäumen und -büschen hindurch zur Laube schritt, wandte sich dann um und ging durch die altmodisch behagliche Wohnung hindurch fort.

Zu Klara sprach er von diesem Besuche nichts.

Er ließ sich von ihr erzählen und führte sie von ungefähr auch zu jener Frau, die wirklich ein hübsches Zimmer zwei Treppen hoch freistehen hatte. Klara konnte sich wieder nicht zum Mieten entschließen, und als die beiden darauf die Treppe hinabgingen, fragte Herman:

„Was suchst du eigentlich? was erwartest du noch? Sauber und ordentlich ist es hier, teuer soll es nicht sein — also? Ob du dich darin glücklich fühlst, wird in diesem wie in jedem andern Zimmer an dir liegen."

Sie blieb stehen, schaute die Treppe hinab und über die grautapezierte, mit dunkelumrahmten Rechtecken gemusterte Wand wieder zurück, blickte den Freund nachdenklich an und sagte zögernd:

„Eigentlich hast du recht."

Sie stiegen hinauf und mieteten. Als sie danach wieder auf der Treppe waren, tat es ihr doch leid, sich hier gebunden zu haben; auf der Straße aber, wo da

und dort Kinder auf den Staffeln saßen oder in der Sonne spielten, wurde sie zufrieden mit der Wahl, schaute nach ihrem Fenster und empfand eine Ungeduld, aus ihm herabzublicken.

Herman gab ihr noch seinen Rat für den Umzug; seine Hilfe, fand er für gut, nicht anzubieten. Dagegen versprach er zu bestimmter Zeit zu Hause zu sein, damit sie ihn etwa noch finden könnte. Dann trennten sie sich.

Klara ging heim. Ihr froher Mut wurde allmählich durch eine Unsicherheit verschleiert, indem sie schon in Gedanken nicht recht damit fertig wurde, den Eltern ihren Entschluß mitzuteilen. Als sie ihre einfachsten, dauerhaftesten Kleider und was sie sonst brauchte, vollends bereitgelegt hatte, dachte sie einen Augenblick, sie könnte die Mitteilung nicht bequemer einleiten, als indem sie ihren Koffer vom Speicher holen ließe; verwarf diese Art aber doch wieder und nahm sich vor, recht schonend zu verfahren und sich nicht gehen zu lassen.

Zum Tee gerufen, fühlte sie die Pflicht, sich sofort nach dem Eintritt ins Zimmer auszusprechen, verschob es aber in einer mutlosen Anwandlung: ein seit Jahren nicht gekanntes Gefühl, der Respekt vor dem Willen und Unwillen der Eltern, besonders des Vaters drang auf sie ein. Sie setzte sich an ihren Platz. Die Eltern sahen an ihr vorbei, die Mutter mit herausfordernder

Gleichgültigkeit, der Vater mit stillem Ernste, und wechselten ab und zu ein paar Worte. Klara aß und trank in ihrer Aufregung mehr als sonst; hätte sie es nur mit dem Vater zu tun gehabt, so würde sie jetzt machtlos gewesen sein, die Mutter aber weckte nach und nach ihren Trotz.

Endlich sagte der Vater, ohne die Tochter anzuschauen:

„Guido war auch da, um nach dir zu sehen."

Klara erschrak, daß ihr das Herz klopfte, und antwortete nicht.

„Ja," fuhr die Mutter fort, „die Rosen dort drüben hat er gebracht, kurz nach Tisch, aber das Fräulein waren schon wieder ausgeflogen, haben es heute ja sehr wichtig mit Herumschwanzen und Gassenfegen."

Klara verging fast vor bänglicher Erregung, aber ein Zorn über die Sprache der Mutter ließ sie nicht schweigen:

„Ich bin herumgeschwanzt, um mir ein Zimmer zu suchen." Sie fühlte das verwunderte Aufschauen des Vaters, während die Mutter fragte:

„Was? ein Zimmer? wieso denn?"

Mit bebender Stimme antwortete sie:

„Nach dem, was ihr mir gestern Abend vorgeworfen habt, kann ich nicht länger euere Güte in Anspruch nehmen und werde sehen, wie ich mich selber durchbringe."

Die Tränen kamen ihr in die Augen.

„Was sind das jetzt wieder für Dummheiten!" sagte die Mutter geringschätzigen Tones.

„Mein voller Ernst!" erwiderte sie, mit festem Blick dem der Mutter begegnend. „Ich werde nachher — abziehen."

„Ja, was willst denn du anfangen!?" fragte die Mutter, der Vater aber warf ernst ein:

„Doch, Kind, das sind Dummheiten! Ich meine, es wäre jetzt genug Heu hunten! Du mußt uns doch kennen und wissen, wie wirs mit dir meinen, auch wenn einmal ein paar rasche unebene Worte fallen!"

„Unebene Worte!" stieß sie heraus und konnte nun ihre Tränen nicht mehr bemeistern.

„Ja — was denn anders!" rief die Mutter. „Wenn wir dir immer alles spitz hätten aufnehmen und aus jeder unüberlegten Antwort ein Staatsverbrechen hätten machen wollen, — wo wären wir hingekommen!"

Klara schüttelte den Kopf, daß ihr die Tränen von den Augen spritzten:

„Dinge, wie ihr mir gesagt habt, kann kein anständiger Mensch hinnehmen! Ich jedenfalls nicht."

„Ja, was haben wir denn gesagt!"

Den abschwächenden Sinn dieser Worte der Mutter und die zugleich in ihnen ausgesprochene Zurücknahme

und Abbitte empfand Klara nicht, sondern nur die grobe Form einer Zumutung, das Unerträgliche wiederzukäuen; sie fuhr mit zornflammenden Augen gegen die Mutter auf, fand aber kein Wort.

„So geht das nicht!“ sagte der Vater dazwischentretend. „Ihr reizt euch ja noch immer mehr!“

„Ich gehe!“ sagte Klara und drehte sich ab.

„Klärchen — das wirst du uns nicht antun!“ sprach der Vater herzlich.

Sie fing bei diesem Tone wieder an zu weinen; der Vater legte ihr die Hand auf die Schulter und fuhr fort:

„Beruhige dich doch, Kind! Nimm nicht übel, was nicht übel gemeint ist!“

Sie schluchzte in ihr Taschentuch und dachte, wenn er so weiter bäte, könnte sie doch nicht anders als alles vergessen und bleiben.

„Was wollen wir denn anfangen ohne unser Klärchen!“

Wenn er nur noch sagt, daß es ihm leid tue, dachte sie, und daß sie Unrecht hatten, dann will ich ja schon bleiben und ihnen das nicht antun!

„Ja — und was will denn *sie* ohne *uns* anfangen, die Prinzeß?!“ rief die Mutter.

Klara wischte sich die Augen, steckte das Tuch ein, richtete sich auf und sagte:

„Das wollen wir schon sehen!"

„Klara! Sei auch vernünftig! 's ist ja alles wieder gut!" redete der Vater zu; sie aber schüttelte den Kopf:

„Nein, 's ist nicht gut und wird nicht gut! und alles kann ich nicht schlucken!"

„Da schlag doch's Wetter drein!" rief die Mutter. „Man soll wohl auf den Knien abbitten! Kannst lange warten! — Mach uns zum Gespött in der ganzen Stadt, wenn dir das anständiger ist, als ein gutes Wort zu geben! Allons! die Leute kennen uns und wissen, wie wir dich gehalten haben. Auf uns fällt's nicht zurück."

„Daran wollen wir gar nicht denken!" fing der Vater begütigend wieder an. „Das ist dummes Zeug!"

„Was auf mich fällt, werd ich eben tragen müssen!" sagte Klara. „Das schreckt mich nicht. Und ich bitte euch, laßt mich jetzt wenigstens noch in Frieden aus dem Haus gehen!"

Der Vater sah sie groß an und verließ rasch das Zimmer. Die Mutter zuckte die Achseln und sagte:

„Tu, was du nicht lassen kannst! Bist ja mündig."

Schweren Herzens und zitternd stieg Klara hinauf in ihr Zimmer. Gleich darauf rief sie einem Mädchen und bat, über die Treppe hinab sprechend, ihr den großen grauen Koffer zu bringen; ehe sie wieder in ihr

Zimmer trat, hörte sie, wie unten die Mutter zur Tür hinausrief:

„Hermine, meine Tochter verreist. Bringen Sie ihr doch den grauen Koffer!“

Nachdem sie dann gepackt, sich selbst eine Droschke geholt und das Gepäck auf den Bock hatte tragen lassen, trat sie, kaum ihrer selbst mächtig, ins Wohnzimmer, um Abschied zu nehmen, fand aber die Eltern nicht darin. Zögernd wollte sie ins Nebenzimmer; die Tür war verschlossen. Sie klopfte.

„Was gibts?“ fragte die Mutter.

„Ich möcht euch — Adieu sagen!“ antwortete sie mit fast versagender Stimme.

„Kannst lange warten!“ gab jene zurück.

„Vater!“ schrie Klara.

„Nein, Kind,“ entgegnete er, „wir sagen dir nicht Adieu!“

Sie fühlte sich zusammensinken und hielt sich an der Türfalle. Nach einer Weile ließ sie behutsam los und schlich verstohlen zum Sofa. Sie saß kraftlos da, machte die Augen zu und dachte mit schmerzendem Hirn: so wollen sie mich jetzt zwingen. Zwingen! kein gutes Wort! — zwingen!

Nun trat sie wieder zur Tür und sagte:

„Ja — dann lebt wohl — in Gottes Namen!“ und

eilte, floh hinaus zur Droschke, gab dem Kutscher die Adresse an und sank auf den Sitz. Aus Scheu vor dem Gesehenwerden hatte sie den Wagen schließen lassen und konnte nun, während er nach dem andern Stadtteil hinrollte, ihren Tränen freien Lauf geben.

Fünftes Kapitel

Gegen Abend machte Herman mit Elfriden den Weg, auf dem sie sich fast täglich zwei, manchmal drei Stunden ergingen, der sie erst durch die Allee in die Ebene südlich der Stadt hinausführte, dann durch einen Waldzwickel zu den Hügeln hinüber und oft noch weit am Saume des Hügelwaldes hin. Die Ebene lag grün von Wiesen und Kornfeldern, dazwischen spannten sich manchmal wie riesige Bleichtücher Streifen noch unbegrünten Landes aus. Die Obstbäume standen in der schweren, schwellenden Belaubung, die der Blüte folgt und in diesem Scheine grenzenlosen Triebes nur so kurz währt.

Herman erzählte seine Erlebnisse mit Klara.

„Das ist schrecklich!“ sagte Elfride. „Das ist schlimmer als Sterben! Hast Du denn nicht zur Vernunft gesprochen?“

„Freilich!“ rief er, von Elfridens Vergleich überrascht. „Aber daß sie trotz allen Bedenken und War-

nungen ging, beweist ja, wie gering der Zusammenhang war!"

„Glaube mir, eines Tages wird sie ihre Handlungsweise verabscheuen. Wäre sie früher davongelaufen — gut! Aber jetzt, wo sie weiß oder wissen kann, was sie ihnen zu danken hat, — jetzt ist es unerträglich. Die Leute haben sie gehalten wie ihr eigen Kind — mehr kann kein Mensch verlangen! Und wenn sie morgen in der liebenswertesten Frau der Welt ihre Mutter gezeigt bekäme und wenn sie sie noch lieb gewänne wie nichts sonst, — ihre Mutter würde sie doch nicht in ihr finden können! Eine Mutter hast du, solange du ein Kind und hilflos bist. — Gewiß hat man der Klara zu spät gesagt, wer sie ist; aber weil sie es nicht wußte, hat sie eine unbefangene Jugend gehabt und vielleicht nie eine Entbehrung gefühlt."

„Halt!" sagte Herman. „Wie das eigene Kind wurde sie schon behandelt —; aber auch eigene Kinder werden manchmal so behandelt, daß sie davonlaufen müssen oder müßten. Übrigens — hat sie es höchst nötig, in andern Boden versetzt zu werden, wo sie lernt ihre Schwächen und Fähigkeiten ernst zu nehmen."

„Das ist gewiß etwas anderes. Aber ist dazu diese krampfhafte Katastrophe nötig? Kann sie nicht etwas lernen und aus ihrem hergebrachten Kreise heraus

wirken! Sich selbst durchzubringen, ist ohne Zweifel sehr oft sehr schwer; ob es aber ein Ziel ist, erscheint mir zweifelhaft. Ehe sie ihre bisherigen Umstände wegwirft, müßte sie doch erst bewiesen haben, daß sie gar nichts Besseres in ihnen und mit ihnen anzufangen weiß. Was auch ein Manko wäre!"

Herman unterdrückte ein Lächeln, indem er an Elfridens Geschmacksneigungen und Bedürfnisse dachte, und entgegnete nur:

„Du hast doch auch das Haus deines Onkels verlassen, um selbständig zu werden!"

„Ja. Das war aber ein bißchen anders."

„Wieso?" fragte er, der nichts Genaueres wußte.

„Nun — als der Vater auch gestorben war, nahmen sie mich ins Haus und hielten mich vor den Leuten freilich wie eine Tochter; hinter den Kulissen mußte ich aber schon neben der Schule her arbeiten wie eine Magd. Ich mußte ihnen das zweite Mädchen ersparen. Aber das wäre ja nicht schlimm gewesen! Da ihnen aber doch nicht wohl dabei war, so suchten sie ihr Gewissen und mein Urteil dadurch zu betäuben, daß sie mich fortwährend ins Unrecht setzten und mich zum Sündenbock machten."

„Und da bist du halt weiter um ein Haus, nachdem du das Lehrerinnenexamen gemacht hattest?" fragte er, da sie schwieg.

„Nein, so frei war ich nicht. Erst mußte ich mich noch in den Leutnant Wutschke verlieben.“

„Ach was! Erzähle doch, bitte!“

„Nun, das war ein frischer, hübscher Mensch, der viel in das Haus kam. Seine Stirne war, soweit sie durch den Mützenschild gegen die Sonne gedeckt blieb, blendend weiß und stach wie auch der hellblonde Schnurrbart fein vom verbrannten Gesicht ab. Das gab mir ein Gefühl von Kraft und Zartheit, und ich hielt ihn für das Urbild eines Helden. Da ich nicht übel aussah, machte er mir die Cour, und ich meinte, er müßte nun sofort auf die Drachenjagd gehen, schnell alle Helden des Abend- und Morgenlandes besiegen und mir zur Huldigung schicken, nach einem halben Jahr zurückkommen und mich erlösen. Er begnügte sich aber mit Phrasen und Galanterien, die mir in kurzem langweilig wurden. Aber er hatte doch meinen Stolz geweckt, ich wurde wehrhafter.

„Obschon mir in meinem Leben viel Zerbrechliches durch die Hände gegangen ist, habe ich doch sehr selten etwas zerbrochen. Die Tante aber legte unter anderm jeden zerbrochenen Teller und Lampencylinder, jedes Glas und Blumentöpfchen mir zur Last. Auch wenn sie genau wußte, wer der Täter war, immer versuchte sie die Untat erst mir anzuhängen, ehe sie ein anderes be-

zichtigte. Nun in dieser Zeit ertrug ich nicht mehr so viel wie bisher und beantwortete einen ungerechten Vorwurf, ich zerschlage alles, bei Tische dadurch, daß ich ein Glas an die Wand warf, damit Tante doch nicht immer Unrecht habe, und sagte, ich würde sie nun künftig immer auf diese Weise ins Recht setzen. Sie unterdrückte ihre Erregung mit ein paar Worten und ließ es nicht auf die Probe ankommen; aber gerade dadurch wurde sie und der Aufenthalt in ihrem Hause mir erst recht zuwider. Da sie ja darauf gedrungen hatten, daß ich das Examen machte, so konnten sie meinem Verlangen, nun auch Lehrerin zu werden, nicht viel entgegensetzen, und ich suchte mir eine Stelle."

„Ist dir das veränderte Dasein schwer geworden?"

„Die übertriebenen Ansprüche und Phantasien loszuwerden, das hat schon schwer gehalten."

„Würdest du heute anders handeln oder verfahren?"

„Das ist die überflüssigste Frage der Welt."

„Du hast recht," sagte er. „Aber — um auf Klara zurückzukommen — was hätte sie tun sollen?"

„Sie muß eben tun, was sie nicht lassen kann. Jetzt sieht sie nur, was man ihr verschwiegen und vorenthalten hat, und kennt sich nicht aus vor Empörung. Eines Tages wird sie auch sehen, was man für sie ge-

tan hat, und je weniger Liebe zu ihren Eltern vorhanden ist, umso schwerer wird der Dank sein!“

„Es heißt aber: Edlerem Gemüte verarmt die Gabe mit des Gebers Güte!“ warf Herman ein.

„Von verarmter Güte des Gebers weiß ich nichts, sondern nur von Eigensinn, Plumpheit und plebejischer Manier. Übrigens, auch eine verarmte Gabe will verdaut sein!“

Tief Atem schöpfend blieb sie stehen und schaute vorwärts und rückwärts den Weg entlang, der sich am Waldrand hinschlängelte.

„An der Bank sind wir vorüber? Ich muß ein wenig ausruhen!“ sagte sie und setzte sich auf den erhöhten Boden des Waldsaumes. „Mein dianenhafter Jagdschritt ist doch nicht mehr am Platze, ich muß mir ihn abgewöhnen.“ Mit einem kurzen Blick der großen dunkelblauen Augen sah sie dabei zu ihm auf, und mit der vom Gehen vertieften Röte durchfloß ihre großen Züge jener kindliche, so fremdartig bestrickende Reiz.

Herman wußte plötzlich von nichts anderem mehr, als daß dieses schöne Geschöpf ihm gehören müsse. Hart und kurz wie von einer Feder getrieben, pochte sein Herzschlag. Es war ihm, als müßte er sich die Adern zerreißen, die Brust aufbrechen, um der Frau zu zeigen, wie er mit jedem Tropfen ihr gehörte; und doch zwangen

ihn die ernsten Brauen, der ruhige Blick, den sie über die heißen Felder in die weißliche Ferne gehen ließ, sich zu bändigen, sich nicht in knabenhafter Maßlosigkeit ihr zu Füßen zu werfen. Er stand vor ihr, und sie tat nicht, als ob sie seinen Blick fühlte. Da setzte er sich neben sie unter den Baum, ergriff und küßte ihre Hand und stieß heraus:

„Ich muß es dir endlich einmal sagen, wie innig ich den vergangenen Herbst segne! Die Erinnerung an ihn hat mich immer beseligt; aber seit er dich mir nachträglich noch zugeführt hat, kenne ich mich nicht mehr vor Stolz und unbekümmertem Mut."

Sie hatte sich überrascht aufgerichtet, ihm ihre Hand entzogen und sagte, ohne ihn anzuschauen:

„Segnen —? Segnen —!" Dann schüttelte sie den Kopf, nickte einige Male schwer und sah vor sich hin.

Er verstand sie nicht und blickte sie an; endlich sagte er:

„Ja, ich segne unsere Herbsttage und was sie brachten!"

„Das heißt —" antwortete sie still, „du segnest deine Träume von all dem! Was weißt du denn von morgen, ja, von gestern? Durchschaust du auch nur den heutigen Tag oder dich — oder mich?"

„Ob ich den Tag durchschaue oder nicht, gleichviel!

Wenn ich ihn nur fühle! Mag kommen, was will, es wird menschlich sein."

Sie entgegnete nichts. Ihr ernster Blick ging westwärts über die Ebene hin nach den fernen, dunklen Wolken, die auf den überrheinischen Höhen lasteten.

Ehe er zum Weitersprechen kam, streckte sie die Hand aus und bat, ihr aufzuhelfen, und ihn wunderte, wie schwer sie sich auf ihn stützte. Ihre Hilfsbedürftigkeit und ein süßes Gefühl von Mitschuld rührte ihn aufs innigste; er dachte nicht mehr an ihre rätselhaften Worte und auch er ward still in heimlichen Gedanken. Er hatte ihre Hand nicht losgelassen, sondern in seinen Arm gezogen, und sie wandelten nun langsam nach der fernen Stadt zurück, die von vorspringendem Walde verdeckt war. Manchmal schauten sie zum Himmel auf, dessen Bläue über ihnen ungewöhnlich hoch gewölbt schien, während links drüben im Westen das schwere Gewölk langsam wuchs und an einer Stelle schräg streichenden Flören gleich den Regen fließen ließ. In fein abgestuften grauen und graueren Tönen schienen die Formen der überrheinischen Berge klar und nahe hindurch. Leise brummte manchmal ein Donner herüber.

Während ihre erregten Gedanken bald sich kreuzten, bald weit auseinander flohen, weideten sich ihre Augen

an demselben Himmelblau, an demselben Gewitter, dessen Gewalt sich unter den langsam hinziehenden ernsten und zarten Reizen, in dem frischeren, befreienden Flusse der Luft kaum ahnen ließ.

Eine schwer zu bemeisternde Wonne drängte aus Herman hinaus, gerade als führte er ein neuerobertes, ungeahntes Glück nach Hause, und doch wagte er nicht, Elfridens Arm an sich zu drücken, ihre Hand, die so schön auf seinem Arme lag, die doch sein war und die er mit Küssen hätte bedecken müssen, auch nur in seine Hand zu ziehen. Es war ihm wie dem dummen Hans im Märchen, der alle Kostbarkeiten auf dem Wege zum Ziel übersehen und alle Gelüste überwinden muß.

Als er spät am Abend noch im Garten auf- und abschritt, mußte er aber von neuem an Elfridens seltsam banges Wesen und abwehrende Worte denken. Hatte jene Angst aus ihr gesprochen, die oft plötzlich über schwangere Frauen kommt? Oder war sie nun doch etwa von Scham oder Reue ergriffen? — Daß sie aber den Sturm seines Gefühles schon im Anlauf gehemmt, sein Verlangen nach Entscheidung abgedrängt hatte, das erregte nun seinen Zorn und Trotz. Er hatte zu leicht und rasch nachgegeben, und sie mochte nun lächeln. Daß er sie ohne Kampf gewinnen würde, hatte er sich doch selbst nicht träumen lassen, — warum hatte er jetzt nicht

gekämpft?! — Sie hatte einfach aufgehört zu sprechen, und da hatte auch er nicht mehr geredet! Warum?

Und doch wäre es jetzt schön, wenn er mit Elfriden einig würde, ehe man im Amt ihm den Boden unter den Füßen heizte. Denn lieber war ihm unter solchen Umständen doch, in der Laufbahn zu bleiben, als irgendwie von vorn anzufangen. Angesichts der Heirat konnte er sich dann schon in die Form fügen. Nun galt es wachsam sein, die günstige Stunde erlauern, rasch die Gelegenheit schaffen, dann aber auch ohne Bedenken, schonungslos das Weib sich selber rauben! Hin und her lief er in der Ungeduld, seinen Willen zu messen, ihren Widerstand zu brechen.

Endlich ging er behutsam nach dem unter Elfridens Fenster liegenden Teile des Gartens, stand still und sah lange zu ihrem Schlafzimmer empor. Matt leuchtete die weiße Giebelwand in der Sternenhelle, das schwarze Viereck des offenen Fensters mutete allmählich unheimlich an wie ein Höhleneingang.

Elfride schlief noch nicht. Durch die Stille der Nacht drang um das Haus herum der gedämpfte Laut von Hermans Auf- und Abschreiten zu ihr, und still liegend lauschte sie, wie die Schritte bis zum hinteren Ende des Hauses sich näherten und dann wieder entfernten, unaufhörlich, regelmäßig wie ein Uhrenpendel, wie ein

Herzschlag, und auch sie rang nach Klarheit. Hatte Herman ein Recht auf sie, weil er der Vater dieses Kindes war? Auf das Kind hatte er ein Recht. Und sie hatte in ihrer Hilflosigkeit ein Recht auf Hermans Hilfe, das sie freilich lieber nicht geltend gemacht hätte! — Aber das Kind, hatte es nicht ein Recht auf Eltern, auf Vater und Mutter, nicht bloß auf eines von beiden? — Elfride stöhnte und hatte ein Gefühl, als sänke sie in sich zusammen. Dann schüttelte sie heftig den Kopf und sagte halblaut:

„Noch bist du nicht da. Noch gilt dein Recht nicht. Du sollst mich nicht überrumpeln! Wenn es Zeit ist, werd ich beschließen. Vielleicht, wenn du da bist, bin ich eine andere als heut und handle ohne Kampf."

Ihre Hände lagen auf ihrem Leib; als sie sich aber ihrer Unnachgiebigkeit bewußt ward und des harten Blickes, mit dem sie ins Dunkel starrte, zuckten die Hände jäh zurück und legten sich flach aufs Lager; dann drehte sie sich auf die Seite, schloß die Augen und stöhnte wie ein Verwundeter.

Nun hörte sie Hermans Schritt leise näher als sonst herankommen und horchte. Als er unten stehen blieb, fuhr sie empor und sitzend lauschte sie hinaus. Sie blickte nach dem matten Lichtviereck des Fensters in der schwarzen Wand, in das zuckende Licht eines herein-

strahlenden Sternes und rang schwer und peinvoll nach Atem.

„Herman —" flüsterte sie.

Hatte sie einen Menschen lieber auf der Welt? O — dann wäre sie ja nicht hier! Dann hätte er ja nicht eine Minute lang über sie Macht gewonnen. Nicht einmal die allgemeine Freude am schönen Tag hätte sie damals mit ihm geteilt.

Wie lange und vielfältig hatte sie's erwogen, ehe sie ihm schrieb, und wieder, ehe sie herreiste, auch diese Möglichkeit, diese Gefahr! Aber sie hatte auf ihren sicheren Willen vertraut, auf ihre kühle Ruhe, kraft deren sie Herman fernhalten würde. O wäre sie fortgeblieben und hätte lieber jede Erbärmlichkeit ihrer hilflosen Lage über sich kommen lassen! Nichts auf der Welt hätte sie so demütigen können wie dieser Augenblick!

„Was willst du?" stieß sie flüsternd heraus, und ihr Blick band sich mit dem Funkeln des Sternes im Fenster. Ein Zorn kam über sie.

„Wer bist du? Ich kenne dich nicht. Du bist mir fremd! Ich bin mir lieber als du!" Sie schlug mit der Faust an die Brust. „Mein will ich sein! Mein! Reize mich nicht!"

Sie horchte, als müßte eine Antwort kommen. Alles blieb still. War er unten weggegangen?

Sie sank zurück, achtete auf nichts mehr und überließ sich der Hetzjagd ihrer Gedanken, wälzte sich hin und her und ersehnte den Tag.

Herman stand noch lange, bis er sich auf den Fußspitzen, wie man durch ein Krankenzimmer schleicht, schweren Herzens zurückzog.

Von den gleichen Gefühlen bebend, war er der unbefangenen Ruhe, in der ihm Elfride am andern Mittag gegenübersaß, nicht gewachsen und brach gerne früher als gewöhnlich auf, um vor der Bureaustunde noch der Verabredung gemäß Klara zu treffen.

Er war erstaunt, da sie leicht und frei im Schatten der Alleebäume einherschritt und ihm von weitem winkte.

„Das freut mich,“ sagte er, sie begrüßend, „daß du so aufgeräumt dreinschaust.“

„Ich habe zu Mittag gegessen!“ erwiderte sie mit wichtigem Lachen.

„Ich auch, ich auch!“

„Ja — aber bei mir ist das ein Fortschritt, ein Erfolg, der Mühe gekostet hat. Drum bin ich auch so zuversichtlich! Heute früh war ichs nicht. Gestern abend noch weniger, o je!“

Sie erzählte ihm den bittern Abschied von Hause.

„Du glaubst nicht, wie elend mir war, als ich danach

in meinem neuen Zimmer saß. Auf den nächsten Stuhl war ich gesunken und starrte auf mein Gepäck und dachte an alles, nur nicht an das Auspacken. Endlich hörte ich die Frau Zaiß auf dem Gang und fürchtete, sie käme zu mir, zog schnell die Schlüssel und bückte mich zu meinem Koffer. Sie kam in der Tat und bot mir ihre Dienste an. Ich dankte hastig und dringend, ohne mein verheultes Gesicht nur recht umzudrehen; ich wollte sie möglichst schnell wieder forthaben. Dann packte ich wirklich aus und machte etwas Ordnung; aber es ging mir so schwer von der Hand, alle Finger lang stand ich und glotzte, es dauerte eine Ewigkeit. Auf einmal hatte ich so fürchterlichen Hunger, daß ich ganz zitterte. Ich ging aus, traute mich aber in kein Restaurant, ich lief von einem zum andern und fiel fast um. Endlich kam ich an eine Konditorei. Das war eine Erlösung. Ich trank Schokolade und aß ein Stück Torte. Aber mein Hunger war so ungeheuer, da ließ ich mir noch Mürbes geben. Nun genierte ich mich aber, tüchtig zuzugreifen, als müßten die Leute merken, daß das mein Abendessen sei. Dann kamen gar noch Bekannte und aßen Eis, weil es so schwül war, die fingen an und fragten, wohin wir dieses Jahr zur Sommerfrische gehen würden und Allerhand. Da nahm ich betucht Reißaus. Hunger hatte ich immer noch; ich kaufte mir einen Vierling Schinken

und Milchbrötchen und ging heim. Nun fürchtete ich wieder, Frau Zaiß könnte kommen und mich beim Essen treffen, und wartete lange. Endlich kam ich auf den Einfall, mit großem Geräusch meine Tür zu schließen und zu riegeln, als ging ich zu Bett, und nun verschlang ich den Schinken vom Papier weg. Zum Schlafengehen war ich natürlich viel zu aufgeregt. Ich dachte auch an Guido und daß ich ihm schreiben müßte. Ich weiß nicht warum, aber ich traute mich nicht, Frau Zaiß um Tinte zu bitten, und schrieb mit Blei. Dann sah ich noch lange aus dem Fenster, die Luft war so herrlich kühl geworden, und ich dachte, du kämst vielleicht noch vorbei und schautest herauf. — Auch diesen Morgen hab ich mich wieder recht tappig angestellt, drum bin ich jetzt auch über mein Mittagessen so vergnügt. Als ich von Hause fortging, wußte ich wahrhaftig noch nicht, wie ich dazu kommen könnte. Der Zufall führte mich am Bahnhof vorbei, da hatte ich eine Erleuchtung und aß in der Bahnhofsrestauration. Darum bin ich nun so stolz, als hätt ich ein Heldenstück vollbracht."

„Hast du auch!" rief Herman lachend, „für zwei Mark fünfzig."

Sie verstand nicht, was er meinte, und fuhr fort:

„Ich bin doch sonst nicht so scheu! Aber gestern abend und heute früh war mir bei allem, als tät ich Verbotenes,

das ich verheimlichen müßte. Es ist doch zu dumm! Wie man sich anstellen kann!"

Er nickte nur. Es lag ihm nahe, durch ein paar skeptische Worte dem Mädchen seine Befangenheit zu nehmen, und die Frage, ob ihr zwei Mark fünfzig für die Stillung des Hungers nicht zu viel scheine, schwebte ihm auf der Zunge; aber er schwieg, weniger weil sich ja doch alles von selbst geben mußte, als weil er ihr die Enttäuschungen und Erfahrungen gönnte.

„Hast du überlegt," fragte er, „womit du dein Brot verdienen willst?"

„Ja."

„Womit denn?"

„Ich weiß noch nicht."

„Also sehen wir einmal zu! — Vielleicht als Gesellschafterin?"

„Nein."

„Stütze der Hausfrau oder so was?"

„Nein! ich will überhaupt nicht in Familie! Davon hab ich genug!"

„Nu — kannst dich nicht beklagen, nebenbei gesagt. Also — Telegraphistin?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Lehrerin — Kindergärtnerin? Auch nicht?"

„Ich meine halt, etwas zusehen und abwarten müßte ich schon. Zu überhasten brauch ichs ja nicht.

„Ganz meine Ansicht!" erwiderte er. „Du kannst ja einstweilen etwas versuchen. Wie wärs, wenn du einmal Buchführung lerntest, vielleicht auch Maschinenschreiben und Stenographieren? Zur Not hättest du dann Aussicht, in einem Geschäft anzukommen. Schaden kann es auf keinen Fall."

„Ja — wenn du meinst —" sagte sie. Und da er sie nicht der Ratlosigkeit und unentschlossenem Müssiggang überlassen wollte, so redete er ihr mit allem Nachdruck zu.

„Das Maschinenschreiben lernt man, so viel ich weiß, in Schreibmaschinengeschäften, Buchführung und Stenographieren in Kursen; das kannst du wohl aber auch aus Büchern lernen, falls du die nötige Energie zu selbständigem Arbeiten hast."

Nun wollte sie natürlich Buchführung und Stenographie ohne Lehrer erlernen, und Herman versprach ihr, sich nach den nötigen Büchern zu erkundigen. Sofort aber ging er mit ihr in ein Schreibmaschinengeschäft, in dem man schon von der Straße aus durch die Ladenfenster sechs bis acht Mädchen vor ihren Instrumenten sitzen sah.

Sie erkundigte sich und verabredete den Beginn ihres Lernkurses schon auf den nächsten Tag.

Als sie wieder aus dem Hause traten, sagte Herman auf die Ladenfenster deutend:

„Ich werde dann ab und zu hierherkommen, meine Nase am Fenster plattdrücken und grinsen."

„Das sieht dir ähnlich!" erwiderte sie. „Übrigens ist es scheußlich, daß man so auf dem Präsentierteller arbeiten muß."

„An irgendeiner Straßenecke oder im Stadtgarten auf dem Präsentierteller zu Mittag essen ist allerdings geschmackvoller!" gab er spöttisch zurück und erstaunte, da sie ihn ernst anschaute und dann sprach:

„Du hast recht! Daran hab ich nicht gedacht. Es soll mich nicht genieren!"

Er lächelte erfreut und sagte:

„Übrigens — du hast es da drin ja ganz flott abgemacht! Keine Spur von Scheu!"

„Ja —!" lachte sie, „meinst, ich will mich vor dir blamieren!"

„Schade, daß du mich dann nicht immer mitnehmen kannst!"

„Nun, ich werde mir halt immer denken, der Mosjöh Herman stände hinter mir, und spannte darauf, mich auszulachen."

Er ließ sich noch ein Stück Weges zum Amt von ihr begleiten und versprach ihr, sie um dieselbe Stunde

des folgenden Tages wieder treffen zu wollen. Sie gab ihm beim Abschied die Hand und sah ihn zögernd an, als hätte sie noch etwas auf dem Herzen, sprach aber nicht und ging dann. Er fragte auch nicht. „Wenn sie einen Wunsch hat, soll sie den Mund auftun!“ dachte er. „Übrigens ist sie doch eine flotte Person.“

Als Klara am andern Nachmittag unter den Alleebäumen Herman entgegenging, trat statt seiner Guido, der Reserveleutnant, plötzlich neben sie und begrüßte sie, mit der linken Hand den Säbel fassend, in tadelloser Form. Mit Klaras Brief war er zu Herman aufs Bureau gelaufen und hatte ihn gebeten, er möchte doch helfen, das Mädchen von seinem unglaublichen Vorhaben abzubringen. Herman hatte es verweigert: nachdem die Eltern und Pflegetochter sich einmal so veruneint hätten, könne er Klara nicht mehr abraten. Guido solle sich auf seinen eigenen Einfluß beschränken; nur wenn er Klara mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Verlockungen zur Umkehr bewegen könne, gewinne er sie auf ehrliche Weise und vielleicht auf die Dauer. Und zu diesem Versuch hatte er ihm die Stunde seiner Verabredung abgetreten.

Guido errötete und das Mädchen nicht minder; doch war sie schneller gefaßt, streckte ihm die Hand

hin, die er krampfhaft drückte, und sprach im Weitergehen:

„Ich weiß nicht, Guido, ob mich die Erregung die richtigen Worte zu meinem Brief hat finden lassen, ich weiß, daß ich dir jedenfalls weh getan habe; aber ich bin überzeugt, daß es für uns beide das Beste ist. Ich habe mich immer schlecht gegen dich betragen, ich war nie so, wie eine Braut gegen den Bräutigam sein muß —"

„O sag das nicht, Klara!" rief er mit halberstickter Stimme.

„Doch!" erwiderte sie. „So leichtsinnig und herzlos ich war, ich habe mich im stillen manchmal vor mir selbst geschämt und danke Gott, daß ich noch zur Besinnung gekommen bin. Wenn ich mich gegen einen lieben, guten Menschen so nichtswürdig benehmen kann, wie ichs gegen dich getan habe, dann kann ich gewiß nicht seine Frau werden, das weiß ich jetzt. — Vielleicht kann ich" — setzte sie mit zitternder Stimme hinzu — „überhaupt nicht Jemand von Herzen lieb haben! Wenigstens komme ich mir manchmal so leer und lieblos vor, daß ich nicht weiß, wozu ich lebe."

„Klara! Klara!" sprach er dringend mit leiser Stimme, „versündige dich nicht du hast deine Eltern lieb, wenn du jetzt auch in einer Laune davongelaufen

bist. Und es kann doch nicht sein, was du mir geschrieben hast!“

„Laune?!“ rief sie, ihn ernst und scharf anschauend, und erst nach einer Pause fuhr sie fort: „Ich habe die Eltern nicht lieb und habe sie nie lieb gehabt! Ich habe ihnen gehorcht oder getrotzt, geschmeichelt oder sie ausgelacht, wie es mir paßte, seit ich denken kann, und habe die Liebe für selbstverständlich gehalten. Aber seit Sonntag weiß ich nun, daß von Liebe nichts da war. Wenn ich sie liebte, so hätte der Vater mich schlagen und die Mutter mich treten können, ich würde es hingenommen und gesagt haben: 's ist alles gleich; denn ich lieb Euch. So denke ich mir wenigstens die Liebe. Ich kenne sie nicht, aber nur so kann ich mir sie denken.“

Guido nickte schwer mit dem Kopf. Sie achtete es nicht und fuhr fort:

„Nichtsda! Ich bin davongelaufen, wie du sagst. Bis jetzt kann ich Nachts noch keinen Schlaf und Tags keine Ruhe finden; aber ich weiß heute schon, daß ich eines Tages sagen werde: ich war zwanzig Jahre in ihrer Gewalt und sie konnten mir Gutes und Übles tun, wie sie wollten oder verstanden, und als sie mich dann aus ihrer Gewalt entließen, da war diese Entlassung die einzige Wohltat, die ich ihnen noch schuldig bin — und dabei werd ich mich beruhigen. So wird es kommen.“

Guido war durch diese unumwundene und übertreibende Offenheit so erschreckt, daß er Alles, was er hatte vorbringen wollen, vergaß. Er suchte in seinem Gedächtnis und sagte endlich:

„Sieh, du brauchst nur zu wollen. Deine Eltern sind ja so gut, sie werden dich mit offenen Armen empfangen und dich gewiß nicht merken lassen, was du ihnen angetan hast.“

„— sondern mir noch ein Perlenkollier und eine Sommerreise ans Nordkap spendieren!“ rief sie scharf lachend. „Lieber Freund, hör auf!“

„Ja, ist denn Alles umsonst, Klara?“

„Jawohl, Guido!“

„Wenn du schon nicht an mich denkst, Klara —, so denke wenigstens an dich! So allein — das kann doch nicht gut werden! Bedenke nur, was die Leute reden werden!“

Sie blieb stehen und schaute ihn an:

„Wie wärs, wenn wir uns in vier Wochen hier wieder träfen und du mir berichtetest, was die Leute über mich sagen —?“

Er runzelte die Stirn und erwiderte:

„Das mußt du nicht von mir verlangen. Es würde mir zu schwer werden, dich wiederzusehen.“ Er seufzte. „Aber — —, wenn du mich einmal nötig hast —“

„Dann werd ich erst recht versuchen, allein fertig zu werden.“

Er blieb stehen und schaute sie mit vorwurfsvollen Augen an.

„Dann lebe wohl, Klara!“ sagte er. „Behüt dich Gott!“ Er drückte ihr heftig die Hand, grüßte sie ehrerbietigst und ging schnell davon.

Gegen Abend, auf dem Heimweg von der Schreibmaschine, wurde Klärchen die Vorstellung, daß sie nun wieder einsam auf ihrem Zimmer sitzen und sich mit Grübeleien ermüden sollte, so unerträglich, daß sie an ihrem Hause vorbeilief und den Weg zu Hermans Wohnung einschlug.

„Ich gehe einfach hin!“ murmelte sie trotzig. „Mag es dort sein, wie es will, umbringen wirds mich auch nicht! Jedenfalls kann ich nicht immer allein sitzen.“

Sie schaute zögernd um, ehe sie ins Haus trat. Sie stieg mit Herzklopfen hinauf und räusperte sich, pochte an der Wohnzimmertür und, da keine Antwort erfolgte, öffnete sie. Es war Niemand da. Vom Fenster nach links hinten durchquerte eine Abendsonnenlichtbahn das Zimmer; auf dem Tische stand zur Hälfte im Schatten, zur Hälfte von der Sonne durchschossen ein Strauß Feldblumen und Gräser, und es duftete nach Maiglöckchen.

Verwundert sah sie die Veränderungen des Zimmers, räusperte sich mehrere Male; aber es regte sich Niemand. Sie ging wieder hinab und lenkte nach dem hinteren Ende des Gartens. Sie rief nicht, sie wollte nicht von Herman etwa wieder fortbegleitet werden. Im Wäldchen hörte sie Stimmen und erregt bog sie in den Pfad ein, der durch höher werdendes Gebüsch derart gewunden zum Sitzplatz im Innern führte, daß man erst beim letzten Schritte sehen und gesehen werden konnte. Durch junge Tannen verdeckt hörte sie den Herman reden und räusperte sich; er schwieg. Nach zwei Schritten stand sie am Zugange des baumüberwölbten Platzes: an einem Stamm lehnte Herman und blickte ihr entgegen, während ihm gegenüber eine Frau in tiefviolettem Gewande auf der Bank saß und ruhig die dunklen Augen von einem Buche zu Klara erhob.

„Verzeihung —!" begann diese verwirrt und ihr überraschter Blick wich nicht von Elfriden.

„— dafür, daß du einmal einen guten Einfall hast?" fragte Herman lächelnd, faßte sie bei der Hand und fuhr zu Elfriden gewandt fort: „das ist nämlich die Klara! — Und das ist Elfride!"

Diese reichte dem Mädchen die Hand, wobei der weite Ärmel von einem starken, weißen Unterarm zurückfiel,

rückte nach links und bot der Angekommenen neben sich Platz.

Klara dachte, indem sie Elfriden mit befangenen Blicken streifte: „Wie schön und großartig sie ist! So einen Hals hab ich noch gar nie gesehen! und ihr Haar trägt sie ganz altmodisch geflochten im Nacken wie vor vierzig Jahren!“ Sie setzte sich errötend und sagte kleinlaut zur Nachbarin:

„Ich fürchte nur, Sie zu stören.“

„Dann sind Sie uns als tapfere Person, die ihrer Furcht zu trotzen vermag, doppelt willkommen!“ erwiderte Elfride.

Klara sah auf, konnte aber in Elfridens Miene keine Ironie entdecken und sprach:

„Ich kann mich noch nicht an das Alleinsein gewöhnen. Ich glaube, ich war in meinem ganzen Leben noch nicht so viele Stunden allein wie in den letzten vier Tagen. Es wurde mir zu viel, ich mußte — Gesellschaft suchen.“

Herman lächelte.

„Daß du einmal um Gesellschaft verlegen sein könntest, hätte ich mir nicht träumen lassen.“

In etwas abwehrendem Ton erwiderte sie:

„Ich war durchaus nicht darum verlegen, — wie du siehst.“

„Dann freut es mich doppelt, daß du hier bist. Ich danke dir.“

„Ich bin auch dem Guido begegnet,“ fing sie, unter sich schauend, mit einer gewissen Hast wieder an. „Er betrachtet das Ganze als Laune und wollte mich heim zu den Eltern bringen, und nun, glaub ich, graut ihm vor mir. Wenn ich bedenke, daß wir bis vor kurzem als Brautpaar galten, — graut mir allerdings auch.“ Sie wandte sich zu Elfriden: „Verzeihen Sie, daß ich nur so von meinen Dingen rede!“ Es wunderte sie plötzlich, daß sie sich zwar fast beschämt fühlte neben jener, doch sofort Alles vor ihr reden mochte.

„Bitte, wir wollen uns nicht vor einander genieren! Ich nehme an, daß Sie nichts sprechen, was ich nicht wissen darf. — Erlauben Sie übrigens, daß ich Ihnen den Hut abnehme!“ Mit diesen Worten zog sie schon die Nadel und tat ihr den Hut ab.

Klara dankte.

„Nichts zu danken!“ sagte Elfride lachend. „Mein Motiv ist egoistisch. Er hängt nach Mode droben wie ein gestrandetes Schiff auf der Klippe; da muß man beispringen, man kann nicht anders.“

„Ich finde diese Hüte auch nicht schön,“ entgegnete Klara; „man kriegt aber nichts Anderes.“

„Man muß es eben nach eigener Angabe bestellen; gemacht kriegt man Alles."

„Also den Guido hast du gesprochen!" warf Herman ein. „Er war bei mir und fragte, wo er dich treffen könnte."

„Du hast ihn geschickt! Ich hätte verzichtet."

„So —?! Jetzt seid ihr doch im Klaren und könnt einander begegnen, ohne in der Ferne schon einen Schrecken zu kriegen und nach einem Mausloch umzusehen!"

„Eigentlich hast du recht!" gab Klara zu. „Es war mir schon manchmal die Tage her nicht ganz geheuer, wenn ich in der Ferne eine Uniform sah. — Und das ist so sonderbar: plötzlich fällt mir manchmal die oder jene Freundin und Bekannte ein, die nun auch schon irgendetwas erfahren haben mag, ich fange bei mir an, ihr Alles zu erklären und mich zu rechtfertigen, finde, daß ich eigentlich zu ihr hingehen und wirklich mit ihr sprechen müßte, bring es aber nicht über mich, weil ich fürchte, es sei zwecklos, mich auch ein Wenig geniere, und fange doch von neuem an, die Geschichte wiederzukäuen. — Da bin ich recht froh, daß ich die Schreibmaschine lerne. Dabei vergißt man sich doch."

„Geht's?" fragte Herman.

„So doucement. Die schnurrigsten Wörter kommen

heraus, man kann sie oft nicht aussprechen. Und wenn Herr Seyfried einmal nicht da ist, geht es zu wie in der Schule, wenn der Lehrer die Klasse verlassen hat. Gleich liest Eine etwas Dummes aus ihrem Geschreibsel vor, sie erzählen und necken einander und händeln. Heute Nachmittag las Eine, sie heißt Fräulein Kröner und ist eine lustige Person, einen Liebesbrief vor, den sie heh- lings geschrieben hat, das überschwänglichste Zeug und dazu so durch Fehler entstellt, daß man fast hin war vor Lachen; mir tat Alles weh. — Übrigens, anstrengend ist es schon, man glaubt es nicht. Hirn, Augen, Rücken — o, ich spüre mein Kreuz nicht mehr. Wenn man es aber erst kann, muß es recht langweilig sein."

„Das haben viele Arbeiten an sich; nur an dich darfst du es nicht kommen lassen, d. h. nicht selbst Maschine werden!" sagte Herman.

„Ich habe gegen maschinenmäßige Arbeit nichts," sagte Elfride. „Ich empfinde sie oft als Wohltat. Wir treiben doch das Rechnen, Buchführen und Korrespon- dieren nicht aus Leidenschaft oder Liebe zur Arbeit, son- dern der Not gehorchend. Ich wenigstens würde lieber spazierengehen, lesen, alles Schöne ansehen und meine Arbeit denen überlassen, die wirklich ein Interesse dafür haben. Ich freue mich immer doppelt, wenn ich eine Arbeit getan habe, während meine Gedanken im Theater

oder im Wald waren! Immer gespannt aufmerken zu müssen auf gleichgültige Dinge, das wäre ja tödlich. Gott sei Dank, daß man vieles im Schlaf machen kann. — Übrigens, wenn die Arbeit langweilig wird, dann macht man sie halt kurzweilig, indem man sich besondere Aufgaben dabei stellt!"

„Das ist schon mehr Spielerei! jedenfalls höchst dilettantische Arbeit!" Herman lachte.

„Dilettantisch?!" erwiderte Elfride. „Im Gegenteil, das ist Zwangsarbeit! Sieh, unsere Begriffe von Arbeit sind ja so verdorben! Als ich noch im Hause meines Onkels war, da war mein jüngerer Vetter, ein Tertianer, leidenschaftlicher Natur-, besonders Tierfreund. Er beobachtete und fing alles, was in seinen Bereich kam, er kannte alle Vögel am Schrei, am Flug, in jeder freien Minute saß er über Brehms Tierleben, das er irgendwo geborgt hatte. Daß sich bei dem Buben etwas vorbereitete und eine durchaus ernste Arbeit im Gange war, begriff man nicht. All das gehörte nicht zum Schulpensum, hieß Allotria und wurde möglichst verhindert, während man ihn, der sonst auch ein ganz guter Schüler war, stachelte, er sollte der Primus der Klasse werden und im Herbst einen Preis heimbringen. Niemand überlegte, ob es einen Sinn habe, die Jahreszahlen von Setho dem Ersten oder vom König Wenzel

auswendig zu lernen. Von klein auf werden wir zur Zwangsarbeit gedrillt, so daß wir später gar nicht mehr merken, wie tief wir drinstecken. Ich finde es einigermaßen bezeichnend für unsere Kulturhöhe, daß man gemeinhin sein Leben draufgehen lassen muß, um es zu fristen!"

Herman hatte nur halb hingehört. Seine Gedanken waren bei seiner Berufsarbeit, die ihm in diesen Tagen doppelt lieb geworden war, die ihn seinen Sorgen auf Stunden entriß, seinem Drängen Waffenstillstand gebot und ihn stets wieder in ein Gleichgewicht brachte; die ihn an der unendlichen Kette ihrer Bestimmungen und Beziehungen stets vom gegebenen Einzelfalle weiterleitete zum allgemeinen Leben seines Landes, seines Volkes, der ganzen Menschheit. Als nun Elfride schwieg, sagte er aus seiner Versonnenheit heraus, im Gefühl, etwas antworten zu müssen, aufs Geratewohl:

„Ja, daran ist jeder selbst schuld!"

Elfride sah ihn nachdenklich an; Klara nahm das Wort:

„Eben fällt mir auf, daß es mit mir doch anders kam, als du mir vorgestern drohtest. Erst war mir um zwölf Uhr auf dem Weg zu Tisch allerdings seltsam, daß ich nun wie all die andern aufatmend, hungrig und hastig zum Essen drängte, und ich schaute mir befremdet

die Leute an; aber ich war vergnügt und fühlte sogar mit einemmal eine Freude, wie wenn ich es von allen Seiten zu einem Feste strömen sähe, an dem ich zum ersten Male teilnehmen dürfte. Ich betrachtete die Leute genauer und dachte mir allerhand aus, machte auch noch ein paar Umwege, um zu sehen, wo die und jene hingingen, die mir besonders aufgefallen waren. Bei Tisch aber kam mir, daß ich doch gewiß besser und teurer äße als all die andern, während ich noch nichts verdient hatte, und nun will ich nicht mehr am Bahnhof essen; ich werde mich nach einem richtigen Mittagstisch erkundigen."

Herman nickte ihr zu und ließ seinen Blick erfreut und nachdenklich auf ihr ruhen, Elfride aber sagte gleichsam vor sich hin:

„Ein Fest —? — — nicht übel gesagt!"

Herman warf mißbilligend den Kopf auf, suchte Elfridens Blick und zuckte mit den Brauen, als wollt er sagen: störe doch das Kind nicht! Da sie aber seinem Blick ruhig widerstand, sprach er:

„Ich denke wie Klara. In verdrossenen Stunden empfand ich meine Arbeit auch schon als Tretmühle; im allgemeinen aber ist sie mir eine Freude; und wenn ich sie verlasse, denk ich immer schon an die Fortsetzung."

„Du hast eben die deinem Wesen entsprechende

Arbeit!" erwiderte Elfride. „Dieses Glück haben die meisten nicht."

„Darüber ließe sich streiten. Wer es nicht hat, ist dieses Glückes vermutlich nicht fähig, es fehlt ihm der Charakter und der Wille dazu. Für viele gar ists gleich, was sie treiben. Aber auch die Arbeit aus Not oder Pflicht wärmt und hat ihren Segen." Er sah, daß Elfride wartete, wieder das Wort zu nehmen, da fuhr er ohne Unterbrechung fort:

„Da fällt mir ein, Klara, daß ich dir eine Anleitung zur Buchführung kaufen wollte; verzeih, ich hab es noch nicht getan. Morgen hast du das Buch."

„Ach ja!" bat sie. „Ich bin sehr begierig. Ich möchte immer was tun. Ich hatte einen Geschäftsbrief als Vorlage, verstand ihn aber nur halb. Ich bin so neugierig auf all das."

„Morgen also gewiß!" wiederholte er.

Elfride hörte zu und ließ nachdenklich die Augen von einem zum andern gehen.

Herman fuhr fort:

„Onkel und Tante haben mich übrigens heute früh vom Bureau rufen lassen."

Klara runzelte die Augenbrauen und senkte den Kopf, ohne etwas zu sagen.

„Sie waren ziemlich geknickt. Der Onkel sprach, und

die Tante bemühte sich, zu schweigen. Nur einmal sagte sie, sie wüßte gar nicht, was in dich gefahren sei; plötzlich hättest du ihr jedes Wort übel genommen. Ich sagte, die Worte seien wohl danach gewesen. Der Onkel meinte, darüber hätten sie sich schon ausgesprochen, darüber noch mehr zu reden, sei überflüssig. Und ich glaube, sie sind diesmal gehörig hintereinander gewesen! Dann aber wurde der Onkel sehr zutulich und bat mich, auf dich einzuwirken. Guido wolle ja schon mit dir reden, und sie hätten ihm alles aufgetragen; nun sei ihnen aber eingefallen, daß du den Guido ja nicht möchtest, ich sollte dir also sagen, sie beständen durchaus nicht auf der Heirat, du könntest tun, wie du wolltest, wenn du nur zurückkehrtest. So hielten sie es nicht aus. Da warf die Tante ein, das braucht ich dir nun gerade nicht zu sagen, daß sie es nicht aushielten; du würdest dir sonst noch, weiß Gott, was einbilden. Der Onkel aber sah trübselig vor sich hin und brummte: ‚Ach was, er solls ihr nur sagen!‘ — ‚Das seh ich doch jetzt nicht ein!‘ erwiderte die Tante; ‚ich will auch alles tun, damit sie zurückkommt; aber zu vergeben braucht man sich deswegen doch nichts!‘ — ‚Vergeben —?!‘ schrie der Onkel die Tante an, notabene: auf der offenen Straße und mit einem so bösen Blick, wie ich keinen bei ihm vermutet hatte. ‚Ich hab das Kind gern! Es drückt mir's Herz ab, daß ich sie nicht

mehr sehe! Heulen könnt ich wie ein Kind! Sags ihr! Sag ihr alles! Sag ihr noch viel mehr: ich vergebe mir nichts dabei. Wenn sie nur wieder kommt!' — ‚Ich sage nichts mehr!' entgegnete die Tante in drohendem Tone. — ‚Das ist schon das beste!' schlug der Onkel mit zitternder Stimme zurück. ‚Du hast längst zu viel gesagt!' "

Herman hielt etwas inne, dann setzte er hinzu: „Jetzt hättest du sie ja windelweich! jetzt wäre der richtige Moment, Klara!" und sah sie beobachtend an.

Sie saß mit gesenktem Kopfe da, unter der eigensinnig vorstrebenden Stirn waren die Brauen finster zusammengezogen. Langsam hob sie nun das Gesicht zu Herman, ihr rotblondes Kraushaar, da und dort von einem Sonnenstrahl entzündet, war wie ein Flammenkranz um ihr Antlitz, ihre grünlichen Augen glühten fast feindselig, und sie sagte nur nachdrücklich:

„— meinst du?"

„Nun ja!" erwiderte er. „Warum soll ich das nicht meinen!" und es kostete ihn Mühe, nicht zufrieden zu lachen.

„Dann sind wir verschiedener Meinung! kannst mir gestohlen werden!"

„Also — was soll ich dem Onkel dann antworten?"

„Was du willst. Womöglich etwas, das er verstehen kann." Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Weißt

du, Herman, am Montag Abend, wo mir weh und angst war vor meinem Abzug, da hätten sie mich durch ein Bißchen Güte halten können. Gottlob, ist es anders gekommen! Jetzt aber hab ich Freude und Mut zu allem! Wir haben schon lange nicht mehr zu einander gepaßt, die Eltern und ich; und jetzt — jetzt würden wir einander gar nicht mehr verstehen und ertragen können."

„Freut mich!" rief Herman herauslachend. „Mir ganz aus dem Herzen gesprochen!"

Sie sah ihn groß an, ihre Augen glitzerten, so nahe war sie dem Weinen; sie begriff nicht, wie er in dieser Sache mit ihr spielen mochte. Sie schaute scheu zur Seite nach ihrer Nachbarin und fing gerade noch den großen teilnehmenden Blick auf, mit dem sie beobachtet worden war. Unter Tränen lächelnd und errötend ergriff sie Elfridens Arm mit beiden Händen und rief:

„Der wüste Kerl hat sein Pläsier daran, einem das Herz schwer zu machen und einen durcheinander zu bringen!"

Elfride drückte mit ihrem Arm Klaras Hände an sich, während Herman rasch entgegnete:

„Nein, ich wollte nur genau wissen, was du meintest. Auch wollt ich die Probe auf die Ansichten von Onkel und Tante machen. Es hat mich doch einigermaßen

grimmig belustigt, wie rasch sie vergessen und wie leicht sie die Konsequenzen ihrer Handlung abtun zu können meinen. Sagen und tun wollen sie einem das bitterste, handelt man dementsprechend, so sind sie empört. Was sie verübt haben, soll nicht mehr gelten, sobald es ihnen unbequem ist. Eine wundervolle Rechnungsart! Nun wollt ich sehen, ob sie in diesem Falle stimmt. Sonst stimmt sie ja lächerlich oft!"

Klara hörte kaum, was der Freund sprach. Ein wenig an Elfriden angelehnt, saß sie da und dachte aus dieser unvermutet gefundenen Rast und Geborgenheit heraus an die Pflegeeltern zurück, an die Wirrnis, der sie entronnen und in die man sie zurückzwingen wollte. Da sie stumm blieb, nahm Elfride das Wort auf:

„Was du den Leuten zum Vorwurf machst, Herman, scheint mir doch nur der allgemeinen Unvollkommenheit der menschlichen Natur und Kräfte zu entsprechen. Schon das Gute, das wir mit Bedacht betreiben und erreichen, ist fast immer von Nebenfrüchten begleitet, die uns widerstehen. Was wir aber in der Erregung tun, in Verblendung oder Umnebelung, wie sollten wir uns auf dessen Folgen einschwören wollen! Haben wir in der Besinnungslosigkeit die Motive nicht überwinden können, so muß es uns wenigstens freistehen, uns gegen die Folgen zu wehren oder uns womöglich

ihnen zu entziehen. Sonst wäre ja kein Leben mehr möglich."

Klara lauschte dem Klang der Sprache, die ungewöhnlich rein gehalten war und mundartliche Bequemlichkeit vermied, beobachtete die Bewegung der Lippen und die ruhige Miene Elfridens und achtete nicht auf den Inhalt der Worte. „Was für ein formloses und fahriges Kind bin ich doch noch!" dachte sie und ward unwillig, als Herman eifrig widersprechend einfiel:

„Im Gegenteil! Am besten werden wir die schlimmen Folgen unserer Torheiten los, wenn wir ihnen nicht trotzen, nicht ausreißen, sondern sie herankommen lassen, sie mit Ruhe ergreifen und verarbeiten und womöglich gut machen."

„Nein! Das einzig gesunde Verarbeiten wäre das Ungeschehenmachen! Das können wir nicht: also erkennen wir die ungewollten Folgen nicht an, verleugnen wir ihre Zugehörigkeit! Vergessen wir sie!"

Herman lächelte, als wässerte ihm der Mund zu einer guten Antwort.

„Nicht zurückschauen!" fuhr Elfride fort. „Nicht büßen wollen! Dazu ist das Leben zu kurz! Schlafen wir jede Nacht! Waschen wir uns jeden Morgen und jeden Abend! wie könnten wir sonst einigermaßen rein sein!"

Herman sagte nichts. Er sah nachdenklich bald zu Boden, bald Elfriden an und schüttelte sanft den Kopf. Er überlegte, ob ihre Worte einer nicht beirrbaren Lebenskraft oder aber einer heimlichen Schwäche und Angst entsprängen.

Darüber fing Klara zu reden an:

„Mich hat in diesen Tagen die Vergangenheit auch geplagt, daß mir bald anders wurde. Je, wie kam ich mir betrogen vor und überflüssig. Ich habe mir nie träumen lassen, daß verlorene Zeit so schmerzen könnte. Ich hatte Stunden, wo ich meinte, ich müßte toben und rasen, um meine ohnmächtige Wut ein wenig loszuwerden. Herman, du hast mich einmal vor einigen Jahren auf dem Eis gefragt, ob mir mein Leben nicht zu wertlos und pöbelhaft sei, und ich hab dich schnippisch abgefertigt, — das ist mir jetzt siedendheiß eingefallen. Hättest du mir ein Wort von meinen wahren Verhältnissen gesagt, ich glaube, es wäre vieles anders geworden!"

Herman zuckte mit den Achseln und erwiderte:

„Wer weiß! Vielleicht war doch erst jetzt der richtige Zeitpunkt. Und überhaupt interessierte mich nur, ob dir damals der Sinn deines damaligen Lebens genügte."

Klara wich seinem Blick nicht aus, sie errötete und sprach:

„Ja, so wars nun. Und viel daran denken möcht ich wahrhaftig auch nicht, nein! nein!“ Sie faßte unwillkürlich Elfridens Arm fester, so daß diese ihr die Hand auf die Hände legte; dann sah sie zu Boden und fuhr langsam wieder aufschauend fort: „Nur eines möcht ich wissen: wo ich herkomme, wer meine Eltern sind!“

Herman zuckte die Achseln.

„Das kann ich doch verlangen!“ rief sie erregt. „Bin ich denn auf der Gasse aufgelesen oder vom Himmel gefallen! Das zu wissen hab ich doch ein Recht! Sie sagen, sie wüßten es selber nicht — ist das wahr? ist das möglich?“

„Warum nicht?“ sagte Herman. „Mir ist von deiner Herkunft nichts bekannt.“

„Muß die Polizei das nicht wissen?“ fragte sie. „Dort muß man doch alles melden!“

„Vielleicht wissen sie es, vielleicht auch nicht. Was sie wissen, kannst du jedenfalls erfahren,“ erwiderte Herman.

„Gut also —“ sagte Klara mit finsterer Miene.

Nun drehte sich Elfride mit halber Wendung zu ihr, faßte ihre Hände und sah ihr herzlich in die Augen.

„Kind!“ fing sie an. „Sie sagten vorhin: ‚bin ich denn vom Himmel gefallen!‘ — Nehmen Sie das doch an! Was wollen Sie denn schöneres! Sehen sie einmal den blauen, luftigen Himmel da droben an und

sagen sie, dünkt sie der Gedanke an ihn nicht lieblicher und stolzer als die Vorstellung, auf einem muffigen Polizeibureau zu stehen, sich von ein paar uniformierten Proleten angaffen und ausfragen, in irgend einem schmierigen Polizeiregister nachschlagen zu lassen, um schließlich etwas zu erfahren, womit sie doch nichts anfangen können? — ‚Vom Himmel gefallen' — das war ein schöner Ausdruck, ungewollt. Bleiben sie doch dabei! Vielleicht finden Sie eines Tages auf Ihren Flügeln noch ein wenig Blütenstaub von dort oben, den man Ihnen auf der Polizei gewiß abstäuben würde!"

Herman dachte, das seien nun doch etwas verstiegene Sprüche, und wußte nicht, ob er lachen oder ernst bleiben sollte.

Klara aber sah mit erstaunten Augen die Sprecherin an. Sie war in den letzten Tagen zu hart angepackt, auch von Herman, ihrem einzigen Beistand zu sachlich und skeptisch behandelt worden, als daß die Berührung einer weichen, warmen Hand sie nicht hätte überwältigen sollen; sie schluchzte plötzlich und fing heftig zu weinen an, indem sie Elfridens Hände krampfhaft drückte.

Da wurde es dem jungen Manne unbehaglich, er schlich sacht hinweg, lief den ganzen Garten hindurch, blieb am andern Ende, auf die Gartentür gelehnt, stehen und sah die Straße hin.

„Auch nicht übel!“ brummte er vor sich hin. „Ich muß lachen und die heult! — Heult sie jetzt wirklich über ihre Engelsflügel und den himmlischen Blütenstaub? — Und von der Elfride hab ich solchen Stuß auch noch nie gehört. Was will sie damit? Nur eine rührende Floskel leisten?“ Er schüttelte den Kopf, es leuchtete ihm nicht ein. „Nun — jedenfalls hat sie Effekt gemacht, die Klara wird nun wohl mit ihrer hohen Herkunft zufrieden sein und auf die Polizei verzichten.“ Er wandte sich, ging langsam ins Haus und trat in die Küche, wo Frau Feinäugle am Wasserstein Salat wusch zum Abendessen. Er setzte sich auf den Stuhl neben der Tür und sagte:

„Sie können heut ein paar Blättlein mehr nehmen. Die Klara ist da und wird wohl auch was haben wollen.“

Sie richtete sich auf, sah ihn an und erwiderte, indem ihre Hand den Salat immer wieder unters Wasser drückte:

„Da sollt ich am End noch ein paar Eier einschlagen?“

„Wenn es sonst langt, ist das unnötig.“

„Ha, langen täts schon; wegen sellem —! Aber sie ists halt besser gewöhnt.“

„Wer zu mir kommt, muß mit dem zufrieden sein, was ich hab, oder er soll mich zu so gefährlichen Stunden nicht besuchen.“

„Ich denk jetzt," erwiderte sie unbeirrt, „wenn man einen lieben Gast hat, kann man auch einmal was übriges tun."

„Ihren ersehnten Regen kriegen Sie jetzt, Frau Feinäugle; vorhin ist mir schon zum zweiten Mal so ein weicher, feuchter Luftzug ins Gesicht gekommen."

Sie schaute ihn groß an und lachte, dann sagte sie zum Herd tretend und die Glut aufstürend:

„Ich glaubs auch. Wo ich vorhin in die Kammer bin, Draht holen, und an der Wasserleitung hinstreif, da ists ganz naß, dick beschlagen; gestern wars brottrocken. Ja, 's ist nötig, blutnötig."

Nachdem er sich noch ein Wenig über Garten und Markt mit ihr unterhalten hatte, ließ er sie wieder allein.

Auf dem Weg nach dem Wäldchen, wo er nun beruhigte Stimmung anzutreffen hoffte, fand er die Beiden Arm in Arm sich ergehend. Er schritt ihnen nach und als er ihnen nahe kam, machten sie gerade kehrt, daß der Schwung ihrer Röcke rechts und links die Pflanzen der Rabatten hin- und herwehte, und mit heiteren Mienen traten sie ihm entgegen. Er fühlte eine leichte Eifersucht, da er sie so rasch vertraut sah; doch ward diese Bitterkeit alsbald verwischt durch die Bewunderung Elfridens. Sie kam einher wie immer mit ihrem ungewöhnlichen, leichten und stolzen Schritt, nur daß sie

das anmutige Kind am Arm hatte, und doch war es Herman, als hätte er sie noch nie so schön und groß, mit so herrschender Haltung gesehen. Ihm klopfte das Herz, und ungeduldig drängte es ihn, zu erfahren, was sie so gehoben hatte, und ihre Lust mitzugenießen. Aber sie unterhielten sich über beiläufige Dinge, und er machte sich nun Gedanken darüber, ob sie ihm irgend etwas verheimlichten. „'S ist doch Eine wie die Andere! Kaum kennen sie einander, so liegen sie einander, wenn nicht in den Haaren, gewiß in den Armen und kramen Geheimnisse. Der Elfride hätt ichs nicht zugetraut!"

Dieser aber war es bei Klaras Rührung durchaus nicht wohl gewesen; nachdem sie sie ein wenig hatte gewähren lassen, war es ihr gelungen, sie durch teilnehmende Fragen nach und nach abzulenken und endlich ganz ruhig mit ihr über Absichten und Aussichten zu sprechen.

„Ich habe mich deinem Bäslein," sagte sie zu Herman, „als Lehrmeisterin im Buchführen und dergleichen angeboten; wenn sie ab und zu herauskommt, wollen wir es bald haben!"

Er blieb stumm und erst, als ihm ein eifersüchtiger Ärger bewußt ward, antwortete er, um ihn nicht merken zu lassen:

„Hm, das ist schön! Da wird dir Klara dankbar sein. Da könnt ich auch hospitieren!"

„Um mich zu blamieren?“ rief Klara. „Ich danke.“

„Keine Angst!“ erwiderte Elfride. „Die Gefahr der Blamage ist bekanntlich immer auf Seite des Lehrers!“

Aber nur widerwillig beteiligte er sich weiterhin an der Unterhaltung. Er dachte, nun werde er Klara wohl bald entbehrlich sein, und kämpfte mit einem nachträglichen Unwillen über ihren Besuch.

Bald war Klara täglicher Gast im Hause. Sie lernte über ihre Einnahmen und Ausgaben kaufmännisch buchführen, sie besprach mit Elfriden alle kaufmännischen Dinge, die ihr aus den Büchern nicht genügend klar geworden waren; sie gingen spazieren, lasen und disputierten. Wäre nicht das Verlangen nach pflichtmäßiger Arbeit, nach einer verantwortungsvollen Aufgabe gewesen, sie würde sichs nicht anders gewünscht haben.

Manchmal mußte sie lächelnd und beschämt zugleich an das Grauen denken, mit dem sie ihren ersten Besuch gewagt hatte. Was fand sie nun hier in diesem unmoralischen Verhältnisse anders, als etwa bei einer verheirateten Freundin? Allerdings — sie mußte hier nicht Zärtlichkeiten mitansehen, die einem Dritten peinlich sind, keine interessanten Anspielungen oder diskreten Bekenntnisse hören, man trieb keinen Klatsch, belog sich nicht ersichtlich um der guten Form willen, man zeigte sich eher

einmal offen die Zähne, man suchte, so gut und gescheut man eben konnte, sich über Das und Jenes zu verständigen und zu belehren, — im übrigen war aber doch gewiß kein Unterschied, den man gar auf Unsittlichkeit hätte zurückführen können! Und war es nicht auf den ersten Blick eigentlich begreiflich, daß Elfride anders lebte, als Frau Höpfner oder Laura Einser für erlaubt hielten! Gewiß, auch sie, Klara, war nicht einverstanden; aber wenn die Beiden nicht heirateten, so mußten sie ihrer ganzen Art nach triftige Gründe haben!

Eines nahm sie Elfriden übel. Wohl nannten sie einander beim Vornamen und verkehrten, als kennten sie einander seit langer Zeit, und doch war es aller Zutraulichkeit und allem Liebewerben Klaras nicht gelungen, Elfriden eigentlich näher zu treten als am ersten Tage. Sie hatte sogar eines Abends ein Gedicht voll Sehnsucht und leisem Vorwurf gemacht und kühn durch die nächtige Straße noch zum Briefkasten getragen; — aber während sie andern Tages beim Wiedersehn vor Aufregung bebte und sich mit Mühe enthielt, Elfriden weinend um den Hals zu fallen, wurde sie von dieser nur mit etwas verwundertem Blick und stärkerem Händedruck begrüßt, ja, Elfride brachte es eine Stunde später fertig, irgend eine Überzeugung Klaras mitleidlos zu zerpflücken, sodaß Herman für die Gedemütigte eintreten mußte.

Auch er war enttäuscht, nach der raschen ersten Annäherung keine engere Vertrautheit gedeihen zu sehen, und trotz seiner anfänglichen Eifersucht tat es ihm nun leid für Klara. Ihm war, als ob Elfride keine Gelegenheit versäumte, um Klara zu widersprechen und Überlegenheit zu zeigen, oft sogar mit Hilfe eines ganz künstlich geschaffenen Meinungsgegensatzes, und dieses wurmte ihn umsomehr, als er nicht begreifen konnte, wozu. Daß sie als Überlegene glänzen wollte, glaubte er nicht; denn es kam ihr nicht darauf an, ganz unhaltbare oder gar verwerfliche Behauptungen aufzustellen und mit aller Zähigkeit und unbeirrbaren Ruhe zu verteidigen; manchmal gewann es fast den Anschein, als behage es ihr gegenüber der gefühlsmäßigen Ehrlichkeit Klaras willkürlich, bedenkenlos, etwas verrucht dazustehen. Abgesehen vom Meinungsaustausch dagegen fiel ihr nicht ein, Klaras Tun und Lassen kritisieren oder bestimmen und ein Übergewicht an Erfahrung und Sicherheit geltend machen zu wollen, sondern sie erhielt dem Verkehr die völlige Zwanglosigkeit freier Kameradschaft.

Allmählich wurde Elfridens Bild, das ihm bis dahin zwar nicht durchsichtig, doch von klaren Linien umrissen gewesen war, für Herman unbestimmter, täuschend, unruhig und beunruhigend. Manchmal dünkte es ihn bewundernswert, daß sie das Widersprechendste denken

und verfechten konnte, ohne dadurch die Sicherheit ihres Handelns zu gefährden; oft auch schien ihm diese Willkür bedenklich und eine Überzeugungslosigkeit auf der Lauer zu liegen, um eines Tages alles zertrümmernd aufzuspringen. Wenn sie ihm freudig Klaras ehrlichen Eifer und frohen Lebensmut rühmte, so konnte er mißtrauisch den Ton ihrer Stimme prüfen, die Bewegung ihrer Lippen, den Blick ihrer Augen, und so rein von Ironie ihre Augen, Züge und Stimme sein mochten, in seinem Ohr war der Klang ihrer Worte spöttisch, und was sie gesagt hatte, wiederholte er mit andern Wendungen, bekräftigte es ernst durch Beispiele und verfocht störrisch, was niemand bestritt. Und es wunderte ihn manchmal, wie leicht er jetzt Elfriden gegenüber wider Willen eifrig, abwehrend und scharf sprach.

So ward er ihres Wesens minder gewiß, während doch seine Neugier und Sehnsucht nur wuchs und sich schwer in den gehaltenen Verlauf der Tage fügte.

Eines Tages schien es anders werden zu wollen. Herman wurde ins Bureau seines Chefs gerufen, der ihm sagte, seine ungesetzlichen Verhältnisse seien nun doch soweit ruchbar geworden, daß sie nicht länger übersehen werden könnten. Falls Herman unter dem unmittelbaren Druck der bevorstehenden Disziplinierung sich doch noch anders einzurichten gesonnen sei, möge

er es ihm am folgenden Tage melden; andernfalls werde geschehen, was nicht zu vermeiden sei. Er hoffe übrigens, Herman werde seinen Beruf nicht seinem Eigensinn opfern.

Trotzdem er dies längst erwartet hatte, besonders seitdem er von Freunden und Kollegen gelegentlich eine Anspielung ernster oder frivoler Art zu hören bekam, war der junge Mann doch überrascht und damit, daß der Vorgesetzte nicht sofortige Aussprache wünschte, recht zufrieden.

Mit einem Ruck war ihm nun seine Arbeit, seine selbstgewählte Lebenslaufbahn und deren Aussichten in den Vordergrund geschoben, und je weniger er sofort einen Ersatz für den drohenden Verlust sah, umso heftiger sträubte er sich gegen den Gedanken einer Änderung, mit dem er doch die Zeit her fast selbstgefällig gespielt hatte. Zum Mittagessen trug er den Vorsatz nach Hause, Elfriden einfach mit Hinweis auf die Notwendigkeit um die Ehe zu bitten, und manchmal streifte ihn eine gewisse Genugtuung, nun den Druck der Verhältnisse zur Erreichung seiner Wünsche benutzen zu können. Aber er sprach nichts davon und ging nachmittags aufs Bureau zurück im Gefühle, daß der Versuch eines solchen Zwanges nicht nur unwürdig, sondern auch zwecklos sei. Der Gedanke, auszuziehen oder Elfriden den Vorschlag eines

Umzugs zu machen, erschien ihm kleinlich und widerlich, als Feigheit und Rückzug eines schlechten Gewissens. So unzählige Male er bis zum andern Tag alles überdachte, er fühlte, daß er mit Anstand nur das durchführen könnte, wozu er sich vor Wochen durch die Einladung Elfridens bekannt hatte.

Das wiederholte er andern Tages dem Finanzrat und setzte hinzu:

„Meine Verhältnisse sind rein, der Staat will mich zwingen, zu sagen und zu tun, als wären sie es nicht. Gäb' ich nach, so müßt' ich mich als jämmerlichen Kerl fühlen. Was der Staat an einem solchen Beamten profitieren könnte, ist mir unerfindlich. Ob ich mich noch anders als auf Grund meiner Examenszeugnisse durch die Welt bringen und nützlich machen kann, das kommt nur auf den Versuch an, der für mich eher verlockend als gefährlich ist."

„Also — haben wir Sie verloren!" sagte der Finanzrat in teilnehmendem Tone.

„Wollen Sie — des Dekorums wegen — um die Entlassung einkommen?" fragte er dann.

„Nein."

Der Finanzrat lachte freundlich und schüttelte den Kopf. Endlich sagte er ernst:

„Sie haben recht, daß Sie sich auf sich stellen. Ein Kaufmann, ein Fabrikant, Landwirt, Unternehmer, jeder selbständige Beruf ist im Grunde schöner und stolzer als der Staatsdienst. Wir haben die Verantwortung, aber nicht den Erfolg unserer Arbeit. Wir können unsere Kräfte nur anwenden, soweit sie erwünscht sind. Wo die selbstvergessene Kraft und Leidenschaft unserer Arbeit, ihre wahre Produktivität anfängt, da stört sie nur zu oft das Gefüge der Organisation, wird unbequem und abgewiesen. Gesicherte Existenz und Altersversorgung, Titel, Orden und der liebe Beamtenkrattel sind eine kümmerliche Entschädigung für den, der jene Entmannung zu spüren begabt ist!

„Sie haben letzthin, als ich bei Ihnen war, ganz richtig gesprochen. Und ich sage Ihnen noch dazu: haben Sie den Mut, zu wagen, so haben Sie die Pflicht, zu wagen. Beglückt, wer es bei Zeit fühlt und einsieht!

„Streben Sie, kämpfen Sie, jagen Sie ihrem Ziel oder ihrer Chimäre nach! lassen Sie all ihre Kräfte arbeiten! Haben Sie Erfolg, so freuen Sie sich, daß er Ihnen gehört! Scheitern Sie, so freuen Sie sich, daß Sie aus eigener Schwäche fallen!

„Vergessen Sie nicht, daß es mich immer freuen wird, von Ihnen zu sehen oder zu hören!“

Er reichte ihm die Hand.

Als Herman das Zimmer verließ, war er erregt, als treibe er im Nachen dem Dröhnen und Brausen einer Stromschnelle entgegen.

Sechstes Kapitel

Und bald ging Herman zwar noch zu den gewohnten Stunden aus, aber nicht mehr auf sein Bureau, und kehrte zur üblichen Zeit zurück, aber er kam von der Bibliothek, aus den Museen, von Spaziergängen. Klara und Frau Feinäugle hatte er verständigt, damit sie nicht etwa, wenn sie seine Entlassung in der Zeitung läsen, mit der Neuigkeit zu Elfride liefen, die man jetzt mit Aufregungen verschonen müßte.

Gleich am ersten Nachmittag seiner neuen Freiheit lenkte er die Schritte zu Tante Ulrike. Sie hatte niemals Verwandten- und Erzieherrechte bei ihm geltend zu machen versucht, war immer nur zuschauende, glossierende, helfende Freundin gewesen, ihr gegenüber regte sich gleichwohl etwas von dem Gefühl des Sohnes, der sich für sein Tun und Lassen zur Verantwortung zu stellen hat.

Auf dem Täfelchen neben ihrer Tür stand eine Leiter von sechs Zahlen geschrieben. Das entsprach einer langen

Gepflogenheit zwischen Tante und Neffen: ging sie an Tagen aus, wo sie ihn erwartete oder wünschte, so schrieb sie drei Zahlen untereinander, deren letzte die Stunde ihrer Rückkehr angab; blieb er aus, so ward am nächsten Tag eine vierte Zahl als die giltige darunter geschrieben und so fort. Diesmal waren es sechs, die sechste hieß 4,30: sie hatte ihn also schon dreimal vergeblich erwartet und wollte heute um halb fünf Uhr wieder zu Hause sein. Er zog ein Schlüsselein aus dem Geldbeutel, öffnete die Brieflade und entnahm ihr den Türschlüssel. Von außen schon hörte er das Schluchzen und Gilfen des Hundes, der ihn erkannt hatte. Als er eintrat, sprang das Tier heulend an ihm empor, warf sich dann auf den Rücken und ließ ihn keinen Schritt machen, ehe er sich gebückt und das struppige Fell geklopft hatte.

Herman durchschritt die Wohnung, öffnete hinten und trat aufs Dach, dessen Büsche, Bäumchen und Laubwände tiefgrün unter dem bedeckten Himmel schimmerten. In der Laube, die aus zwei oben gegeneinander gebogenen Epheuwänden hergestellt war, saß es sich behaglich, dort beschränkte kein höheraufsteigendes Nachbarhaus den Blick, der sich wie über ein riesenhaftes Felsenmeer über die steilen und stumpfen, scheinbar wirr übereinandergeschobenen, braunen Ziegeldächer der Altstadt ergehen konnte. Herman weidete sein Auge am

schlankaufstrebenden Schlängeln der Rauchsäulen, die nah und fern aus Schornsteinen und Fabrikschlöten bald durchsichtig weiß, bald perlgrau, bald bleischwarz geschwollen auf dem einförmig grauen Himmel spielten, ehe sie sich in ihm auflösten, und er dachte an Elfriden, an die Zukunft, an Klara, an Tante Ulrike und, was sie wohl seit vier Tagen schon ihm mitzuteilen haben könnte, und manchmal auch vergingen seine Gedanken in einem dämmernden Ausruhen.

Plötzlich fuhr Schnuckel, der ihm zu Füßen lag, auf und jagte bellend in die Wohnung. Herman folgte ihm und, als er die Tür, wo der Hund schon ungeduldig kratzte, auftat, kam die Tante die Treppe herauf.

„Guten Tag, Herman!" sagte sie und ging, den Hund abwehrend, in die Küche, wo sie, ohne nur abzulegen Wasser auf das Gas setzte, die Kaffeemühle drehte und Kaffee braute, während der Neffe im Zimmer auf und abschritt.

Erst als sie am Tische saßen und die Tante ungeduldig einen heißen Schluck genommen hatte, fing sie an zu sprechen:

„Gott sei's gedudelt und gepfiffen! Ich hab gemeint, ich gehe noch drauf an dem Malefizgeschmack!"

„Wo fehlts?" fragte er.

„Ich hab die Frau Knäblein besucht und mit ihr

Kaffee getrunken. Ich hab ihr die Ehre antun müssen und ehrenhalber gabs Tassen wie Kübel. Schwarz wie Stiefelwichse ist die Schnitzbrüh aus dem Kaffeehafen rausgeloffen, ich hab gleichviel Milch zum Kaffee genommen, er ist kaum heller geworden."

„Da hätt ich's stehen lassen und gesagt, meine Augen seien größer gewesen als der Magen."

„Sie kanns nicht besser, die Knäblein, und hätt sicher gemeint, ihr Kaffee sei mir zu schlecht, wenn ich weniger getrunken hätt! — Aber es war mir ganz liederlich von dem Gesöff!" Sie sog prüfend den Duft ihres Gebräus.

„Da kannst du's ruhig riskieren!" sagte Herman lächelnd.

Sie trank und fragte:

„Nun, was führt dich des Wegs, mein Sohn Timotheus?"

„Dein Wunsch offenbar —?"

„Aber die Telepathie ist, scheint's, nicht deine Stärke! 's hat schon Anstrengung gekostet dich herzuwünschen. Allerdings hätt ich dich nicht mittags um vier erwartet."

„Sondern erst um halb fünfe, hm?" Er lächelte.

„Nein, erst nach dem Bureau!"

„Nach dem Bureau — ist's schon!"

„Da habt ihr heute früh geschlossen —!"

„Gestern haben wir schon geschlossen!" erwiderte er

mit beobachtendem Lächeln und setzte schwäbelnd hinzu: „Alberaits.“

„Gestern schon?“ fragte sie, verwundert die Brauen hinaufziehend.

„Man könnte vielleicht auch sagen: gestern erst!“

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn.“

„Liebe Tante, — da du nun einmal so ungeheuer zartfühlend bist und partout nicht wissen willst, was ich dir noch nicht selbst gebeichtet habe, so laß dir sagen: sie haben mir den Stuhl vor die Tür gesetzt, hinausgeschmissen haben sie mich, — wegen unsauberen Lebenswandels haben sie mich geschaßt.“

„Das find ich ganz in der Ordnung. Und darum bist du vorhin so pensif hin- und hergerast und hast mir beim Umkehren immer das Servantl fast umgerissen?“

Herman schaute nur hinüber nach dem sogenannten stummen Diener, der halb von der Wand abgerückt mit der Ecke ins Zimmer vorstand.

„Und was nun weiter?“ fragte sie. „Was hast du vor?“

„Nichts. Einstweilen liegt Schnee auf dem Acker.“

„Ja —“ fragte sie zögernd, als ginge sie zu weit, „ertragen es die Finanzen?“

„Immer noch!“

„Läßt du es ihr auch an nichts fehlen?“ fragte sie

nach kurzem in demselben etwas unsicheren Ton. „Sei mir auch nur recht aufmerksam und geduldig! Kinderkriegen ist kein Spaß. Nimm dich ein wenig zusammen und zeig dich aufgeräumt! Nicht den Kopf hängen und durch den Käfig stürmen wie vorhin!"

Er sah die Tante verwundert an, ihr Ton ging ihm nahe.

„Du hast recht," sagte er; „aber man sieht halt ernst aus, wenn man über Ernstes nachdenkt!"

„Das ist aber falsch, das ist ärmlich, das ist geradezu subaltern!" rief sie. „Ein rechter Kerl freut sich, wenn ihm was begegnet, das er ernst nehmen darf. Wenn du an der progressiven Einkommensteuer oder der Goldwährung oder dergleichen wichtigen Chosen rumdenkst, dann ist ein trübselig Gesicht begreiflich und steht dir frei; wenn es sich aber darum handelt, zu zeigen, daß du eigene Beine hast, auf eigene Weise zu laufen und zu stolpern, dann sei zufrieden und bedenke, daß alles handlicher wird, wenn du's anlachst. Wenn du aber den Kopf hängen mußt, so häng ihn in Gottes Namen, wann du allein bist und sie es nicht sehen kann! Sonst fängt sie am Ende auch mit ähnlichem Ernst an und dann gut Nacht!"

„Gewiß, Tante, ich will auf mich achten!"

„Und merke dir: wenn einer neben einer schönen

Frau stumm und tiefsinnig durch die Straßen wandelt, dann dauert er einen."

Er schaute ihr kurz und scharf in die klaren Augen und konnte ein verschämtes Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, ja, mein Allerliebster! Auch daraus kannst du ohne allzuviel Nachdenken erkennen, daß der sichtbare Ernst meistens eine Dummheit ist. Dem nächsten Unbeteiligten ist er ja doch nur ein gefundenes Fressen für seinen Witz und seine Schadenfreude! Behalte deinen Ernst für dich! laß ihn dir nicht durch die Augen der Welt besudeln und verekeln! Hast ihn ja blutnötig, denn nur ernstnehmen ist leben."

Er antwortete nicht und sah nur finster vor sich nieder.

„Nehmen wir," fuhr die Tante fort, „gerade einmal deine neueste Episode! Ich will sie durchaus nicht kritisieren; denn — nebenbei gesagt — ich hab meine Freude dran, nicht weil mir deine — Elfride, wenn ich recht gehört hab — in der Tat gut gefällt, vom Sehen, sondern weil ich seit Jahren darauf warte, daß du einmal wieder was „Unbegreifliches" tust. Das ging bei dir so regelmäßig und korrekt vorwärts, daß ich meinem Urteil nicht mehr traute und fürchtete, du wärst am Ende doch nur so ein Achselträger und Leisetreter und Streber."

„So so?!" murmelte er, sich zurücksetzend; „nicht bitter!"

„Also darum bin ich ganz zufrieden und bei mir bist du avanciert; aber bildest du dir ein, deine Vorgesetzten und Kollegen und die übrigen glaubten dir, daß irgend ein anständiger Ernst dahinter stecke? Der eine nennt es ein Malheur, der andere Trotz und Überhebung, der dritte heißt dich einen Lüdrian und so weiter."

„Möglich!" antwortete er mit Achselzucken und betrachtete seine Hände. „Der Finanzrat übrigens nicht."

„Der ist allerdings ein Feiner und hält das Maul, wo er inkorrekt denkt!"

„Nun, die werden ja sehen —!"

„Das bezweifle ich nicht. Aber wenn du ein tiefsinniges Gesicht spazieren trägst, sagen sie: der arme Kerl! läuft der belämmert herum!"

„Jetzt hörst aber auf!" rief er. „'s ist genug Heu hunten!"

„Gut; aber was ist mit Schweigen geändert? — Was sagt übrigens s i e dazu?"

„Nichts!" erwiderte er mit Nachdruck. „Sie weiß nichts von der Entlassung."

„So —? das kann ja noch interessant werden!"

„Ich habe Gründe."

„Gibts die?" fragte sie und sah ihm forschend in die Augen. „Na, Gott segne sie, die Gründe!"

Eine Weile sprachen sie nichts. Herman pfiff tonlos

vor sich hin: „Mein Herz das ist ein Bienenhaus —“ dann fragte er plötzlich:

„Hast du mich deshalb so ungeduldig erwartet?“

„Nein, ich wollte dir nur sagen, daß ich für deine Klara eine Stelle wüßte.“

Er fuhr auf und rief:

„Na, du bist klassisch! kannst mir nicht eine Karte schreiben!“

„Pressierts denn so? Ist sie am Verhungern oder am Verzweifeln?“

„Unsinn! Aber denk doch, die Freude!“

„Dann sei doch froh, daß sie noch nicht vorüber ist!“

„Ja, wenn nur noch Zeit ist! In fünf Tagen kann die Stelle hundertmal besetzt sein.“

„O Schlaule! — — Dann hätt ich's wohl eiliger gehabt!“

„Oder es hätte bei ihr was dazwischen kommen können!“

„Dann hätte sich der Kühner halt eine andere gesucht. 's ist kein Mangel.“

Herman schüttelte den Kopf und fragte:

„Was für ein Kühner?“

„Spinnerei.“

„Wie kommst du dazu?“

„Ich hab ihn halt gefragt, ob er nichts derartiges

brauchen könnte, und siehe da —! Aber setze dich doch! Ich hasse doch das Herumgezappel! Nimmst einem ja die leibliche Ruhe."

„Ich setze mich jetzt nicht mehr! Sag, was du noch weißt!"

„Er versucht es acht oder vierzehn Tage mit ihr. Wenn er sie brauchen kann, kriegt sie gleich Bezahlung, weil er überhaupt nicht mit unbezahlten Kräften arbeitet. Neuer Stil! — Zwischen zwei und vier kann sie ihn in der Wohnung sprechen."

„Was ist er für ein Kunde?"

„Das wird sie ja sehen."

„A —" machte er unwillig. „Sie könnt sich doch ein bißchen danach richten!"

„Ach, laß mich aus! Sie soll sich geben, wie sie ist. Sie ist doch alt genug, für sich einzustehen!"

„Also, ich danke dir. Wenn ich wieder was brauche — — Ich gehe jetzt."

„So hätt es nicht geeilt! Aber geh in Gottes Namen, wenn's dir keine Ruhe mehr läßt, und komm auch wieder einmal! — Hättest auch in Ruhe fertig trinken können!"

„Adieu!"

„Das Täfelchen — hörst, das Täfelchen kannst im Vorbeigehen abwischen!" rief sie ihm noch nach. Er tat

es aber nicht, sondern jagte, drei Stufen nehmend, die Treppe hinab.

Er rechnete zwar darauf, Klara bei Elfriden zu finden, doch ging er für alle Fälle an ihrer Wohnung vorbei, ließ einen Pfiff ertönen und eilte dann erst nach Hause.

Elfride und Klara hatten ihre Nachmittagsarbeit, jene das Wäschenähen, diese Stenographieren aufgegeben, den Tisch im Wäldchen geräumt und wollten sich ein wenig ergehen. Als sie aber durch den Garten schritten, lähmte die Ruhe und Stille des gedämpften Tages ihren Wunsch, sie blieben gleich wieder stehen, schauten über die roten und schwarzen Dächer in den gleichmäßig grauen Himmel, über die Vorstadtgärten, deren Grün dunkel ins Grau des Himmels hineinspielte, und horchten der ungewöhnlichen Stille, die jeden Ruf, jedes Bellen einsam und gewichtig verhallen ließ. Dann kehrten sie um und wandelten zögernd in das Wäldchen zurück, setzten sich und blickten einander mit verwundertem Lächeln an, indem jede das Gefühl hatte, als sei sie eigenem Antriebe gefolgt, und zugleich, als sei die andere schuld. Sie blieben ausruhend sitzen und schauten an den dunklen Stämmen vorbei durch das grüne Laubgehänge in das klare Tageslicht, auf den weißlichen Giebel des Hauses und die graue Fläche des Himmels

dahinter. Eine Amsel sang fragend und drängend von einem Baum oder First herunter, manchmal tönte aus der Ferne eine Antwort her.

Herman kam rasch durch den Garten.

Als er zu ihnen trat, begrüßte ihn Elfride lächelnd, Klara aber sagte:

„Hör einmal!“

Er horchte und fragte:

„Was ist?“

„Nun — hör doch!“

„Ja, ich höre nichts besonderes.“

„Die Amsel —?“

„Die ist nichts neues!“

„Aber so doch, mit dieser Ruhe in der Luft und im Licht und in den Farben! Schau einmal da hindurch! Ich hab's auch schon oft gesehen; aber eben erst merk ich, wie schön es ist! Wie durch das Grün die ersten Lilien vom Weg herüberschimmern und die Rosen und Nelkenbeete und hinten das Haus mit dem dunkeln Aprikosenspalier und dem weißen Giebel darüber! Und wie der weiße Giebel mit seiner feinen schwarzen Kontur in dem weichen Grau liegt! Das ist alles so ruhig und kräftig und sicher, als müßt es dauern bis zum jüngsten Tag, und nun kommt plötzlich der Amselruf hindurch, unruhig, ungeduldig —“ sie sprach nicht weiter und wurde rot.

Herman schwieg und dachte:

„Elfride macht Schule! Ich fange an, mich als ästhetischen Bärenhäuter zu fühlen."

„Ich weiß auch was Schönes!" fing er plötzlich an.

„Was denn?" fragte Klara, während Elfride nur zu ihm auffsah.

„Eine Stelle für dich."

„Eine Stelle —?" wiederholte sie, als habe sie nicht recht verstanden, sprang, da Herman nickte, mit einem Schrei empor, packte den Freund an den Armen und wirbelte sich „hurrah" schreiend um ihn herum. Plötzlich hielt sie an und sagte kleinlaut: „Geh, du machst mir was weis!"

„Kindskopf!" antwortete er. „Geh nur morgen zwischen zwei und vier zu Herrn Fritz Kühner und frag ihn!"

Sie setzte sich, zu Elfriden sich drehend, auf die Bank und rief:

„Elfride, eine Stelle! denk, eine Stelle!"

Diese nickte und lächelte gezwungen und sagte leis:

„Schade!"

„Hab ich aber Glück!" fuhr Klara fort. „Ist das nicht Glück?! O jetzt wird's fein!" schrie sie. „Jetzt fängt's erst an! Aber erzähl doch auch, was du weißt, Herman!"

Während dieser Klaras Wunsch erfüllte, stand Elfride auf und ging wortlos hinweg. Sie konnte Klaras

Freude nicht ertragen, und wie sie nur gezwungen gelächelt und „Schade“ gesagt hatte, so fürchtete sie, sich weiterhin Worte entlocken zu lassen, die mißverstanden werden könnten. Sie ging den Gartenweg hin zwischen den eben sich erschließenden Lilien, klagte sich an und haderte mit sich. Warum konnte sie an der Freude der andern nicht teilnehmen? Warum fühlte sie sich gekränkt, beleidigt geradezu von dem bißchen Freude?! Warum hatte sie den Drang, diese Freude zu stören, mit irgend einem Wort des Spottes zu zerstören? Es war doch nicht Neid! war auch nicht Selbstsucht, weil Klara nun seltener kommen würde. Wahrhaftig, sie gönnte ihr doch von Herzen diesen Fortschritt! warum gönnte sie ihr nicht die Freude darüber! Warum empfand sie diese Freude als Schmerz? War es so schwer zu sagen: „es freut mich“ oder „ich wünsche dir Glück!“ War sie so engherzig und kleinlich? Seit wann?

Aber — an was hatte sie überhaupt noch Freude? — Sie blieb stehen und sah mit schweren Blicken vor sich hin, auf das, auf jenes. Diese Lilie da, die eben aufbrechend ihr Silber schimmern ließ, — gab die ihr Freude? Die duftenden Blütenträublein am Rebgang —? Die mächtigen Baumgruppen des unfernen Parkes? — Ihre Gedanken suchten. War in ihrem täglichen Leben etwas, in ihrem Verkehr, in Bildern,

Büchern etwas, das ihr Freude machte, sie erwärmte? Sie schwatzte wohl darüber, klug, besserwisserisch. Der geliebte Homer —? Alles nichts. Ja, eines las sie mit Lust, den zügellosen Zorn des Achill, wo er stolz und verachtungsvoll gegen Agamemnon losbricht, wo er Kraft und Trotz und Hochmut, alles was über die leise rinnende Grundwelle des ohnmächtigen sterblichen Lebens dahintreibt und lärmt, auf diesen Hund von einem Atriden ausschüttet. Das durchrüttelte sie, bis ihr Herz bloßlag, das tat ihr wohl, aber Freude war es nicht.

Freude!

Sie schüttelte den Kopf und mit der Hand über ein paar Lilien hinstreifend, schritt sie weiter und murmelte:

„Man muß den Willen zur Freude haben! Nicht sich gehen lassen und verirren! Sich freuen wollen!" Sie ging bis zum Ende des Weges, kehrte um und dachte: ‚Was werden sie nun glauben? wie werden sie's auslegen?' und beeilte sich, zu ihnen zurückzukehren.

Klaras Hand drückend sagte sie:

„Ich wünsche dir von Herzen Glück zu der Stelle."

Klara berichtete ihr das wenige Genauere, das sie unterdessen gehört, und pries sich glücklich, so schnell angekommen zu sein.

„Mir ist ein Stein vom Herzen!" setzte sie hinzu.

„Wieso?" fragte Elfride. „So dringend ist es doch nicht."

„Doch, doch! Sieh, ich bin ein anderer Mensch seit den paar Minuten. Daran merk ich, wie nötig ichs habe! Mir ist, als könnt ich jetzt unbefangen unter die Leute gehen. Jetzt kann ich zeigen, ob ich etwas tauge und ob ich ein Recht hatte, — — und daß es mir mit alldem ernst war!" Sie blickte mit weitoffenen Augen hinaus ins Freie, ohne die vor kurzem bewunderten Farben zu sehen.

„Dadurch daß du ums Geld Maschine schreibst —?" erwiderte Elfride mit verwundertem Ton. „Das versteh ich nicht recht."

„Natürlich nicht!" brummte Herman.

Sie wandte sich zu ihm und fragte überrascht:

„Wie meinst du?"

Durch ihre Frage erst recht gereizt, rief er:

„Ich meine, das Vernünfteln und Abkühlen sei überflüssig. Es ist doch natürlich, daß Eines seine Kraft betätigen und zur Geltung bringen will, besonders wenn sie so lange brach lag! und daß es sich riesig freut, endlich Gelegenheit zu bekommen."

„Dagegen sag ich nichts, obschon ich etwa einwenden könnte, daß Diktat und Maschinenschreiben eine bescheidene Kräftebetätigung sei, gewiß eine bescheidenere als

ihr bisheriges freies Lernen. Mich wundert nur, daß Klara für vergangene Handlungen, die aus der Vergangenheit ihre Gründe und Giltigkeit haben, die Berechtigung in irgend einer gleichgiltigen künftigen Arbeit sucht."

„Klara denkt wohl, die Wurzeln ihrer Handlung steckten zwar in der Vergangenheit, der lebendige Stamm oder Körper ihrer Handlungen aber sei sie selbst, ihre Person, und müßte seine Berechtigung und Geltung von Tag zu Tag erneuern und ausdehnen."

„Eben das wundert mich. Hängt denn das Recht meines Lebens und Verhaltens davon ab, daß ich hinterher, dem Vorurteil von Hinz und Kunz zuliebe, das und jenes tue?! Da wäre es doch logischer, von vornherein Leben und Handeln nach den Bedürfnissen von Hinz und Kunz zu richten, anstatt hinterher Reugeld zu zahlen."

Ihr ruhiger Ton, ein kaum merkliches Lächeln reizte ihn, und er schwieg einige Augenblicke, um nicht heftig zu werden; dann sagte er ruhig:

„Lehre sie erst, wie sie sich ohne Schmerzen und besonders ohne kapitalen Verlust aus der Gemeinschaft löse — — nein!" fuhr er auf: „lehre sie es lieber nicht!" Er sah ihr streng in die Augen. Er war tief erregt.

Sie nahm seinen Blick ruhig auf, dann schaute sie nachdenklich ins Weite. Herman konnte nicht erkennen,

ob sein Ton sie verletzt habe, noch welcher Farbe ihre Gedanken seien. Er war voll Bitterkeit.

„O streitet euch doch nicht!“ bat Klara.

„Wir sind nur verschiedener Meinung, wir streiten nicht,“ erwiderte Elfride.

„Ja, aber ’s ist nicht der Mühe wert. Ich weiß ja schon nicht mehr, was ich gesagt habe. Es wird aufgeregtes Zeug gewesen sein. Ich bin so glücklich.“

Elfride nahm Klaras schlanke feine Hand in ihre Linke und strich ihr mehrmals mit der Rechten darüber, während ihre Augen nachdenklich zur Seite gingen. Diese Liebkosung erschien so unmittelbar und so zufällig zugleich, daß Herman, der ihr einen Augenblick stirnrunzelnd zugesehen, sich in neuem Unwillen plötzlich abwandte und fortging.

Klaras Hochgefühl wich am andern Nachmittag einer Beklommenheit, und sie ließ sich auf dem Wege gern von Herman, der doch nicht zu Hause sein konnte, begleiten.

„Mir ist,“ sagte sie einmal aufatmend, „wie vor einer Schulprüfung.“

„Eine Prüfung wirds schon!“ erwiderte Herman, „aber nur eine deiner Haltung, für die außer Herrn Kühner die ganze Gegend ein Interesse hat. Heut Abend wird es durch viele Mäuler gehen, wie du dich ange-

stellt hast. Sei nur nicht kleinlaut und geniert! sonst lachen sie über dich und sagen, nun da es ernst wird, sei dir das Herz in die Hosen gefallen."

Klara blieb stehen und sagte, die Straße hinschauend:

„Halt! wir wollen lieber außen herum, sonst kommen wir am Haus vorbei." Sie meinte das Haus ihrer Pflegeeltern, in deren Nähe Herr Kühner wohnte.

„Bedenke nur," fing Herman wieder an, „daß du ihn nicht nötiger hast als er dich und daß er mit dir besser fahren wird als mit vielen andern. Benimm dich ganz so, wie du dich vor einem Vierteljahr bei einem Besuch benommen hättest!"

„Du hast gut reden!" lachte sie befangen.

„So denke, ich stände wie damals dabei und lauerte darauf, mich zu mokieren."

„Ich werds versuchen," erwiderte sie, verließ ihn und ging ins Haus.

Sie gab ihre Karte ab, wurde ins Besuchszimmer geführt und setzte sich. Da sie warten mußte, nahm sie ein Buch vom Tisch und sah Bilder an. Sie fühlte sich nun in der gewohnten Form des Besuchmachens ruhiger als vorher.

Herr Kühner trat ein und sagte, ohne ihr Zeit zu lassen:

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Fräulein

Höpfner. Ich dachte schon, Sie hätten am Ende keine Lust."

„Ich habe erst gestern Abend erfahren, daß Sie eine Stelle zu vergeben haben. Meine Lust könnte kaum größer sein."

„Wie ich höre, haben Sie sich schon ein wenig mit kaufmännischen Dingen bekannt gemacht?"

„Ja," sagte sie und lächelte errötend. „Ich fürchte aber, es geht mit diesen theoretischen Kenntnissen wie mit den fremden Sprachen, wenn man zum erstenmal von einem Franzosen oder Engländer angesprochen wird und plötzlich den ganzen Schulsack vergessen hat."

Er hörte mit nachsichtiger Miene zu und sprach:

„Übrigens ist es mir lieb, daß Sie noch nicht praktisch eingearbeitet sind. Ich möchte mir eine Dame von Anfang an ausbilden. Es ist eine Lehre, doch keine Lehrlingsstellung. Sobald Sie orientiert sind, finden Sie die volle, Ihren Kräften entsprechende Verwendung, je nachdem."

„Besser könnt ich es ja gar nicht wünschen!" murmelte sie.

Er zuckte die Achseln und erwiderte:

„Versuchen Sie es einmal bei mir. Für heute kann ich Ihnen nichts weiter sagen. Wenn es Ihnen recht ist, treten Sie morgen früh an. Nach acht Tagen sehen

wir, ob wirs weiterhin miteinander versuchen wollen!" Er stand auf und gab ihr die Hand.

Als Klara aus dem Hause trat, murmelte sie:

„Jetzt ists schon vorbei!" und fühlte neben der Erleichterung eine gelinde Enttäuschung und Unzufriedenheit.

„Überstanden?" fragte Herman.

„Es war nichts zu überstehen," erwiderte sie und berichtete.

Sie waren schon einige Schritte gegangen, da bat Klara den Freund, noch einmal mit ihr umzukehren. Am nächsten Eck erst machte sie Halt und schaute in die kreuzende Straße hinein nach dem Höpfnerschen Haus. Obschon es dastand wie immer, war es ihr finster und leblos. Da wandte sie sich, Herman beiseite schiebend, rasch um und ging ihres Weges ohne ein Wort.

Klara empfand ihre neue Tätigkeit als ein Glück, und als ob sie dies nur der persönlichen Güte und Gnade ihres Prinzipales verdankte, war sie mit allen Kräften hingebend eifrig und gewissenhaft. Bald merkte sie, daß sie brauchbar sei und arbeiten könne, streifte die anfängliche Ängstlichkeit und Behutsamkeit ab und gewann die unbefangene Sicherheit ihres Wesens, von der Erfahrung verstärkt, wieder.

Noch kam sie fast jeden Abend zu Herman und Elfride. Sie brachte ihren Beruf mit hinaus. Was sie am Tage erfahren und kennen gelernt, erweckte Fragen nach kaufmännischen Dingen wie nach wirtschaftlichen und allgemeinen Zuständen, und bald Elfride, bald Herman mußte mit der größeren Erfahrung herhalten. Elfride stand Rede mit allem, was sie wußte, schüttelte manchmal den Kopf wie bei den unermüdlichen Fragen eines Kindes und sprach wohl auch ihre Verwunderung darüber aus, daß Klara den von den Umständen ihr aufgedrängten Posten so ganz zu ihrer eigenen Welt machen könnte und möchte.

Gegenüber Elfridens auf sich selbst ruhendem Wesen, ihrer Glätte und Härte, die nichts Fremdes anzunehmen schien, ihrer Kühle, die jeden Gegensatz unbefangen konstatierte und bestehen ließ, — freute sich Herman täglich auf Klaras wißbegierige Wärme und Regsamkeit, ihr Suchen, Fallenlassen und Annehmen, auf die Möglichkeit ihr zu helfen, sie zu fördern und ihr Wachstum zu teilen, und er schlug Manches nach und studierte, um nur der Freundin nötigenfalls Auskunft geben zu können.

Und umsomehr tat ihm dieses Mitstreben wohl und not, als es ihn wenigstens für Stunden den Zwang seiner Zurückhaltung und Heimlichkeit vergessen ließ.

Er hatte noch nie mit einem ihm nahestehenden Menschen in unklarem Verhältnisse dahingelebt, er hätte dergleichen bei jedem Andern bisher als Schwäche verurteilt, — nun mußte er Geduld lernen, mit Elfriden wie mit sich selbst. Immer wieder fuhr er gegen sich auf, warf sich Mangel an Rat und Entschlußkraft vor; immer wieder mußte er sich in das Abwarten finden. Gewiß hätte er Elfriden zur Aussprache und Klärung zwingen können; aber er fühlte, daß er dadurch nicht nur die Erfüllung seiner Wünsche aufs Spiel gesetzt, sondern im schlimmen Falle gar dem Stolze der Frau das Bleiben unmöglich gemacht haben würde; während die Lösung doch ganz von selbst kommen mußte. So hieß es eben ausgehalten. Er mußte heimatlos sein, mußte wie ein schwänzender Schulbub zur bestimmten Stunde seine Wohnung verlassen und bis zu bestimmter Stunde draußen bleiben.

Auch die Entscheidung für eine neue Tätigkeit machte ihm zu schaffen. Solange die Möglichkeit nur bevorgestanden, hatte sie einfach geschienen; nun brachte ein früher unbekannter, häufiger Stimmungswechsel bald Bedenken, bald trotzige oder übermütige Wagelust. Freunde zu Rate zu ziehen, gefiel ihm nicht mehr, mit Elfride zu reden war ausgeschlossen, Klara zur Vertrauten zu machen, erschien ihm seiner Beziehungen zu Elfriden unwürdig: so war er in der kleinen Familie,

die sich um ihn gebildet, zum Schweigen und zu einsamen Gedanken gezwungen.

In dieser reizbaren Spannung kostete es ihn Mühe, den manchmal auftauchenden Unmut zu unterdrücken, gelegentlichen Gegensatz gegen Elfride zu verbergen. Und wenn ihm dies in der Hauptsache und bei sichtlichen Anlässen zu Erregung auch gelang, so entschlüpfte ihm dafür in unbewachten Augenblicken, bei belanglosen Gesprächen manches Mal eine scharfe und bittere Bemerkung. Das Bedauern hinterher brachte ihn dann wohl dazu, sich aus seinem Geheimnis vor Elfriden einen Vorwurf zu machen. Sie war so wenig übelnehmerisch, so verträglich, daß alles Schweigen ihn kleinlich dünkte und er sich ausmalte, wie unbefangen, klar und natürlich einfach sie seine Eröffnungen aufnehmen, wie ruhig und tätig sie an seinen Plänen und Vorbereitungen teilnehmen würde; — aber der Gemütstrieb, der ihm die Lippen gelöst hätte, blieb aus.

Einmal ging er in dem Bedürfnis, frei von der Leber zu sprechen, zur Tante Ulrike. In ihrem Schlafzimmer, das nach der Straße zu lag, auf einem Tritt am Fenster stand ein rundes Nähtischlein und ein Stuhl, und hier war bei feuchtem Wetter ihr liebster Platz. Trotzdem war Herman noch nicht oft in diesem Zimmer

gewesen, und wie jedesmal, schaute er auch jetzt neugierig umher, als wären hier noch Entdeckungen zu machen.

„Laß dich nicht stören, Tante!" sagte er, indem er einen Stuhl herbeizog und sich zu ihren Füßen setzte. ‚Was wollt ich jetzt mit ihr besprechen?' dachte er und sah zu, wie sie gerade aus ihrem Armenstrickstrumpf von leuchtend blauer Wolle eine Nadel herauszog, mit ihr ein paarmal in ihr noch volles silberblondes Haar hineinstach, sich zu einem raschen Blick auf die verregnete Gasse etwas über die Fensterbrüstung neigte, dann die Nadeln wechselte und weiterstrickte. ‚Was soll ich denn mit ihr besprechen?! Dummes Zeug!' Er lachte kurz auf.

„Was gibts zu lachen?" fragte sie.

„Eine großartige Farbe verarbeitest du da!"

„So, gefällt dir die Farbe? Das ist recht! Diese Socken sind auch für deinen Sprößling in spe. Ich muß bei Zeit dafür sorgen, daß er nicht barfuß dem Teufel zulaufen muß."

„Da machst du ihm gleich Siebenmeilensocken! — nett von dir! Aber so blau!"

„Ja, man muß auch was fürs Auge tun. — Übrigens, hast du in Acht genommen, wie meine Türen kreischen? Du kannst mir sie schmieren. Das Vergnügen ist dir

schon lange zugedacht.“ Sie rollte ihr Strickzeug zusammen, schob die drehbare Platte des Nähtisches beiseite, legte den Strumpf hinein und stand auf. Herman stellte seinen Stuhl wieder an den Platz und ging, mit unbefriedigten Blicken die Bilder an den Wänden musternd, hinter der Tante hinaus.

Nun hob er die acht Türen der Wohnung aus, ölte die Angeln und hängte die Türen wieder ein. Als er die letzte versuchend in den Angeln spielen ließ, sagte die Tante:

„So, mein Sohn, so merkst du auch einmal wieder, wozu der Mensch auf der Welt ist. Du lebst doch da drauß wie der Herrgott in Frankreich. Das verdiente Trinkgeld schreib ich zum Übrigen; eines Tages kommst du doch.“

„Wärst du so gern von mir angepumpt?“

„Es käme mir nicht darauf an.“

„Aber mir glücklicherweise! ’S steht mir noch lange gut bei dir.“

„Wenn du dir die Hände waschen willst — im Schiff ist noch heiß Wasser.“

Sie gingen in die Küche.

„Deinen Onkel Konrad,“ fing sie an, indem sie dem Neffen Waschwasser und Handtuch gab, „den hab ich

dieser Tage auch gesehen. Er kam so bekümmert daher und schien mir so gealtert, daß ich, ohne an unsere uralte Weiberfeindschaft zu denken, stehen blieb und unwillkürlich fragte: ‚Ja, bist du's Konrad?' — ‚Gelt, du kennst mich fast nicht mehr!' sprach er, ‚ja, ich kenn mich selber auch fast nicht mehr!' und er ging mit mir weiter, als ob seine Frau zu Hause sicher eingeschlossen wäre. Ich dachte: o letz! — Er erzählte mir dann die Geschichte mit Klara auf seine Weise und daß ers halt nicht verwinden könne und nun gar noch mit seiner Frau stillen Unfrieden habe. Erst habe sie ihm Vorwürfe gemacht, wie wenn nicht sie, sondern er das Kind fortgetrieben hätte, dann habe sie sich beruhigt und scheinbar darüber weggesetzt, nun aber ihm übel genommen, daß er sich immer noch um so ein undankbares Ding sorge und gräme. Er werde halt nicht fertig damit. Er hätte längst die Klara aufgesucht; aber seiner Frau wollt' ers nicht zu Leide tun. Er habe immer noch gehofft, sie würde von selbst zurückkommen; seit sie nun aber die Stelle angenommen habe, sei ihm die Hoffnung vergangen. —' Er tat mir wirklich leid, der gute, dumme Kerl! Und doch hat mich gelächert, wie er so herumtappte, als hätt er in die Hosen gemacht. — Plötzlich blieb er stehen, guckte mich an wie aus den Wolken gefallen und sagte: ‚Ja, Rickele, jetzt sinds auch schon dreißig Jahr, seit wir

zum letztenmal so miteinander gegangen sind!' — ‚Ja,' sag ich, ‚zweiunddreißig sinds nun mit Gottes Hilfe!' Aber daß er mich auch noch daran erinnerte, wie albern und willenlos er sich damals seiner Frau zuliebe benahm, damals schon und jetzt immer noch, das fuchste mich und ich mußte sagen: ‚Konrädle! Konrädle! Wenn das deine holde Gattin wüßte, daß du so freundschaftlich mit mir, bösem Ripp, spazieren gehst, — dann gut' Nacht!' — Er nahm mirs gar nicht übel und erwiderte nur eifrig: ‚Du irrst. 'S ist doch nicht mehr so; gerade seit — dem Unglück mit Klara. Komm nur mit heim, komm grad mit, wirst schon sehen!' — Ich schaute ihn verwundert an: es war wirklich sein Ernst. Da mußt ich doch lachen und sagte: ‚Nein, ich hab keine Sehnsucht; ich kanns aushalten.' — Der Mann ist noch genau so harmlos wie anno damals. Sag mir nur, wie hat der so viel Geld verdienen können?!"

„Der Alte tut mir ja leid," sprach Herman, „aber — ich kann ihm nicht helfen. Klara wird wohl auch wieder einmal den Weg hinfinden; einstweilen aber wärs noch vom Übel. Ich würde es ihr nicht raten."

„Ich auch nicht. So wars nicht gemeint. Ich erzähle nur eine Geschichte, um meinen Gast zu unterhalten. Wenn der Konrad nicht die Kourage hat, zu Klara hinzugehen, dann wird er wohl auch, wenn sie zu ihm kommt,

nicht das Herz haben, sie richtig zu empfangen. Überhaupt bin ich ein schadenfrohes, altes Weib."

Als ihn die Tante nach einer halben Stunde an der Treppe mit den Worten:

„Ich bin nur froh, daß jetzt meine Türen geschmiert sind!" verabschiedet hatte, dachte er lächelnd: ‚nun, da hab ich doch etwas bezweckt! — Aber, daß ich da herlief, als ob ich was zu besprechen und zu beraten hätte, das ist närrisch! — Wem hab ich denn etwas zu sagen und wen zu fragen außer Elfriden? Niemand, Niemand, Niemand auf der Welt! — Ihr möcht ich das Herz ausschütten; aber statt zu ihr gehe ich dahin und dorthin, als wäre sie in irgend einer Verwandlung da und dort!'

Voll inniger Gedanken lief er heim. Am Gartenhag fiel ihm ein, daß er zur Unzeit käme; er blieb über das Türlein gelehnt stehen und schaute unschlüssig in den frischduftenden, noch von Regentropfen blitzenden Garten. ‚Jetzt laß ichs drauf ankommen: ich gehe durch den Garten und wenn ich sie sehe, nehm ich sie mit spazieren und erzähl ihr alles ganz einfach und ruhig, und mach ein End mit der verdrückten Geschichte!' Langsam schritt er den Gartenweg hin und immer langsamer, am jenseitigen Törlein blieb er stehen und blickte sich um: es war keine Elfride zu sehen. Er verließ den Garten und ging verdrossen wieder in die Stadt.

Wie schon manchmal in der letzten Zeit hatte er keinen Zug zum studieren. So schlenderte er hin und her und geriet am Ende in eine stille Wirtschaft, wo man einen guten Wein trank. Im Garten unter Roßkastanienbäumen, durch Epheuwände und Oleander von einander geschieden, standen einige Tische. Da setzte er sich. Er mußte Lärm machen, bis die Kellnerin kam und fragte, ob er nicht lieber ins Zimmer wollte. Er blieb und bestellte den üblichen Markgräfler. Nachdem sie den Wein gebracht, ging sie wieder hinein.

Er fing an zu trinken.

Bald kam die Kellnerin wieder und setzte sich, nach einem unschlüssigen Blick auf den stillen Gast, hörbar seufzend an den nächsten Tisch.

Herman sah um und fragte:

„Liebeskummer —?"

„Ich —? wieso?" erwiderte sie lächelnd, trat an seinen Tisch und blieb die Hände aufstützend stehen.

„Nun, Sie seufzen ja wie eine Kirchenorgel! S'hat mich ja schier vom Stuhl geblasen!"

„Jetzt hör einer —!" sie setzte sich ihm gegenüber und stützte die runden Arme auf.

„Ja, hören Sie nur auf mich! Ich versteh mich auf so Sachen. Das seh ich gleich, daß Sie was auf dem Herzen haben; es steigt Ihnen ja bis an die Nase hinauf, das Herz."

Er mußte lachen, da sie unwillkürlich nach ihrer hochgeschnürten Brust hinabsah.

„Was gibts zu lachen?" fragte sie.

„Das sollen Sie mir ja eben erzählen! Ich hör so gern Liebesgeschichten.

„Ach, gehn Sie mit Ihrem dummen Zeugs!"

„Gern. Aber rücken Sie heraus mit dem Ihrigen! — Ist Ihnen Ihr Schatz untreu geworden? oder wollen Sie Ihm untreu werden? — Ich glaub das letzte."

„Nein aber so was!" rief sie.

Er deutete mit dem Zeigefinger auf ihr errötendes Gesicht und sagte ernst:

„Nun, da haben wirs ja."

„Woher wissen Sie jetzt das!"

„Das seh ich Ihnen an den Augen an. Also nur raus damit!"

Sie schaute ihn zögernd an und ihre Hand tastete suchend neben den Knöpfen der Taille hin und her. Herman sagte nichts. Da machte sie einen Knopf auf und zog einen zusammengewickelten, ziemlich geschwärzten Brief aus dem Busen.

„Ein Kaminfeger?!" sagte Herman.

„Ja, aber woher wissen Sie denn das?"

„Ich sag Ihnen ja: aus den Augen." Er verbiß das Lachen. „Warum wollen Sie denn Ihren Kaminfeger

nicht? Haben Sie Angst, daß er Ihnen Ihr weißes Fell verdirbt?"

„Das ist jetzt unverschämt! Was wissen denn Sie von meinem Fell!" erwiderte sie mit etwas entrüstetem Ton, während ihre Augen geschmeichelt und belustigt blitzten.

„Allerdings wenig. Immerhin, nach den geringen sichtbaren Proben zu schließen, denk ich mir so ein weiches weißes Fell mit einem rosigen Schimmer — ganz wie bei einem Milchschweinchen."

Sie kreischte vor Vergnügen auf und rief:

„Sie sind aber ein Wüster!"

„Das bin ich auch!" sagte er zornig, in plötzlichem Ekel vor diesen Albernheiten. „Drum retirieren Sie sich ja möglichst postwendend!" Er trank sein Glas aus. „Bringen Sie mir noch ein Viertel! und einen Handkäs, gut durch!"

Die Kellnerin dachte, sie hätte ihn beleidigt. Als sie das Verlangte brachte, stellte sie es nicht von der freien Seite her auf den Tisch, sondern trat dicht neben Herman, beugte sich, Teller und Flasche und Gewürz hinsetzend, vor ihm hin und streifte ihn wiederholt mit Hüfte und Arm. Er schien nicht darauf zu achten und, als sie sich neben hinstellte, sagte er mit verabschiedender Handbewegung:

„Ich danke."

Als sie fort war, aß und trank er. Ärgerlich über die Reizbarkeit und Brüchigkeit seiner Stimmung ging er dann fort.

Während er in Gedanken durch die Straßen schlenderte, wurde er auf eine vor ihm hintreibende Gruppe aufmerksam und sah Klara in Gesellschaft von noch einigen Mädchen und zwei jungen Herren. Sie waren munter und lachten viel. Er kannte nur eine von der Gesellschaft, eine junge Lehrerin, die mit Klara auf der Schule gewesen war. Er folgte noch einige Schritte, dann kehrte er um und ging heim. Es wurmte ihn, daß Klara, statt gleich nach Geschäftsschluß hinauszukommen, sich noch mit andern herumtrieb, und zugleich fand er seinen Ärger darüber lächerlich.

Als er zu Hause die Stube betrat, saß Elfride in der Sofaecke neben dem offenen Fenster; ein geschlossenes Buch lag auf dem Tisch.

‚Wenn ich sie nur einmal bei einer Arbeit träfe!' dachte er, ‚ein rechte Prinzeß!'

Sie hatte eben erst, als sie seinen Schritt im Garten hörte, ihre Näharbeit weggelegt; denn sie liebte es nicht, daß man ihr beim Arbeiten zusah, hielt es auch für genug, die Stunden seiner Abwesenheit auszunützen, um ihm, sobald er kam, Gesellschaft leisten zu können.

Er sprach wenig und lief unruhig hin und her.

„Wir brauchen heute nicht zu warten," sagte er einmal; „Klara wird uns kaum das Vergnügen zum Abendessen machen."

„Warum denn nicht?" fragte Elfride, die sofort seine üble Laune empfunden.

„Sie flaniert in vergnügter Gesellschaft."

„Es wird Fräulein Erb sein, die sie schon einigemale traf."

„Ja, die ist dabei und noch ein paar Damen und Herren."

Elfride horchte auf und sah ihm nachdenklich zu, wie er hin- und herschritt.

„Klara scheint aufzutauen," sagte sie. „Sie erneuert alte Schulkameradschaften. Mädchen, die sich auch selbst durchschlagen müssen und darum nicht mit ihr in Berührung geblieben waren. Es freut mich für sie. Ich glaube, sie hat Kameradschaft nötig."

„Unterkriechen — auf deutsch. — Na ja, sie hat ja recht! Warum nicht?"

Elfride lächelte.

Sie saßen dann kaum beim Abendbrot, als Klara die Treppe emporeilte und rief:

„Gelt, ich hab euch warten lassen?"

„Wir haben, wie du siehst, mit der linken Hand gewartet," erwiderte Elfride.

„Das tröstet mich. Ich habe mir auf dem ganzen Weg schon Vorwürfe gemacht und zur Strafe meinen Hunger auch warten lassen, obschon mich die Kirschen arg in Versuchung führten." Sie legte eine Düte auf den Tisch. „Ich bin mit der Mina Erb ein wenig gebummelt, da kamen noch zwei Freundinnen von ihr dazu und zwei Studenten. Nun, da gabs zu schwätzen und zu lachen und so hab ich mich aufgehalten. Wenn ich wieder einmal ausbleibe, dann wißt Ihr, warum."

„Wir hätten auch heute nicht den Kopf darüber verloren!" sprach Herman mit gezwungenem Lachen.

Elfridens Blick streifte ihn, während Klara rief:

„Da sieht mans! Ich hätte dir mehr Anhänglichkeit zugetraut und fürchtete, Ihr wärt schon auf dem Weg, mich ausschellen zu lassen."

„Ein Irrtum!" sagte Herman. „Übrigens hab ich dich mit deiner Gesellschaft gesehen."

„Warum hast du dich nicht angeschlossen?"

„Ach — ich mochte nicht. Vielleicht war es so auch interessanter."

„Für dich oder für uns? Freilich, es sieht dir gar nicht so unähnlich, hinterdreinzulaufen und zuzuhören. So ein bißchen Filou bist du immer gewesen. Na, leg los!"

Er antwortete nichts. Elfride ergriff Klaras Handgelenk und sagte ruhig:

„So darfst du nicht reden! Du glaubst ja auch nicht, daß er hinterdreingegangen sei und gehorcht habe."

„Was wäre dabei? Er hätte ruhig zuhören können."

„Um so weniger darfst du so einen Verdacht bei dir aufkommen lassen und aussprechen! Es gibt ja manchen, dem es schmeichelt, wenn man ihn ohne Grund für einen durchtriebenen Menschen hält; zu diesen gehört Herman aber nicht, so wenig wie er hinterdreinschleicht und horcht. Aber selbst wenn er es getan hätte, so wäre es schöner und klüger, du zeigtest dich arglos."

„Wenn ich aber nicht arglos bin!"

„Dann müßtest du versuchen, es zu werden. Du bist es aber!"

„Ich halte das gar nicht für wünschenswert; mit Arglosigkeit fällt man hinein."

„Das kommt wohl vor; aber mit Mißtrauen zehnmal öfter! Vor allem aber schädigst du dich selbst, indem du durch Mißtrauen in die Schliche der Unredlichkeit einzudringen suchst."

Klara runzelte die Stirn. Herman ergriff die Düte und sprach:

„Jetzt wollen wir einmal ganz arglos in die Schliche dieser Düte eindringen und das unter uns, mit dem

nicht gut Kirschen essen ist, durch unser Mißtrauen schädigen!"

„Ja, woran sollen dann die Andern das Betreffende erkennen?" rief Klara.

„Daran, daß er den andern keine Kirschensteiner ins Gesicht spuckt," antwortete Herman, während Elfride still vor sich hinlächelte.

Vor Wochen hatte sich Klara aus der Ratlosigkeit ihres neuen Zustandes und aus der Einsamkeit ihres kämpfenden Gewissens zu Herman und Elfride gerettet und neben den beiden, deren Schifflein doch auch schwer mit der Brandung kämpfte, hatte sie es sich abgewöhnt, ihr Schicksal als besonders tückisch und beklagenswert zu empfinden; nun wurde sie von anderm Verkehr gelockt, nun sah sie Feierabende voll fröhlicher Kurzweil winken, und es ward ihr schwer, statt dessen Elfridens und Hermans Ernst aufzusuchen, der sie schließlich doch immer wieder in sich selbst, in Zweifel und Kummer hineintrieb. Wohl schämte sie sich, wenn sie erst spät in den Garten hinauskam oder gar ausblieb, und schalt sich undankbar; sie zeigte sich den beiden doppelt aufmerksam und zutulich; aber sie machte sich nicht weis, nahm sich nicht vor, am andern Tag früher zu kommen. Es tat ihr zu wohl, mit den alten und neuen Bekannten fröhlich

durch die langgemiedenen Straßen zu ziehen, Blicken, die sie neugierig betrachteten oder an ihr vorbeisahen, zu trotzen, sich als Glied einer fleißigen, frischen, selbstsicheren Gemeinschaft zu fühlen und zu zeigen. Hatte sie unter Elfridens und Hermans Einfluß sich bemüht, gegenüber den Vorurteilen und abweichenden Ansichten anderer ruhig ihr Gefühl und ihren Sinn zu wahren, so machte es ihr jetzt Freude, sich leichter und freier zu bewegen, als sie ehedem für zulässig gehalten, und den neuen, so kameradschaftlich anmutenden Verkehr mit jungen Herrn auf der Straße, in öffentlichen Gärten oder in der Konditorei mit bewußter Unbefangenheit zu genießen. Des koketten Spiels ward sie sich dabei so wenig klar bewußt, als sie sich gestand, daß ihr die Zigarette zum Kaffee eine Überwindung kostete. Die Stunden gingen so rasch, wenn man die kleinen mädchenhaften Erlebnisse und Geheimnisse austauschte und in harmlosem Klatsch, Neugier und Schadenfreude befriedigte oder im Scherz und Geplänkel mit den jungen Herrn wehrhaft Blick und Zunge übte! Und was ihr so den Feierabend verkürzte, belebte ihr dann als muntere Erinnerung die Zeit bis zum Einschlafen und ließ jene ernsten Gedanken, die ihr sonst das Alleinsein beschwerten, nicht über sie kommen.

Nach dem sie einmal ganz ausgeblieben war, zog es

Herman des andern Abends zur Zeit des Geschäftsschlusses in die Stadt. Ungeduldig wartete er in einer Seitengasse, bis er auf der Hauptstraße Klara und ihre Begleitung vorbeiziehen sah, ging dann in einiger Entfernung, durch andere Leute gedeckt, hinterdrein, beobachtete aufgeregt die kleine Gesellschaft und ihr Gebahren, sah zu, wohin sie ging, und wandte sich endlich besorgt und erbittert wieder nach Hause. ‚Wie die Henne, die Enten ausgebrütet hat und sie wegschwimmen sieht, lauf ich ängstlich hin und her und schlage ohnmächtig mit den Flügeln!‘ murmelte er lächelnd. Aber am andern Abend machte er es wieder so, Abend für Abend.

„Was war denn das für ein Laffe damals?“ fragte er eines Abends. „Er trägt einen schwarzen Kneifer und ist mit den Gänsen im Streit.“

„Herman —“ fuhr Klara mit rotem Kopf auf, „das bitt ich mir jetzt doch aus! spar dir solche Ausdrücke! Laffen und Gänse gibts bei uns nicht und Streit auch nicht! Was giftet dich denn so?“

Er lachte vor sich hin und sagte endlich:

„Nun, wenn dich der Ausdruck kränkt, will ich den Laffen zurücknehmen und für ein ander Mal sparen; aber mit den Gänsen im Streit ist er, dafür kann ich nichts. Oder Elfride?“

„Gewiß nicht!" antwortete sie belustigt.

„Was habt Ihr denn Euch zu mokieren!" rief Klara unwillig und runzelte die Stirn.

Herman weidete sich an ihrem Ärger, indem er noch mit der Antwort zögerte:

„Wenn Einer so den ersten kostbaren Flaum auf der Oberlippe spazieren trägt, und man noch nicht weiß, gibts Federn oder Haar, dann sagt man, er ist mit den Gänsen im Streit; die haben nämlich auch so ein Stadium."

„Sprich deutsch! Witze, die man erst noch erklären muß, sind schlecht. Übrigens bist du auch einmal in dem Stadium gewesen! Ich weiß noch gut, wie du gezupft hast."

„Gewiß! und man hat mirs auch gesagt, und es war eine schöne Zeit. Nun — wie heißt denn der Adonis? Darf mans wissen?"

„Warum denn nicht?" erwiderte sie aufs neue gereizt. „Gabler heißt er und studiert Naturwissenschaft."

„Gabler —? Na, ich bin nur froh, daß ich ihm nicht den Namen gegeben habe, sonst wärs am Ende wieder eine Beleidigung."

„Wieso?"

„Weil man die jungen Rehböckchen Gabler heißt."

„Ach, laß mich jetzt aus mit dem dummen Zeug! Übrigens ist er ein sehr netter Mensch, der auch was weiß."

„Das bezweifle ich nicht. — Was weiß er denn?"

„Er hat mir viel von Nietzsche gesprochen und seiner Kritik der moralischen Vorurteile, durch die er die Grundlage für eine ganz neue Lebensgestaltung gegeben habe, für eine kräftige, tapfere Lebensfreude mit gutem Gewissen, eine neue bewußte Renaissance."

„Verflucht! — Das hat der Nietzsche getan —? Da muß er ja ein Mordskerl sein!"

„Hast du ihn noch nicht gelesen —?"

„Freilich, freilich! Aber daß er so was zu weg gebracht hat, hab ich nicht gemerkt, — das ist mir gänzlich entgangen."

„Mokier du dich nur! Das rührt mich gar nicht. Was ich von ihm erfahren habe, erleichtert mir das Herz und hebt mich und gibt mir ein Gefühl von Berechtigung und Freude und Unternehmungslust. Als ich gestern Abend nach dem Gespräch heimging, kam ich noch einmal so frei und leicht daher. Das tut gut, das ist schön! Ihr mögt sagen, was Ihr wollt."

Er sagte nichts mehr. In Herman war nach seinen Worten, als sich Klara zur Entgegnung anschickte, wie ein Schmerz die Befürchtung aufgezuckt, sie möchte ihm vorwerfen, er wollte von Nietzsche nichts wissen, weil dieser ihr von Gabler gebracht worden sei. Das war ja nicht der Fall. Seinem Tatsachensinne konnte eine Phi-

losophie nicht eingehen, die ihm die natürlichen Rechte und Ansprüche der gesunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten zu überhitzen, aufzutreiben und zu verzerren schien, weil sie offenbar von gegnerischen Postulaten und Dogmen ausging statt von der Anschauung des wirklichen, unbändigen, alle Formen wieder verwachsenden Menschen. Gleichwohl hatte er jenen Vorwurf gefürchtet und, als er ausblieb, fühlte er sich rot werden. Er sah vor sich hin, warf rasche Blicke auf Klara und Elfriden und atmete schwer in jäher Hitze.

Er blieb den Abend schweigsam und, als er Klara heimbegleitete, kostete es ihn Mühe, seine Gedanken zurückzudrängen und ein Gespräch zu führen. Nachdem sie ins Haus gegangen war, schritt er noch geraume Zeit in der Straße auf und ab und freute sich, einige Male Klaras Schatten auf dem hellen Rouleau zu sehen. Auf dem Heimweg nahm er sich vor, andern Tages sich nicht um Klara zu kümmern.

Und er gewann es auch wirklich über sich, nicht in die Stadt zu gehen und gegen Abend ohne Rücksicht auf Klaras Kommen mit Elfriden einen Spaziergang zu machen. Und solange er mit dieser zusammen war, fühlte er sich wohl und zufrieden, und nur selten und flüchtig erschien ihm Klaras Bild, wie wenn man in der Laube beim Wein sitzend einmal hinausschaut und ein Berg

am Horizont den Blick füllt. War er aber allein, so fühlte er Klara fast körperlich nahe.

Am darauffolgenden Tage dagegen tat er sich keinen Zwang mehr an: früh vor sieben lief er von Hause fort und kreuzte Klaras Weg, er kreuzte ihn wieder um Mittag, und wenn er sich am Feierabend wie sonst begnügte, in der Ferne zu folgen, so geschah es nur, um nicht eifersüchtig zu erscheinen. Als er dann, rasch nach Hause geeilt, Elfriden zum Spaziergang aufforderte, wunderte ihn, daß sie keine Lust hatte; doch ließ er sich dadurch nicht abstoßen und lief in einem verliebten Bedürfnis nach ihrer Gegenwart fortwährend hinter ihr drein wie ein Mutterkind, während sie ungewöhnlich viel ab- und zuging, immer etwas zu holen und nachzusehen hatte und nicht zehn Minuten bei ihm aushielt.

Erst Klara brachte den Beiden Ruhe. Herman freute es, Elfriden und Klara gegenüberzusitzen und ab und zu ein belangloses Wort in die Unterhaltung werfend die beiden geliebten Wesen ungestört zu betrachten. Ohne sie zu vergleichen, genoß er mit vergnügten Sinnen ihre Verschiedenheit, Klaras gespannte Lebhaftigkeit, den fast mit jedem Worte wechselnden Ausdruck ihres frischen Gesichtes und daneben in Elfridens kraftvollen Zügen die Naturruhe, die sich immer nur auf entschiedenen Reiz hin belebte und in Herman eine süße Sehnsucht er-

regte, sie in aufflammende Freude oder jähen Zorn zu verwandeln.

Einmal als sein Blick von Elfride zu Klara wanderte, dachte er, solch eine polygamische Situation sei doch unsäglich komisch, ihn nehme Wunder, wie sie sich lösen werde; aber indem er gerade wieder das Auge auf Elfriden lenken wollte, fühlte er das ihrige fest und beobachtend auf seinem Gesicht, er wagte nicht sie anzusehen, er hatte Mühe, ein aufsteigendes verlegenes Lächeln zu bändigen, und wußte sich endlich nur dadurch zu helfen, daß er sich zu Boden beugte und im Kies wühlte, ein kleines Müschelein aufhob und genau betrachtete. Von da an sank sein Behagen ab, und obschon er bei erneuter, allerdings rascherer Überschau zu sich sagte, er habe seltsame Schätze: der eine denke überhaupt nicht an ihn, der andere wolle einstweilen nicht viel von ihm wissen, so hatte er doch schon nicht mehr den Humor für diese Komik und, als er sich Nachts schlaflos im Bette wälzte, bedrängte ihn die Furcht, Elfride habe ihn durchschaut, Klara aber würde ihn verabscheuen, wenn sie von seinem Zustand erführe.

Am Morgen sah er Elfriden vor seinem Weggange nicht; er argwöhnte sie habe vielleicht auch eine schlechte Nacht gehabt, und er fühlte Gewissensbisse. Als er zu Tische kam, schien sie eben aufgestanden zu sein, war blaß

und sagte, sie fühle sich abgespannt. Nachdem sie sich bald wieder zurückgezogen, ging auch er.

Abends sah er sie nicht. So oft er auch an ihrer Türe horchte, es war nicht die mindeste Regung zu hören. Schlief sie? Von der Befürchtung, daß er ihr die schlaflose Nacht verursacht habe, war er längst auf den Argwohn gekommen, sie gebrauche die Müdigkeit nur als Vorwand, nicht mit ihm zusammensein zu müssen. Er saß still in der Sofaecke, ließ manchmal den Blick herumwandern über Alles, was im Zimmer an Elfride gemahnte, und grübelte nach, was im Herzen der gekränkten Frau vorgehe, was sie wohl fühlen und planen, vielleicht bald ausführen möchte. In der Verwirrung seines Gefühls hatte er nicht die Stirn, einfach an ihr Bett zu treten und nach ihr zu sehen. Endlich ging er in den Garten hinab, um zu verhindern, daß Klara durch ihre Ankunft die Schlafende störe.

Vor Dunkelwerden fand sich Klara noch ein. Sie schlichen ins Zimmer hinauf und lauschten nach der Tür hin. So oft Klara etwas flüsterte, antwortete Herman mit kaum gedämpfter Stimme, aus Furcht, Elfride könnte sie flüstern hören.

„Leise!“ gebot ihm Klara.

„Schläft sie, so hört sie mich doch nicht,“ erwiderte er. „Schläft sie nicht, so soll sie ja hören, daß wir da sind.“

„Ich muß jetzt nachsehn!“ sprach Klara, stand auf und trat behutsam in das Nebenzimmer.

Ein kleiner Argwohn wollte Herman zur Türe ziehen, zu lauschen; er widerstand.

Nach kurzer Stille kam Klara lautlos wieder, setzte sich zu ihm und sprach:

„Sie schläft ganz ruhig.“ Und nach einer Pause fast seufzend: „Ist die Frau aber schön —!“

Herman runzelte die Stirn noch mehr und dachte: „Wie kann man an so was denken!“

Als er dann Klara im Zwielicht der Julinacht heimbegleitete, fragte er nach ihrem Ergehen im Geschäft. Sie antwortete, es gehe ausgezeichnet, sie könne Alles ganz bequem leisten. Der Chef sei zwar ein Stück Pedant, habe aber bei ihr noch nichts Wichtiges zu brutteln gefunden. Die Hauptsache sei halt, daß man sich nicht verblüffen lasse. Es sei eine Wohltat für sie, nun so zu erfahren, daß sie etwas leisten könne; sie müsse manchmal lachen in der Erinnerung an ihr Bangen und ihr Mißtrauen in die eigene Kraft. Sie hätte sich's nie träumen lassen, daß sie bald wieder so frisch und unbekümmert in die Welt sähe. Freilich habe sie auch Glück, so lebenskräftige, herzhafte Kameradschaft gefunden zu haben! Und nun erzählte sie, wie vergnügt sie nach Feierabend im Stadtgarten gewesen sei.

Herman hörte mit schwer unterdrückter Erregung zu. Wie kränkte ihn, daß er sich hier nicht mit ganzem Willen einsetzen und rivalisieren konnte!

„Verflucht!" brummte er.

„Was meinst du damit?" fragte sie deutlich.

„Verzeih! — ich hab gar nicht mehr zugehört. Ich mußte an Elfride denken. Wenn sie mir nur nicht krank wird!"

„Sie sah nicht so aus."

„Ob ich einmal den Doktor hole?"

„Wenn sie ihn doch nicht will! Sobald sie ihn nötig hat, wird sie ihn schon verlangen. Ich kann sie mir überhaupt nicht krank denken. Ich habe noch nie eine so gesunde und gesund lebende Frau gesehen. Ich muß sie immer bewundern, wie sie nicht einen Bissen Zwieback, nicht eine Kirsche *mehr* ißt, als sie nötig hat. Wovon soll sie krank werden! Die ganze Zeit her war sie wie ein Fisch im Wasser, während andere Frauen sich vor Beschwerden nicht helfen können. Wenn ich an Milli Lenz denke, wie die herumwankte!"

Er empfand Klaras Worte als Bestätigung seiner Gewissensbisse und seiner Furcht, Elfride sei nur durch ihn beunruhigt. Eine Weile schwieg er, dann fragte er an Klaras vorhergehenden Bericht anknüpfend:

„Und — wie steht es mit dem Klavier?"

„Mit welchem —?“ fragte sie überrascht und zögernd.

„Mit dem, das du dir mieten wolltest, sobald du in Stellung wärest! du konntest es ja nicht erwarten, du wolltest ja üben und musizieren wie noch nie!“

Erst nach einer Pause antwortete sie:

„Du bist doch auch so ein Philister! — Weil ich vor vier Wochen Sehnsucht nach einem Klavier hatte, muß ich sie darum unbedingt heute auch noch haben?! Ich werde Klavier spielen, wenn ich wieder Lust dazu habe, keine Minute früher. Ich habe jetzt anderes zu tun, das mir wichtiger ist. Wenn es mir paßt, rühr ich mein Lebtag kein Klavier mehr an!“

Er entgegnete ruhig:

„Also sprach Zarathustra: rege dich nicht über jeden Fuchsdreck auf! — Es ist ja wirklich deine Sache, und ich werde mich bemühen, mein Interesse für deine Angelegenheiten auf das zu beschränken, was du selber preisgibst.“

Sie empfand in diesen Worten einen Vorwurf der Undankbarkeit, ließ jedoch ihre Beschämung nicht zu Worte kommen und sagte, nur im Tone nachgebend:

„Jedenfalls ist alles Schulmeistern überflüssig!“

Nach wenigen Schritten waren sie an Klaras Wohnung. Herman reichte dem Mädchen die Hand und sagte unbefangen:

„Also bis morgen! Du kommst ja wohl und siehst einmal nach. Schlaf wohl!“

Ehe sie recht antworten konnte, war er weg. Sie stand noch unschlüssig an der Staffel. Sollte sie ihn nicht zurückrufen? Aber wenn er ihr nicht Zeit geben wollte, ein begütigendes Wort zu sagen, so mochte er nur gehen! Das brachte sie auch nicht um. Sie stieg die Treppe hinauf, aber nicht vergnügt wie sonst, und ein widerliches Gefühl blieb.

Siebentes Kapitel

Am andern Morgen war Elfride zur gewohnten Stunde beim Frühstückskaffee, den sie selbst bereitete. In ihrer Blässe und Mattheit erschien sie Herman nur um so liebenswerter. Auch dünkte sie ihm zutraulicher als sonst. Als er vom vergangenen Abend erzählte, bedauerte sie, gar noch Sorge verursacht zu haben, und setzte, indem sie ihm plötzlich die Hand über den Tisch reichte, hinzu:

„Ja, was hab' ich dir ins Haus gebracht und aufgeladen!"

Er konnte aber ihren dankbaren Blick nicht aushalten, schüttelte den Kopf und sagte, ihr die Hand drückend:

„Unsinn! wie kannst du so reden!" und sprach von anderem.

Sie merkte wohl seine Befangenheit, seinen unsicheren Blick, die Unruhe, mit der er von den verschiedensten Dingen redete und keine Gesprächspause zuließ,

als wollte er ihr immer in der Wahl des Themas zuvorkommen, und sie deutete alles dieses auch richtig, aber sie sagte:

„Ich habe dich durch mein bißchen Unpäßlichkeit ganz aus dem Geleise gebracht. Man nimmt sich zusammen, will sich nichts anmerken lassen, um die anderen nicht zu stören, und erregt erst recht Besorgnis."

„Nun, sie hat ja nicht lange gedauert!" erwiderte er. „Klara meinte, du könntest überhaupt nicht krank werden!"

Er leerte seine Tasse und stand auf. Elfridens Worte schienen ihm eine Anspielung zu enthalten; er aber wollte das Besprechen seiner Herzensverwirrung, solange er sie noch nicht geschlichtet hätte, vermeiden.

Sie schritt voran, um ihn wie gewöhnlich zum Gartenpförtchen zu geleiten. Er bat sie, sich lieber zu schonen; sie meinte aber, die Luft sei nach dem kurzen Nachtgewitter so köstlich und werde ihr wohltun. Er war froh, als sie ihm am Tor die Hand gereicht hatte, und er gehen konnte.

„Der Teufel hole mich," murmelte er, „wenn ich bis Abend nicht weiß, wohin mir der Kopf steht!"

Elfride schritt aufgerichtet und scheinbar ruhig zurück durch den Garten. Manchmal strich ihre Hand, doch ohne zu berühren, über den silbernen Kelch einer Lilie, deren

Reihen nun in vollerblühter Pracht den Weg besäumten und gleich dem sonnigen Reblaub von Tropfen blitzten. Im Wäldchen sank sie aber schwer und müde auf die Bank. Sie atmete tief den feuchten Pflanzen- und Erdgeruch der frischbewegten Luft und schaute zwischen den durchsonnten Zweigen hinaus in den Glanz des Morgens.

„So viel Licht!“ murmelte sie. „Was nützt es, wenn das Herz zu sehen scheut! — Aber nun ist es nur, wie es kommen mußte.“

Was sie doch gewünscht hatte, — Herman schien sich jetzt in der Tat von ihr entfernt zu haben! Aber statt als Erleichterung war diese Erkenntnis wie eine plötzliche Lähmung über sie gekommen oder wie ein selbstverschuldetes Gebrechen, durch das sie eigener und fremder Verachtung ausgeliefert war. Solange Herman sie umwarb, solange sie, wenn auch ohne Sehnsucht, zuwartete, ob sie ihm nicht doch durch die Gewalt irgend einer Stunde wieder an das Herz getrieben würde wie durch die Naturberauschung jener Herbsttage, solange konnte sie vom Vater ihres Kindes Schutz und Hilfe in Anspruch nehmen; nun aber genoß sie eine zweifelhafte Gastfreundschaft, die bitterer war als ein Almosen. Daß sie von Klara ausgestochen sei, kränkte wohl ihre Eitelkeit; aber das bedeutete nichts gegen das Bewußtsein, nun im Wege zu stehen, nun als Nebenweib einer flüch-

tigen Begierde ein störendes Kind gebären zu sollen. War es möglich, solches zu ertragen? Jeder Atemzug drängte dagegen.

Bis dahin war ihr der Gedanke an ihre Mutterschaft verhaßt gewesen. Sie war sich als das Opfer einer Überrumpelung durch die geschmacklose Natur erschienen, machtlos, sich zu entziehen, und wäre Widerwille von tödlicher Kraft, so würde das Kind in ihrem Schoße nicht haben wachsen können, — jetzt in ihrer Empörung gegen die neue Lage ward auch dem Kinde sein mütterliches Recht. War es nicht durch Hermans Abkehr von Elfriden schon im Mutterschoße verwaist und verstoßen!? Nun ward auch das Ungeborene von dem trotzigen Stolz und dem kämpfenden Willen der Mutter umfaßt und wurde der einsam Sinnenden in den zwei Tagen zu dem Horte, den sie mit all ihrer kalten Leidenschaft, ihrer Klugheit und Schonungslosigkeit zu verteidigen trachtete. Hatten die seltenen Kindesbewegungen sie bisher mit Grauen überrascht und mit dunklem Trotz erfüllt, so empfand sie nun, seit sie sich von Herman verlassen glaubte, die holdeste Liebkosung in ihnen, wenn auch erst tief beschämt. Wenn sich jetzt dies zarte Tasten regte, dann entflohen wie auf Zauberwink die streitenden und schmerzenden Gedanken und auf lange Augenblicke fühlte sie sich wie im Frieden einer sonnigen Insel.

Nun galt es nicht mehr sie selbst, nun galt es das Kind! und mit dieser Sorge, diesem einzig gebliebenen Bundesgenossen war es ihr gelungen, sich zum Bleiben zu zwingen, statt, wie es ihr erster empörter Wille gewesen war, ohne ein Wort sich dieser Demütigung zu entziehen. Nach einer schlaflosen Nacht hatte sie sich auch einen ganzen schlaflosen Tag zum Stilliegen vermocht, um ihren Gedanken ungestörten Spielraum zu geben. Hundertmal hatte sie dasselbe durchgedacht. Geschüttelt vom Fieber ihres wunden Stolzes oder in völliger Ermattung den kühlen Berechnungen der Vernunft folgend, war sie immer wieder auf dem Punkt angekommen, von dem aus ihr dieses Asyl als das erträglichste und vor allem als das sicherste erschien. Mit dem Entschluß, alles zu nehmen, wie es einmal sei, und mit dem Wunsche, es nicht wie ein Recht, sondern dankbar als eine Güte Hermans hinzunehmen, war sie heut aufgestanden; aber der erste Blick auf Herman hatte ihren Mut gelähmt. Wäre jener gleichgültig, kühl, verschmähend erschienen, sie würde ihm getrotzt haben; seiner Unsicherheit, seinem verwirrten und hilflosen Gewissen konnte sie nicht standhalten. Und als sie im Wäldchen auf die Bank niedersank, da fühlte sie sich aussichtslos irregegangen.

„So viel Licht!“ hatte sie gemurmelt; aber so entschieden sie auch in einem Mißtrauen gegen sich selbst

über alle Abneigung und Scheu ihrer verwöhnten Instinkte hinweg den gebotenen Weg suchte, sie fand ihn nicht. Nach Stunden erst erhob sie sich und ging einige Male im Garten auf und ab, wo die Gärtnerburschen bei der Arbeit einander über ein paar Beete hinweg harmlose Erlebnisse erzählten. Endlich blieb sie vor einer Lilie am Wege stehen, faßte sie leicht mit ihrer weißen Hand, schaute lange in den silbernen Kelch und flüsterte:

„Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nährt sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr als sie?!" und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Gewiß! darum hat er die Sorge für unser Brot uns selbst überlassen! Gibt Gott den Verstand, so gibt er auch ein Amt! Wir säen, wir ernten."

Sie ließ die Lilie los, bewunderte, wie beim Hin- und Herschwanken der Blume Sonnenlicht und zarter Silberschatten im Kelche wechselten, dann stieg sie in die Wohnung hinauf und ordnete die Zimmer. Danach trug sie der Frau Feinäugle auf, Herman zu sagen, sie habe sich erschöpft gefühlt und wieder zu Bette legen müssen, hörte freundlich die Meinung und den Rat der erfahrenen Frau an und zog sich zurück.

Genau zu derselben Zeit betrat Herman durch die Hintertür den Garten, bog gleich in das Wäldchen ein

und setzte sich, wo kurz zuvor noch Elfride gesessen, die er zwar nicht gerade hier zu treffen hoffte, von der er sich aber gern hätte überraschen lassen.

Er war durch den Schritt aus der Gartentür dem Gemütsdruck, der ihn beim Frühstück überkommen, nicht entlaufen. Am Straßeneck hielt er an und schaute zurück. Er schämte sich, so betreten gewesen zu sein, sich so knabenhaft unter Elfridens Blicken und Worten durchgewunden zu haben. Es drängte ihn, zurückzukehren und sich anders zu zeigen. Aber wie —? Jedenfalls männlich, ehrlich, entschieden!

„Entschieden?" wiederholte er, indem er seinen Weg nun doch fortsetzte. „Sehr schlimm, daß man das noch ausdrücklich sagen muß!"

Was wollte er denn von Klara, von diesem Fratz! War das nicht seit Jahren abgetan?! Hatte er nicht gerade in diesen Tagen die alte Erfahrung mit ihr gemacht?! Solange sie bei ihm und Elfriden die einzige Zuflucht fand, ließ sie sich anregen und träumte sich allerlei Absichten und Lebensvorsätze zurecht, sobald sie aber wieder Gesellschaft fand — und was für! — lief sie dem Vergnügen nach. War sie ein Weib, nach dem man aus Elfridens Verkehr ausschaute?!

War er denn so blöde, daß er Elfridens ernste, sich in sich selbst bewegende Kraft verkennen oder mißachten

konnte, weil sie sich nicht gerade nach seinem Willen regte? War es ein Mangel, daß sie niemals jene neugierig entgegenkommende und stets bereite Rezeptivität zeigte, daß es ihr mehr auf die Sache um ihrer selbst als um des Bringers willen ankam, daß ihr wichtiger war, was sie selbst von einer Frage denken mußte, als was, auch unparteiischer und allgemeiner gültig, ein anderer dachte?! Wenn ihm solches nicht behagen wollte, war das nicht Unreife? war da nicht gekränkte Eitelkeit im Spiel?

Mußte ihm nicht ihre Lage überhaupt jedes Urteil verbieten? Konnte nicht vieles Schroffe und Spröde an ihr lediglich in den Umständen seinen Grund haben?! War es für ihn berechenbar, wie sie sich entfalten könnte, wenn er sie wirklich erobert hätte?! Oder — waren ihm etwa gar die Trauben zu sauer?

Stoff genug zum Grübeln. Das aber galt es jetzt nicht, sondern zu handeln. Hatte er die Monate her Gründe gehabt, zu warten, Elfriden zu schonen, die Verhältnisse ruhig reifen zu lassen, so war es heute geboten, die Entscheidung zu suchen. War er wirklich wieder in Klara verliebt, dann erst recht, dann durfte er keine Zeit verlieren, um der Unbeständigkeit zuvorzukommen! Jeder anderen Frau gegenüber war er verheiratet. Und wenn er sich durch das Fehlen des kopulierenden Pfaffenwortes

und des standesamtlichen Eintrages die Lösung von seiner Pflicht erleichtern ließe, dann war er Elfridens und dieser Verbindung, die so unwillkürlich und naturrein begonnen war, unwürdig, dann war er vom ersten Tag an ein lächerlicher Tropf gewesen!

Wie kindisch wäre es ja ohnehin, das vorhandene Gut wie ein Spielzeug wegzuwerfen, sobald ein anderes lockt! Im Gegebenen das Widerstrebende bewältigen und zum Glücke gestalten, das innere, aus eigener Lebenstiefe quellende Glück die vorhandenen Lebensformen durchdringen und durchleuchten lassen, das ist die Kraft- und Kunstprobe des Lebens!

Entschlossen machte er sich endlich auf den Heimweg. Da aber sein Entschluß der ursprünglichen Gefühlsschnellkraft entbehrte, so fand er nicht so leicht eine zufriedenstellende Art, ihn auszuführen, hätte sich gerne vom Zufall helfen lassen und saß lange im Wäldchen und wartete, daß Elfride ihn überraschte und zum Reden zwänge.

Als er gegen Mittag ins Haus ging, vernahm er, daß Elfride sich längst wieder gelegt habe. Diese Verzögerung seines Planes schlug ihn nieder. Er betrat nicht einmal das Haus, er ließ sich das Essen ins Freie bringen und aß auf der Bank neben dem Brunnen, auf dessen Trog er Schüsseln und Teller stellte.

„Wie ein fechtender Kunde!“ murmelte er und mußte lachen.

Er aß wenig und schlenderte tief verdrossen wieder fort. In einem Café sah er die Blätter durch, stieß auf einen Artikel über die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Finanzlage der deutschen Kolonien, in den er sich vertiefte und dessen unerfreuliche Ergebnisse seinen Geist lange beschäftigten. Eine Neugier nach fremdländischen Dingen ward in ihm wach und ein Ärger darüber, daß er, so alt, nur erst in seinem Heimatländchen herumgehüpft war wie ein Irrwisch, der an seinen Sumpf gebannt ist.

Ob Elfride sich wohl in solch ein Kolonisten- und Pionierleben würde schicken können? Als Herrin sah er sie unverwirrbar und sicher Knechte und Mägde lenken, er sah sie im Steigbügel stehen, sah sie kaltblütig zur Flinte greifen und wehrhaft trotz jedem Manne den Hof verteidigen, ja, er sah sie in der letzten Verzweiflung und Rache ausarten und fürchterlich werden gleich jenen angelsächsischen Weibern am Ohio, gleich jener Wikingsfrau in Winland, — aber die Kühe melken, Rahm abschöpfen und Käslein machen, ein Kattunkleid um die stolzen Glieder, hochgeschürzt, mit einem Korb Wäsche zur Bleiche stapfen, bei dieser Vorstellung schüttelte er den Kopf.

Und Klara? Ja, wer kann wissen, was ihr am Ende möglich ist, diesem Flederwisch? Mit dem Gedanken an sie packte ihn wieder das eifersüchtige Verlangen, sie dem fremden Einflusse zu entreißen, zu behüten und zu lenken; aber wie er dessen inne ward, sagte er: „Quod non!" und stand auf. Es trieb ihn heim, auszuführen, was er mittags verfehlt hatte.

Er schritt sofort die Treppe hinauf und tat absichtlich einen Fehltritt, sodaß er mit großem Gepolter ein paar Stufen emporschoß. Er fluchte laut und trat rasch in das Wohnzimmer. Es war leer. Er wartete, ob Elfride, die den Lärm nicht überhört haben konnte, ihm nicht rufe; dann klopfte er, durch ihr Schweigen noch gereizt, an ihrer Tür und trat, da keine Antwort erfolgte, ein. Die Stube war aufgeräumt, die Gesuchte war nicht darin. Er schaute im Garten, im Wäldchen nach, er fragte nach ihr: ein Gärtnerbursche hatte sie vor geraumer Zeit fortgehen sehen.

Bestürzt und hastig, als gälte es ein Unheil zu verhüten, lief er wieder auf die Straße; aber nun wohin weiter? welchen Weg konnte sie genommen haben? Erschrocken dachte er einen Augenblick an die Bahn; aber dieser Gedanke brachte ihn auf, der Unmut über die wieder verfehlte Absicht kam hinzu, und er murmelte zornig blickend:

„Unsinn! Sie weicht mir aus, sie hat mich zum Narren. Wenn ich heimkomme, liegt sie im Bett, wenn ich fort bin, geht sie spazieren, gestern wie heut! Aber diesmal entgehst du mir nicht, diesmal faß ich dich, ma belle!" Und ahnend, daß sie ihren liebsten Spazierweg eingeschlagen habe, eilte er zur Stadt hinaus.

Elfride war in der Unruhe ihrer Ratlosigkeit von Hause weggelaufen. Im Vorbeistreifen an den Lilien war ihr wieder eingefallen, was sie am Vormittag hier gesagt hatte. Die Jahre her hatte sie fast so einer Lilie geglichen. Ihr bißchen Brotarbeit war wenig mehr als Sinekure gewesen. Jetzt sank ihr schwer ein Amt auf die Schultern, die zu eitel gewesen waren, sich mit wählendem, planenden Willen selbst eines aufzuladen. Nun hieß es, das leisten, was tausende wackerer Mädchen vermögen, und aus der Bewältigung des Irrtums Ehre gewinnen.

Hier bleiben konnte sie nicht. Aber wohin? Irgend ein Herz, das ihr verpflichtet war, besaß sie nicht. Hatte sie gelegentlich jemandem beigestanden, so war es mit der kühlen Selbstverständlichkeit geschehen, mit der man auf der Straße einem Strauchelnden die Hand reicht, ohne sich darum zu kümmern, ob man ihn vor einem zerschmetterten Schädel oder nur vor einem bestaubten Kleid behütet hat.

Herman hatte freilich die Beleidigung, daß sie jetzt seine Gastfreundschaft verschmähen wollte, nicht um sie verdient; aber sie konnte nicht bleiben. Lieber in einem Mutterhaus Zuflucht suchen, lieber all dem Unerträglichen dieser letzten Auskunft trotzen!

Sie war bei dem großen Eichbaum am Waldrand angekommen, unter dem sie so oft schon mit Herman Rast gemacht hatte, und ließ sich erschöpft nieder. Er bot noch Schatten gegen die hochstehende, brennende Sonne.

Elfridens Blick wanderte über die heiße, von gelbem Korn strotzende Ebene hinab, über den blauen Himmel, in die verschleierte Ferne. Sie berechnete ihr bißchen Habe, die Möglichkeiten der Ausführung ihres Vorhabens, die Gefahren der Zukunft und fühlte sich so unerfahren.

Und einmal von ungefähr ihren Weg zurückschauend, gewahrte sie in der Ferne einen Punkt, hielt ihn im Auge und dachte erschrocken an Herman. Und obschon sie nichts erkennen konnte, als daß der Punkt sich herbewege, blieb sie bei ihrer Vermutung, und als der Punkt hinter einer Wegbiegung verschwand, wartete sie ungeduldig, daß er wieder zum Vorschein käme. Aber warum war Herman nicht auf dem Bureau? Er suchte sie! Gewiß! Ein Spaziergänger läuft nicht so eilig durch die Sonnenglut.

Und bald erkannte sie seinen Gang, seinen Panamahut, seinen grauen Anzug. Gebannt schaute sie ihm entgegen. Sie hätte sich noch ungesehen in den Wald schlagen können — sie erwartete ihn. Warum suchte er sie? Nun war er genau erkennbar nahe und erblickte sie. Aufgeregt schwang er den Hut zum Gruße, sein blondes Haar leuchtete in der Sonne über dem verbrannten, geröteten Gesicht. Als er aber zu ihr trat, war er um das rechte Wort verlegen. Endlich fragte er vorwurfsvoll:

„Warum läufst du bei solcher Glut von Hause fort?!"

„Warum nicht?" Von seinem teilnehmenden Ton überrascht, sah sie ihn groß an.

Er fühlte einen Vorwurf in dieser Entgegnung und schwieg.

„Ich dachte, du wärst auf dem Bureau —" fuhr sie fort.

„Bureau —!" wiederholte er mit bitterem Lächeln und sie dachte, es müßte schlimm um ihn stehen, daß er dies Wort so aussprechen konnte. Nun schaute er sie fest an und fragte:

„Warum weichst du mir aus?"

„Weiche ich dir aus? Suchst du mich? Warum suchst du mich?"

„Warum —? Weil ich dich immer noch nicht ge-

funden habe! Seit du hier bei uns bist, suche ich dich, aber du willst dich nicht finden lassen."

Sie schaute sinnend an ihm vorbei: sollte sie seinen Gemütszustand der letzten Zeit dennoch verkannt haben?

„Und weil ich es so nicht mehr tragen kann, suche ich dich heut und komme ich jetzt. Weil ich nach Ruhe schmachte und nach friedlicher, sicherer Gegenwart, nach geraden Wegen und offenen verstehenden Blicken und unumwundenen Worten darum stehe ich jetzt hier. Ich bitte dich, mach ein Ende! Tust du es nicht deinetwegen und deines Kindes wegen, so tu es meinetwegen, wenn ich dir ein Bißchen wert bin, entscheide dich! eines Tages mußt du es ja doch. Du weißt nicht, wie viel du mir schenkst, wenn du es jetzt tust, statt erst später, statt erst morgen oder heut abend. Sage, daß du meine Frau werden willst!" Er hätte gerne die Hand hingestreckt, doch fürchtete er, sie wieder zurückziehen zu müssen; die Worte, die ihm so leicht kamen, dünkten ihn so blutlos.

„Ich —!" erwiderte sie und scheute sich, zu fragen, ob er nicht eine andere meinte.

Er antwortete nicht auf Ton und Sinn ihres Wortes und fuhr fort:

„Du kennst mich jetzt zur Genüge, du weißt, ob sich mit mir leben läßt und daß ich deinem Wesen, deinen Bedürfnissen und Neigungen so weit nachgebe, als es irgend

ein Mensch von irgend einem verschieden gearteten verlangen und annehmen kann."

Sie antwortete nicht.

„Wenn du es mir nicht gerne gönnst, daß du meine Frau wirst," drängte er, „so gönne es wenigstens dem Kinde!"

Daß er sich seines Teiles an dem Kinde bemächtigen wollte, das sie jetzt erst mit Schmerzen sich zu eigen gemacht hatte, erregte ihre Eifersucht, und sie sagte rauh:

„Was helfen dem Kinde Eltern, die es ungern sind!"

„— ungern sind?" wiederholte er völlig überrascht.

„Du liebst mich nicht, Herman!" Der Ton dieser Worte dünkte ihn mit einem Male so schmerzhaft ehrlich, ergeben und verzeihend, daß er sich qualvoll schämte, je an eine andere gedacht zu haben. Er suchte nach den innigen Worten, die ihm sein zwiespältiges Gefühl nicht hergab, und stammelte endlich:

„Ich liebte dich nicht —! Womit kann ich dirs noch beweisen? Würde ich sonst hier stehen! Setzt sich ein Mann alledem aus ohne Liebe? Weil dein Stolz und Eigensinn sich gegen das Geschehene und die Folgen sträubt, willst du es nicht gelten lassen, willst du es nicht fühlen!"

„Du kannst mich auch nicht mögen, wenn du mich

kennst!" Es war ihr zu kleinlich, ihn an seine Gefühls-verwirrung zu mahnen.

„Das lasse du meine Sorge sein!" erwiderte er gefaßter, als sei damit, daß sie sich selbst vorschützte, viel gewonnen.

Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihm ins Auge.

Nur kurz hielt er ihren Blick aus, dann schaute er nachdenklich zu Boden:

„Wie soll ich dirs beweisen? — — Sag, was meinst du, daß dem Mann das Liebste sei?"

„Sein Beruf!" erwiderte sie.

„Nun —" sagte er schwer atmend, „ich habe dir etwas verschwiegen, was du eigentlich an erster Stelle hättest wissen müssen; aber, wie es zwischen uns beiden lag, hatte ich Gründe zu schweigen. Jetzt in dieser Stunde ist es wohl meine Pflicht, dir zu sagen, daß ich meine Karriere aufgegeben habe."

„— aufgegeben? — weshalb?" fragte sie tonlos und in einer Ahnung leise zitternd.

„Man verdachte mir meine häuslichen Verhältnisse und stellte mich vor die Wahl, und ich wählte naturgemäß."

Bleich, empörten Blickes stand sie auf, mußte sich aber wieder setzen. Erst nach einer Weile rief sie:

„Das nennst du einen Liebesbeweis! Bürdest mir,

ohne mich zu fragen, eine Verantwortung auf, die deine Frau nicht würde tragen können, viel weniger ich, die nicht deine Frau ist und nicht sein will und nicht sein kann!"

„Nein, ich tat es, weil es selbstverständlich war; aber es konnte nur als Gefühlssache selbstverständlich sein."

Heftig schüttelte sie den Kopf, ohne zu antworten; sie fühlte, daß er auch heute davon schweigen würde, wenn er sie liebte.

Er empfand, daß er fehlgegangen sei, und sagte eifrig:

„Das darf dich nicht im mindesten beschweren! Magst du dich dazu stellen, wie du willst —, mag jetzt oder später aus meiner damaligen Entscheidung folgen, was will, ich werde sie nie bedauern können, ich werde mir nie vorreden oder vorreden lassen, daß es anders hätte gehen können. Und wenn weit mehr als meine Laufbahn auf dem Spiel gewesen wäre, ich würde anderen, die unsere Beziehungen nur an armseligen Anschauungen messen, nie das geringste Zugeständnis haben machen können. Was ich rein und natürlich empfunden habe, muß natürlich und rein bleiben allen Mißverständnissen und wirren Folgen zum Trotz. Wenn von einem Glockenklang eine Lawine ins Rollen kommt und ein Dorf verschüttet, — der Glockenklang war doch schön und rein! —

So wichtig der Beruf ist, das Wichtigste ist der Mann selbst. Hab ich keinen Beruf in mir, so kann mir auch der Staat ihn nicht geben, sondern höchstens Beschäftigung; hab ich ihn in mir, so wird er trotz Staat und Entlassung seinen Kreis finden. Das Lächerlichste ist die Angst vor dem Leben. Heutzutage wird sie gezüchtet mit all den Lebensstellungen und Versorgungen. Vielleicht ist der Staat auch auf diese Angst ebensosehr angewiesen wie die Kirche. Aber du hast sie nicht und mir darfst du sie auch nicht zumuten wollen. Ich habe einfach getan, was mir anständig war, was ich nicht lassen konnte." Er sah zu Boden und vermochte nicht, seine Bitte zu wiederholen.

Elfride schwieg und rührte sich nicht. Gewiß, so war es! Und sie empfand, was er trotzdem ihr zu Ehren getan hatte, reiner von Selbstsucht seinem Mannesstolz entflossen, als der Fall war, und sie erschauerte vor Scham im Gedanken an ihre kleinliche Selbstsucht, an ihre Unnatur und Feigheit. Hätte er nie nach einer anderen ausgeschaut, hätte sie nie auf anderes gedacht und gewartet als ihm in die Arme zu sinken, sie hätte ihm nun doch nicht folgen können, sie so klein, so nichtswürdig ihm, der so ruhig und stolz jede neue Last wie eine Waffe und Trophäe sich aufzuladen schien.

Warum konnte sie nicht einfach zu ihm sagen: „Du

willst die Klara! verschone mich!?„ Sie warf einen raschen, ratlosen Blick auf ihn; er wandte ihr das Auge zu und bat:

„Elfride!"

O welch ein Verrat, wenn sie sich ihm zum Weibe gäbe!

„Nie!" fing sie rauh an. „Ich bin dir nicht Geliebte, bin deinem Kinde nicht Mutter, — du kennst mich nicht. Die Tage im Herbst waren mir nichts als ein überraschendes Erlebnis meiner neugierigen Selbstsicherheit. Diese Liebe war mir ein Abenteuer, ein Becher Wein, ein Übermut, der wie ein Feuerwerk die Nacht beleuchten mochte, aber auch so verknistern sollte. In dem Weine war Gift. Diese Mutterschaft ist mir lächerlich, verhaßt, ein Greuel der Natur. Ich habe das Kind nicht empfangen und soll es gebären! Mich wundert, daß ich es trage, daß ich noch lebe. Mich wollte ich vom Leben, das bißchen Schönheit und Freude, das ich im Leben sehe und finde, mir retten oder rauben, pflegen und mir schmecken lassen und weiter nichts. Nicht alles Blöde, Widrige auf meine Schultern nehmen und schleppen, bis mein Atem bricht! Ein Ekel ist mir Kind, Mann, Liebe, Ehe, alles! Was kommst du mir damit! Was willst du von mir!"

Herman hatte ihr erschrocken zugehört und, als sie nun schwieg, betrachtete er sie kummervoll. Sie saß

erschöpft an den Stamm gelehnt, das Gesicht ein wenig abseits geneigt, das eben noch blauflammende Auge so gesenkt, daß die langen schwarzen Wimpern die weißen Wangen beschatteten.

Sie fühlte sein Auge, sie hatte den brennenden Wunsch, noch hinzuzufügen: bis vorgestern habe sie so gefühlt und gedacht, und wenn sie auch nicht seine Frau werden könne, so sehne sie sich nun doch von ganzem Herzen nach dem Kinde und wolle ihm die beste Mutter werden! Aber als sei es eine Unwahrheit, scheute sie sich, das auszusprechen, was erst zwei Tage Wahrheit war.

Endlich schüttelte Herman schwach den Kopf, setzte sich neben sie nieder und sagte:

„Was ich von dir will, ist nur, daß du mir meine Torheit, meine unsinnige Quälerei verzeihst!" dabei ergriff er ihre Hand, die auf dem hochatmenden Schoße in der andern lag, küßte sie sanft und strich zärtlich mit seiner Hand darüber.

Da ward sie inne, daß er ihre Rede nicht ernst nahm, sondern etwa wie die Worte einer Fiebernden, und indem sie dies als unmittelbare Regung einer gütigen Natur empfand, durchglühte sie eine so dankbare Freude, daß sie unwillkürlich seine Hand heftig drückte. Dann ließ sie rasch los. Mit der Linken unterstützte sie den

rechten Ellenbogen, mit der Rechten die geneigte Schläfe und blieb mit geschlossenen Augen sitzen. Sie war erschöpft und fand Ruhe in dem Gedanken, daß sie sich nun von Herman gelöst habe und nur noch, um den Abschied zu rüsten, mit ihm heimkehren werde.

Er saß zu ihrer Linken und betrachtete ihr müdes, ernstes Gesicht, das nur durch seine Blässe die Erregung verriet, und er wagte nicht, sie zu stören. Er war voll Mitleiden und warf sich jeden Widerstand, jedes schroffe Wort der vergangenen Monate vor.

„Wer will behaupten, ich liebte sie nicht!“ dachte er. „Alles in der Welt darf Kraft, Mühe, Ausdauer, Kunst kosten, nur die Liebe und ihr Bestand sollte uns mühelos zuteil werden — wie töricht!“

Und er sah, wie die Sonne sinkend unter den Schirm des Baumes drang und allmählich ihren Glanz über Elfridens Gestalt emporschob, zu den Knien, über den immer noch stark atmenden Leib, zu dem vom Kleide freigelassenen Hals, an dessen weißer Rundung sich in raschem Takt eine Ader kaum merklich hob und senkte; da sagte er:

„Elfride, willst du nicht in den Schatten? es wird dir zu heiß werden„.

„Die Sonne tut mir wohl, ich bin müde“, antwortete sie, die Augen öffnend und auf den Goldschein der Kornebene hinabschauend. Ihr Blick traf gerade auf einen

Schnitter, der seine Gasse durch die hohe Frucht hieb, und auf ein Weib, das hinter ihm drein die Garben sammelte. Und umherschauend fand sie nun, verwundert, es bisher übersehen zu haben, da und dort die Leute rüstig schneiden, sammeln, aufladen; und die Wagen standen wie Spielzeug auf den frischen Stoppeln. Und es ward ihr, als hörte sie den gezwungenen, gleichmäßigen Schritt des Schnitters, das Knirschen der schneidenden Sense, das Rauschen der sinkenden Halme, und als röche sie den warmen Duft des beladenen Kornwagens. Sie tat die Augen wieder zu.

„So strecke dich aus und versuche zu schlafen!" rief Herman.

„Das kann ich nicht. Schlafen war nie meine Stärke."

„Dann komm, wir wollen nach Hause!"

Sie schüttelte nur langsam den Kopf.

Sie blieben. Herman legte sich in den Schatten und wartete geduldig.

Nach langer Zeit richtete Elfride sich auf, mit prüfendem, fast befremdetem Blicke betrachtete sie die abendsonnige Landschaft und stand schwerfällig auf. Er trat zu ihr, sie schaute ihn nicht an, und wortlos machten sie sich auf den Heimweg. Sie ging so langsam und unsicher und mußte oft atemholend stehen bleiben, als machte sie

nach einer Krankheit den ersten Ausgang; nachdem sie geführt zu werden, abgelehnt hatte, zog Herman einfach ihren Arm in den seinigen und hielt ihn fest. Und unwillkürlich stützte sie sich schwer auf ihn.

Zu Hause zwang sie sich, Herman bei Tische Gesellschaft zu leisten. Er beschränkte sich darum auf das Mindeste, stand dann sofort vom Tisch auf und sagte, ihr die Hand reichend:

„Du wirst nun doch gleich schlafen gehen; schlaf wohl und erhole dich!"

Sie schaute ihn mit großen Augen an, indem sie seine Hand drückte.

„Gute Nacht!" sagte sie mit zitterndem Munde und ihre Wimpern blinzelten.

So wenig ihm Elfridens Gemütszustand klar war, so wenig er auch aus der Verwirrung hinauszuschauen vermochte, so war Herman doch ruhig geworden. Seine eigene Not war ihm zurückgetreten, da er um eine andere sorgen und zur Hilfe bereit sein durfte. Er ging das Mögliche überdenkend seinen gewohnten Gartenweg auf und ab, als Klara kam. Auf ihre Frage nach Elfriden erzählte er ihr ohne Bedenken, er habe ihr durch ein unangebrachtes Gespräch eine Aufregung verursacht und sie habe sich nun zu Bette begeben. Da brach Klara in plötzlicher Erbitterung los: sie wundere sich schon lange,

daß Elfride sein stetes Anderswollen und Besserwissen so ertrage.

„Statt daß du glücklich bist, Elfride dazuhaben, plagst du sie, statt daß du ihr die Hände unter die Füße legst! Ich muß bei ihr immer an die Prinzessin im Märchen denken, die im Köhlerhaus wohnen und arbeiten muß, bis ihre Zeit um ist und sie mit aller Pracht und Ehre abgeholt wird! Schäme dich doch! Aber du bist ein Erzphilister; was nicht ganz nach deinem Schnitt ist, das darf nicht gelten. Und gar noch in solcher Zeit zu kommen und sie mit deinen einfältigen Schulmeistereien und steifleinenen Prinzipien zu quälen, — das ist ja Roheit!“

Er antwortete nichts.

„Ich gehe hinauf zu ihr,“ sagte Klara.

Er faßte sie am Arm und sprach:

„Rede aber droben nicht so dumm wie eben!“ und ging seines Weges.

Sie blieb lange oben. Als Herman sie heimbrachte, war sie einsilbig, erzählte auf seine Frage hin, Elfride schlafe nicht, und bat ihn, daß er sie im Notfalle sofort benachrichtige.

Herman erwachte am anderen Morgen von dem Gepolter der eiligen Schritte, mit denen Frau Feinäugle die Treppe hinabstieg, nach kurzem wieder emporkam

und in Elfridens Zimmer trat. Er machte sich rasch fertig und fand, auf den Flur tretend, Elfridens Schlafzimmertür und Fenster, wie um Durchzug zu schaffen, weit offen. Frau Feinäugle kam heraus und sagte, Elfride sei krank.

Er ging in ihr Zimmer und fand sie elend aussehend halb aufrecht in den Kissen. Nach kurzem Gruße senkte sie den Blick; sie dachte, nun bin ich gefesselt und kann wieder nicht fort! Es nimmt kein Ende.

Er trat zu ihr in die Tiefe des Zimmers, fand die Luft schwül duftend und fragte:

„Was riecht da?"

„Eben die Lilien!" antwortete sie und machte schwer die Augen zu. „Ich konnte kaum zu mir kommen, so war ich betäubt."

„Hast du das Fenster offen gelassen?" fragte er heftig.

Sie erschrak bei diesem Ton und bejahte befangen.

„Ich habe dich doch gewarnt, in diesen Nächten das Fenster aufzulassen!" sagte er. „Ich habe es ja auch einmal durchgemacht."

„Ich vergaß es; aber in der vorigen Nacht auch schon und es tat nichts," erwiderte sie schwach mit geschlossenem Auge.

„Mir kam es damals auch so vor, als ob der Duft

nur in einer Nacht so übel wirke, vielleicht gerade nur im üppigsten Stadium der Blüte. Diese Unschuldslilien! Du solltest es verschlafen; ich wenigstens habe mich so kuriert."

Sie nickte bloß. Sie war so erregt, daß sie in ihrer Schwäche zitterte. Ihr Kopf neigte sich auf die Seite.

Er ging hinaus und setzte sich mit einem Buche in den Garten. Als er nach geraumer Zeit Frau Feinäugle fragte, ob Elfride schlafe, erfuhr er, daß sie seit der Betäubung immer wieder von Übelkeit und Erbrechen gequält werde.

Nun suchte er einen befreundeten Arzt auf, mußte aber einige Zeit warten, bis jener heimkam. Nachdem der Doktor Bericht erhalten hatte, meinte er, man müsse sich immerhin auf eine Frühgeburt gefaßt machen, steckte das Nötige zu sich und begleitete Herman. Aber ehe sie draußen ankamen, hatte schon eine Nachbarin zur Hebamme laufen müssen.

Als ihr der Arzt gemeldet wurde, wies Elfride seinen Beistand zurück. Er begnügte sich, die Hebamme zur Besprechung zu rufen und dann drüben in Hermans Zimmer für den Notfall zu warten. Nach anfänglicher Spannung kamen die beiden Kameraden doch in ein dauerhaftes Gespräch und wurden von Frau Feinäugle mit der Botschaft, es sei ein Büblein da, gänzlich überrascht.

Sie gingen hinüber ins Wohnzimmer, wohin die Hebamme das Würmlein brachte. Der Arzt betrachtete es bedenklich, zuckte die Achseln und gab seine Anweisungen. Er wusch es selber mit leichter, behutsamer Hand, um dem Freunde den Anblick der gewohnheitsmäßigen Hantierung der Hebamme zu sparen, wickelte es in Watte und packte es warm in den zu einem Bettchen umgeschaffenen Wäschekorb. Da er bei Elfriden nicht nötig schien, ging er.

Nach und nach ward es still in der Wochenstube, die Hebamme erklärte noch, wie in möglichen Fällen zu verfahren sei, und ging ihrer Kundschaft nach, Frau Feinäugle wandte sich zu ihrer Arbeit, Herman blieb allein im verdunkelten Wohnzimmer sitzen, betrachtete ab und zu das schlafende Kindlein und horchte nach Elfriden, die er gerne gesehen hätte, die aber, tief verekelt durch die Geburt, allein zu sein gewünscht hatte. Nachdem sie mit Anspannung der letzten Willenskraft Alles ohne einen Laut überstanden hatte, lag sie nun durch die verschiedenen Anstürme dieser Tage gebrochen da und ersehnte den Schlaf, der nicht kam.

Nachmittags, da die Hebamme wieder dagewesen war und das ihrige getan hatte, rief Elfride Hermans Namen und bat ihn, ihr das Knäblein zu zeigen. Die Hebamme hatte es ihr verweigert; und sie schmachtete

nun doch im Gefühl einer grenzenlosen Erniedrigung so heiß nach diesem einzigen Troste!

Herman hatte die Weisung, es ihr noch nicht zu zeigen, und sagte:

„Ich kann es dir nicht bringen, es schläft; auch sollst du dich nicht aufregen.“

„Nicht aufregen —!“ wiederholte sie mit einem Seufzer des Überdrusses. Nach einer Pause fragte sie:

„Wie ist es denn? wie sieht es aus?“

„Ich glaube, er schlägt in meine Rasse, ist also ein Adonis!“ antwortete Herman.

Sie schwieg.

Nicht lange darauf bat sie:

„Herman, möchtest du mir einen Schluck Wasser holen? aber recht frisch? ich verschmachte.“

„Im Augenblick!“ sprach er und ging.

Da stieg sie aus dem Bett, wankte ins Nebenzimmer, betrachtete das Kleine, trug den Korb mit bebenden Armen neben ihr Bett und lag, als Herman kam, wieder wie vorher. Er blieb entsetzt stehen. Sie lachte ihn mit strahlenden Augen an und sagte mit dem Finger drohend:

„Herman, denke daran, daß ich mich nicht aufregen soll!“

„Hätt ich ihn dir doch gegeben!“ erwiderte er, den Kopf schüttelnd. „Wenn man zu harmlos ist für euere

Ränke, so ist schon das Beste, man tut Euch den Willen."

„So recht! dann stelle mir den Korb auf zwei Stühle, damit ich bequemer sehen kann! Mache dir übrigens keine Vorwürfe; das Kind zu sehen, beruhigt mich!"

Bald kam auch Klara, die von der schon im Garten vernommenen Überraschung und dem glücklichen Verlauf des Unfalles so erregt war, daß ihr die Tränen aus den Augen tropften, als sie Elfriden küßte.

„Klara, hier darf nur gelächelt werden! alle Rührung ist vom Übel," mahnte Herman.

„Soll ich auch dazu lächeln", fragte sie, „daß man mir nichts sagen ließ? Wie gerne wäre ich über Mittag gekommen!"

„Auch dazu!" entgegnete er. „Obschon dich die nötige Seelengröße schwer ankommen wird bei dem Gedanken, daß es die Bemühung um einen vorwitzigen jungen Herrn war, die uns unsere Pflicht und Schuldigkeit gegen dich ganz und gar vergessen ließ."

„Also!" sagte sie, „du sprichst mit soviel Großvaterwürde, daß ich schon mit der Nachsicht einer alten Tante reagieren muß." Sie betrachtete das kleine Geschöpf mit freudiger Neugier.

Als schließlich Elfride doch einschlief, ging Klara

wieder heim, um bei Zeit ins Bett zu kommen und morgens vor der Arbeit noch nachsehen zu können.

Und wirklich war sie schon vor fünf Uhr früh wieder da, nötigte Herman, der eine ruhelose Nacht auf dem Sofa zugebracht hatte, zu Bette zu gehen, und hatte, als ihre Geschäftsstunde nahte, einen schweren Kampf zu bestehen: wäre ihr das Lügen leichter geworden, so würde sie hier geblieben sein und sich krank gemeldet haben. Aber mittags war sie wieder da und abends und so weiterhin.

Die Pflege des Kindleins, an dessen Lebensfähigkeit der Arzt von vornherein zweifelte, erforderte doppelte Aufmerksamkeit; Elfridens Schwäche aber nahm infolge anhaltender Schlaflosigkeit und, wenn auch nicht starker Fieberanfälle zu und erregte Sorge. Sie konnte sich noch nicht darein ergeben, daß sie nun hier zurückgehalten war und bleiben, daß sie ohnmächtig auf dem Lager aushalten mußte, das ihr von verschmähter und mißbrauchter Liebe und Güte bereitet war. Statt fern, an unbekanntem Ort den Beistand ihrer schweren Stunde zu verdienen, zu erzwingen, mußte sie hier wie ein Götze Dienst, Liebe, Huldigung annehmen, ja, sie mußte sogar für die Pflege, mit der man ihren Stolz marterte, wider Willen mit Worten und Blicken danken, mit Blicken, an denen alle, Herman und Klara so gut wie Frau Fein-

äugle und die Hebamme, sich wie an seltenen Sonnen-strahlen zu wärmen und zu laben schienen! Wie brachte sie es nur fertig, mit freundlichen Blicken zu danken!

So lag sie Tage und Nächte lang und sah die ver-flossenen Wochen und Monate wie anklagende Opfer ihres Irrtums herumstehen in unentrinnbarem Kreis. Und wenn sie die Wallungen des Fiebers über sich kommen fühlte, so bot sie sich dar wie einem Bad und hoffte in ihnen Bewußtlosigkeit und Ruhe zu finden. Aber das Fieber war auch nur gleichsam ein aus ihr selbst, ihrem Herzen und Hirn aufgereizt strafender Wille, der diesen eitlen, nutzlosen Leib packte und schüttelte, ihn heiß und kalt machte und den aufgerüttelten wiederum der Selbstbetrachtung hinwarf.

Eines Mittags erwachte sie langsam und hörte das Kind im Nebenzimmer wimmern. Sie schaute um sich und erblickte auf dem Tisch einen Strauß von Wiesen-blumen und Gräsern, deren zarte, stille Reize sie besonders liebte und der Pracht der Gartenblumen vorzog. Sie schüttelte gerührt lächelnd den Kopf, indem sie auf das gleichmäßige, schwache Schreien des Kindes horchte. Sie räusperte sich. Sofort öffnete Herman die Tür und Klara rief:

„Wir kommen! wir haben es nur herausgeholt, damit es dich nicht stört.“

Sie brachte das Kind, legte es neben die Kranke aufs Bett und deckte es auf:

„Ist es nicht goldig?!“ sagte sie. „Schau nur die Fingerlein und Ärmlein, wie fein und rund!“

Elfride betrachtete es mit mütterlicher Wonne, obschon sie das klägliche, noch mit einem Flaum überzogene Tierlein durchaus nicht goldig fand. Um so unmittelbarer empfand sie aber in Klaras Worten deren Liebe und, als sie aufschauend ihre und Hermans herzlich freudige Blicke sah, da stürzten ihr plötzlich die Tränen aus den Augen, sie sank zurück und überließ sich heftigem Weinen. Sind sie schön! Sind die beiden schön! klang es in ihr.

„Siehst Du?“ sprach Klara zu dem Kind, „das Mutterle will dich nicht so allein weinen lassen, du Tunichtgut! Die Mütter nehmen immer Partei für die Herren Söhne, das gehört sich so. Nun wollen wir dir doch schnell den Willen tun, damit die arme Seele Ruhe hat! Tapferle, tapferle!“ Sie zog einen Stuhl herbei, nahm das Kleine auf den Schoß und packte es ein. „Und wie der Bursch schon das Trinken versteht!“ fuhr sie fort. „Immer nur einen halben Schluck wie ein alter Weinschmecker.“

Als dann das Kind besorgt war, streckte Elfride, immer noch in stillen Tränen, Klara und Herman ihre

Hände entgegen, drückte ihnen heftig die ihrigen und drehte sich ab.

So gleichmäßig ihr all die Tage her diese Liebe begegnet war, nun zum ersten Male wurde Elfride so getroffen, daß sie dieselbe rein und, ohne sich zu sträuben, empfinden konnte. Es war nichts besonderes geschehen, nur die Gunst des Augenblickes ließ es besonders wirken, und Elfride konnte in schmelzendem Gefühle den beiden unbedrückt und von Herzen ins Auge schauen. Nun auf einmal erkannte sie, daß die hingebende Pflege, die sie erfuhr, den anderen nicht eine Pflicht, nicht ein Opfer des Mitleids sei, sondern die freudige Äußerung liebender, gütiger Kraft, wie ein Lied aus dem Herzen der Lebensfreude steigt, weil sie sich Luft machen muß.

Wodurch hätte sie auch einen Liebesdienst verdient! Was man an ihr schätzen mochte, war Schein, allenfalls noch Fähigkeit, schlummernde Möglichkeit, keine Betätigung, keine erfreuende, spendende Arbeit!

Außer sich Trost und Halt zu suchen, war nicht ihre Art. Aber was für einen Wert hatte sie, wenn auch nur für sich, in ihr Leben gepflanzt, an dem sie sich freuen und stärken könnte? Sie hatte ihr Leben gefristet, nicht durch befriedigende Arbeit sondern in kaltem, engherzigen Tauschgeschäft ein paar Stunden gleichgültigen Tuns gegen das nötige Geld hingebend. Sie hatte ihre freie

Zeit mit nicht alltäglichem Genuß erfüllt, aber auch hierin nur empfangend, von der Natur, von der Kunst Geschenke nehmend. Nie tätig, nie schenkend, nie verschwendend! Wie eitel, wesenlos stand sie vor sich! Indem sie Glück und Frieden in kühler Eingezogenheit auf sich selbst erhoffte, kein Wunder, daß die erste blutheiße Lebenswelle sie umgeworfen und dahin getragen hatte, wo sie jetzt lag, zerschlagen, beschämt, jede Güte als Qual empfindend! Nicht einmal ihr gesunderhaltener, wohlgestalteter Leib, den sie so stolz bewegt hatte, war der Rede wert! Seine Kraft hatte nicht ausgereicht, das Kind allen Anfechtungen zum Trotz bis zur natürlichen Reife auszutragen, und die Pracht ihrer Brüste versagte dem Würmlein die mütterliche Nahrung.

Wie viel brennender und tiefer auch diese Schmerzen eindrangen als der Kummer der vorigen Tage, sie fanden ihre Linderung in Elfridens Vertrauen auf sich selbst, auf die Kraft ihrer Erkenntnis und auf ihren Willen. Mit eifersüchtiger Teilnahme fing sie nun alles zu verfolgen an, was um sie her geschah, und tat in Gedanken alles mit; ihr Herz suchte in alle Motive und Absichten der anderen einzudringen, um der Scham zu entgehen, es selbst hätte eine Regung fremder Güte nicht verstanden, nicht gefühlt! Und voller Sehnsucht erwartete sie den Tag, wo sie aufstehen, die Sorge für das Kleine selbst

übernehmen und den anderen sich dankbar erweisen könnte.

Von Stund an fühlte sie sich im Herzen weich und jung und frisch. Und wenn ihr Klara oder Herman das Kind auf einige Augenblicke reichten, damit sie es, während umgebettet wurde, warm hielte, mußte sie sich Gewalt antun, um es nicht heftig an die Brust, an das Gesicht zu pressen, so inbrünstig empfand sie es als Talisman, den ihr das Schicksal auf ihren weiteren Weg mitgab.

Von da an erholte sie sich.

Als Klara etliche Tage später abends im Garten ankam, traf sie Herman auf und abgehend. Beim Gruße sah er ihr seltsam fest in die Augen, als wollte er etwas sagen oder fragen.

Sie wandte den Blick ab und fragte:

„Wie geht's? Schlafen sie?"

Er nickte kurz, drehte sich um und ging mit ihr den Weg hin. Nach einer Weile fragte er:

„Was gibt's? Was ist los?"

„Wieso?" erwiderte sie betreten.

„Deine Augen sind so grün und so blank: hat dich eins geärgert oder hast du etwas Heroisches vor?"

„Mohrenelement!" rief sie. „Muß man sich denn auch alles ansehen lassen!"

Er zuckte die Achseln.

Sie erzählte, sie habe im Geschäft ein Versehen gemacht. Herr Kühner sei zufällig darüber gekommen, habe ihr das Buch hingeworfen und einen Lärm gemacht, als ob sie noch nie eine richtige Zeile geschrieben hätte. Auch habe er sich vor fünf Tagen, als sie einmal zu spät kam, so kleinlich nachrechnerisch benommen, als ob ein anständiger Mensch nicht ganz von selbst ein Versäumnis wieder einzubringen suche! Das habe sie schon empört; heute aber habe sie einfach ihre Stelle aufgekündigt.

Herman hörte ruhig zu und sagte:

„Nun, du hast diese Stelle gefunden, du wirst auch wieder eine finden!“ und fing an, die Möglichkeiten und Wege dazu durchzusprechen. Als dann Klara ins Haus wollte, um nachzusehen, faßte er die Weggehende am Arm und sagte:

„Aber Ruhe!“

Die klanglosen Worte erschreckten sie, herumfahrend und mit großen Augen schauend, rief sie:

„Was ist?“

Er nickte nur schwer und biß die Zähne aufeinander.

„Das Bubi?“ flüsterte sie.

Er nickte und sah zu Boden.

„Warum sagst du das jetzt erst!“ sprach sie und die Tränen flossen.

Er zuckte die Achseln und ging fort.

Als sie hinaufkam, fand sie Elfriden, die über Mittag aufgewesen war, wieder im Bett, aufrecht in den Kissen sitzend. Das Bettchen des entschlafenen Kindes stand wie sonst vor ihr auf zwei Stühlen. Klara küßte sie und sank ihr aufschluchzend an die Brust. Elfride schlang den Arm um sie und drückte sie an sich, schaute aber trockenen Auges starr in die Helle des Fensters.

Sie hatte sich schon in den letzten Tagen nicht verhehlt, daß das arme Kleine, das kaum Nahrung nahm und fast nur von dem bißchen mitgebrachter Lebenskraft zehrte, sie wieder allein lassen würde. „Verdient hab ich ja auch nicht, daß es bleibt!" murmelte sie manchmal, wenn sie meinte, ihr einziges Lebenslicht in diesem verglimmenden Fünklein sehen zu müssen. Nun war es erloschen. Das einzige Wesen, dem sie sich unbedingt hätte hingeben können, war ihr genommen, und der kaum erschienene Weg in die Zukunft hinein schien wie im Traumbild wieder verwischt. Aber nicht einen Augenblick war ihr mit dem Kinde auch die Zuversicht verschwunden.

Von Herman und Klara trennte sie ihr Bewußtsein und Schamgefühl: unwert aller Liebe und Hingabe, die sie genossen, würde sie es nicht vermögen, in der Gemeinschaft weiterzuleben. Und dann suchte sie auch einen harten, steilen Weg, der alle Seelen- und Geistes-

kräfte wecken und verzehren müßte! Sie brauchte ein Ziel, das die Richtung ihres Lebensweges dem Zufall enthob und ein für allemal bestimmte, eine Tätigkeit, die als das freie Spiel wesenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begriff. Gleich in der Stille, die der Tod ins Haus und in ihr Herz brachte, begann sie zu suchen. Lange suchte sie im Leeren herum. Ehe sie zu bauen anfing, ein neues Fundament mit den alten Steinen, mußte sie das Haus fertig im Geiste vor sich sehen.

Der Besuch des Arztes, der am anderen Morgen das Tote zu sehen kam, brachte ihr Klarheit. Er sah Elfriden, die verweigert hatte, sich von ihm behandeln zu lassen, verwundert an, und wie sie jetzt, auf dem Sofa sitzend, seinen skeptischen Blick auffing, wußte sie unmittelbar, was sie wollte.

Sie mußte ihr Leben fristen und sich zum Abiturienten-examen vorbereiten, mußte das Leben fristen und fünf Jahre studieren, — schwer!

Sie atmete auf. Jetzt fühlte sie sich ihres Lebens sicher.

Achtes Kapitel

Am folgenden Sonntagnachmittag erwachte Klara, als die Sonne durch die abziehenden Wolken drang und aus zwei Fenstern der beleuchteten gegenüberliegenden Häuserreihe grellen Spiegelglanz ins Zimmer herüberwarf. Seit dem Tode des Kindleins war sie abgespannt und schlafbedürftig und hatte sich auch heute nach Tisch aufs Bett gestreckt. Sie schloß die Augen wieder und überlegte, wie sie sich den Nachmittag vertreiben könnte. Zu Herman und Elfriden zu gehen, verlockte sie nicht: Herman arbeitete jetzt meistens wie ein Gärtnerbursche in den Beeten mit; leistete er aber einmal Gesellschaft, so sprach er kaum oder nahm gar ein Buch vor. Elfride saß still nachdenklich und sah ins Grüne. Ob sie an ihr Kind dachte oder wirklich an gar nichts, wie sie vorgab, war nicht festzustellen; jedenfalls ging sie auf nichts recht ein und verteidigte sich mit dem Vorrecht der Genesenden, müd und dämmerig und langweilig zu sein. Klara dagegen sehnte sich nach herz-

lichem Gefühlsaustausch, nach jemand, mit dem sie immer wieder von dem gestorbenen Knäblein reden könnte, und daß die andern beiden diesem Verlangen auswichen, verübelte sie ihnen. Das kleine Wesen hatte ihr vom ersten Tag an alles ersetzt, was ihr fehlte. Die kurze Zeit dieser Pflege war die zufriedenste gewesen, deren sie sich seit Jahren entsinnen konnte, und sie sehnte sich ohne Ende danach, das Kindlein nur noch einmal hin- und hertragen und sacht an sich drücken zu können, es auf den warmen, sammetweichen Kopf, auf die zierlichen Fingerlein zu küssen. Jetzt fühlte sie eine nie gekannte Leere und Verlassenheit und machte sich immer wieder einen Vorwurf daraus, daß sie nicht beizeit kurzer Hand ihre Stelle verlassen und sich ganz und gar der Pflege hingegeben hatte; vielleicht wäre das Kind doch zu retten gewesen.

Und nun mußte sie ihre Stelle ja doch bald verlassen. Wie ihr vor dem Suchen einer neuen graute, vor diesem Bittstellertum; denn anders empfand sie es noch nicht.

Um sich zu vergessen, hatte sie mit Hast den während der Pflegezeit vernachlässigten Verkehr mit den Bekannten wieder aufgesucht; aber mitten in erregter Lustigkeit war ihr oft plötzlich, als hörte sie das quäkende Schreien des Säuglings, als spürte sie seine leichten, zarten Gliederlein in den Händen, als müßte sie das zerbrechliche

Körperchen liebkosend an ihre Wange halten, und dann kostete es sie Mühe, nicht laut aufzuweinen. In solcher Anwandlung hatte sie am Vormittag die andern, mit denen sie sich lange im Stadtgarten belustigt hatte, verlassen und beschlossen, sie eine Zeit lang zu meiden. Es war doch abscheulich, den Schmerz in Vergnügen zu ersticken.

Jetzt aber auf dem Bette liegend war sie wieder dem Wunsche nach lauter, fideler Gesellschaft nahe.

Plötzlich sprang sie auf und an den Tisch, legte ein Blatt Papier auf, griff zum Bleistift und begann zu zeichnen: das Kind war ihr, wie sie es immer schlafend liegen gesehen, so klar und scharf vor Augen, daß sie es endlich zu treffen glaubte. Ein paar Mal hielt sie ein und schloß die Augen, um sich das Bild aufs neue hervorzurufen, doch kam es immer blässer, und als sie schließlich die neue Zeichnung mit früheren Versuchen verglich, deren ein halbes Dutzend schon in ihrer Mappe lag, da war es nicht viel besser. Gleichwohl arbeitete sie daran weiter, zeichnete so gut es ging, das Köpfchen auf dem Kissen durch und versuchte sogar eine Umrahmung, brachte aber keine zustande. In ihrem Skizzenbuch blätternd, ob sich nichts Geeignetes vorfände, stieß sie auf jene Skizze des Löwenzahnschattens und mühte sich nun lange ab, daraus etwas zu machen; aber das

Abbild der Natur wollte sich nicht zum Ornamente fügen. Entmutigt warf sie das Blei hin und betrachtete das Köpfchen. Seltsam, wie stark hier die Ähnlichkeit mit Herman hervortrat! Sie verglich die andern Versuche, die größtenteils dieselbe Ähnlichkeit aufwiesen, viel stärker, als sie in Wirklichkeit aufgefallen war. Unwillkürlich nahm sie wieder das Blei und versuchte, Hermans Kopf festzuhalten. Es gelang nicht.

„Keine Schule!" seufzte sie. „Nichts gelernt, nur geposselt! Es war alles gleich zu langweilig." In dem fing sie an, das vor ihr stehende Tintenfaß, einen Kristallwürfel mit Messingdeckel abzuzeichnen, und bemühte sich besonders, den vielfachen Wechsel des Lichtes aufs Genaueste abzuschattieren. Das gelang leidlich und so fuhr sie noch geraume Zeit fort, einfache Gegenstände wiederzugeben, empfand ein seltenes Behagen an dieser bescheidenen Kunstübung und vergaß darüber alles. Als sie endlich aufhörte, nahm sie sich vor, häufiger eine freie Stunde auf diese Weise auszufüllen, und machte sich in zufriedener Stimmung fertig, um Elfriden und Herman zu besuchen.

Kaum war sie einige hundert Schritte gegangen, da erkannten ihre Falkenaugen in der Ferne den Studiosus Eugen Gabler, der mit einem andern Jüngling langsam einherschlenderte.

„Wenn du bei den Weibern ankommen willst," belehrte er gerade den Begleiter, „so mußt du es ganz anders anfangen! Du willst immer gescheite Dinge vorbringen, das kann man ja gar nicht, ist ihnen auch viel zu langweilig. Rede, was dir gerade in den Sinn kommt, sei frech oder sentimental! Das Weib denkt ja nicht. Es ist Gefühl und handelt aus Gefühl. du mußt also ihr Gefühl erregen und, wenn nötig, ihr dann irgend einen Spruch geben, mit dem sie ihr Gefühl rechtfertigen kann! Kühl bleiben! Nie auf eine Antwort warten lassen, besser eine Viecherei reden als nichts! Und Ged::ld haben in der Hauptsache, nicht meinen, es müßte im Wuppdich mit ihnen gehen. Langsam unterminieren! die meisten sind menschlich. Und wenn du mit einer so weit bist, daß du meinst, sie muß dir in den Schoß fallen, dann: — Sturm! Keine Flausen! ein bißchen brutal schadet gar nichts! Der Anschein von Leidenschaft und Überwältigung schmeichelt ihnen! — Ja, Männchen, manchmal kostets Mühe!" er stockte plötzlich, da er wenige Schritte vor sich Klara erblickte. „Verflucht und zugenäht!" brummte er, dann grüßte er tief. Nachher sprach er in ärgerlichem Ton zum andern:

„Ja, du — verzeih! jetzt muß ich da der Dame in Trauer nach und kondolieren. Habs schon die ganze Woche verbummelt, nun muß ich ihr auch noch begegnen!

Wahrscheinlich komm ich nicht so schnell los. Also — wenn ich nicht sofort wiederkomme, sehen wir uns heut Abend wieder. Bis dahin —!"

Er gab ihm die Hand und eilte Klara nach.

„Meine Reverenz!" sagte er sie einholend. „Rosen und Tauben auf Ihren Weg! — Und das allgemeine Menschenrecht, hier neben Ihnen die Straße zu benützen, mir als spezielle Gnade von Ihnen, — s'il vous plaît!"

„— wenn Sie versprechen, mir den ganzen Weg durch so geistreiche, blumige Sprüche zu verkürzen!"

„Versprechen will ich Ihnen alles, beim Bart des Propheten, beim Ellenmaß und der Couponschere und dem verrutschten Kontorrock meines Alten, alles, nur nicht, daß ich es halte. Ich bitte Sie aber, im Versprechen wie im Vorbehalt den Zwang Ihrer Unwiderstehlichkeit zu erkennen. Wie sollt ich es über mich bringen, diesen Weg zu verkürzen!"

„Nun, da müssen Sie sich halt auch einmal überwinden!"

„Also sprach Zarathustra: Was redest du von Selbstüberwindung! Alle andern sollst du überwinden in dir! Das sei dein Sieg! Mir aus der Seele gesprochen!"

Klara schwieg, indem sie den Spruch ernst nahm und über das Gebot nachdachte.

„Sie scheinen heute ein wenig pensif zu sein," nahm

Eugen Gabler wieder das Wort. „Im Augenblick, ehe ich Sie vorhin sah, mußte ich daran denken, wie Sie heute Vormittag auf einmal so still wurden.“

Klara antwortete nichts und sah stirnrunzelnd vor sich hin.

„Was haben Sie für einen Kummer?“ fragte er mit gedämpfterer Stimme. „Sie haben einen, ich weiß es. Es drückt Ihnen etwas das Herz! Aber glauben Sie doch nicht, daß es durch Verschweigen leichter wird. Und wozu haben Sie denn Freunde, wenn Sie sie nicht teilnehmen lassen! — Freilich, wenn ich Sie bekümmert und verschlossen sehe, dann heißt das ja eigentlich, daß ich nicht zu Ihren Freunden gehöre und kein Recht zu fragen habe. Aber — ich kann mich darein nicht ergeben. Ich folge meinem Gefühl, wenn ich mich auch der Gefahr aussetze, zurückgewiesen zu werden. — Darf ichs nicht wissen?“

Klara empfand die Fragen als zudringlich; da sie aber an der Ehrlichkeit der Teilnahme nicht zweifelte, so tat sie ihr zugleich auch wohl. Um auszuweichen und doch den guten Menschen nicht zu verletzen, sagte sie:

„O es ist nichts wichtiges oder schon wichtig genug, wird sich aber von selbst erledigen. Ich habe meine Stelle gekündigt und solange man noch keine andere hat, macht man sich manchmal plötzlich Sorgen.“

Eugen Gabler war von dem Geheimnis sehr enttäuscht und etwas beengt, etwa wie wenn ihn einer angepumpt hätte, fragte sie aber über ihre Tätigkeit genauer aus und meinte, nun freue ihn seine Zudringlichkeit erst recht; denn er habe nichts als Kaufleute und Fabrikanten in seiner Verwandtschaft und könne ihr vielleicht dienen. Nachdem er dann nochmals vergebens versucht hatte, Klaras ernste Stimmung zu durchbrechen, hielt er weitere Bemühungen für einen strategischen Fehler, schützte eine häusliche Verabredung vor und, mit gewichtigen Worten seine Freundespflicht betonend, verabschiedete er sich. Sie dankte ihm ein wenig beschämt und gerührt, und er freute sich des guten Abganges, der seine Spur bei ihr zurücklassen mußte.

Und darin hatte er recht. Klara empfand hinterher seine freundliche Teilnahme umso tiefer, weil sie ihm nicht die Wahrheit gesagt hatte. Mochte er auch manchmal übermütig und leichtsinnig erscheinen, nun zeigte er durch seine warmherzige Bereitschaft, daß er ein ganzer Kerl und zu jugendlichem Übermut berechtigt sei. Wie freute sie sich darüber, daß sie nie dem eigenen oder fremden Mißfallen an seinem Wesen nachgegeben hatte!

Voll guten Mutes trat sie in den Garten, wo die Nelken und Rosen dufteten, und die Lilien längs des Weges, meist abgeblüht, die kantigen Samenkapseln

zeigten. Sie ging ins Haus, da das Wäldchen jetzt selten aufgesucht wurde.

Herman saß in der Wohnstube auf dem Sofa, den Kopf zurückgelehnt, nachsinnend. Als er Klaras Schritt auf der Treppe hörte, fuhr er auf, langte ein Buch vom Regal und legte es aufgeschlagen vor sich auf den Tisch.

Sie trat ein, machte behutsam die Tür zu und flüsterte, auf das Nebenzimmer weisend:

„Schläft Elfride?"

„Nein!" sagte er und reichte ihr über den Tisch die Hand.

„Ist sie drin oder drunten?" fragte sie ablegend. „Wie gehts immer?"

„Gut, so weit. Sie läßt dich grüßen."

„Ausgegangen —?" rief Klara verwundert.

„Mhm!" Er nickte, zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn hin mit den Worten: „Als ich am Vormittag vom Ausgang heimkam, lag er auf dem Tisch."

Klara entfaltete ihn mit zitternden Händen und überflog ihn aufgeregt, dann las sie ihn nochmals, da ihr alles andere außer der Tatsache des Abschieds entgangen war:

Lieber Herman, ich muß dich verlassen. Ich werde in deiner Abwesenheit gehen, weil ich den Abschied fürchte. Du wirst erschrecken und zürnen, aber dich nicht wundern;

und das tröstet mich. Die Liebe, Nachsicht und unermüdliche Sorge, die ich von dir erfuhr, war so schön, daß ich dir nicht dafür Dank sagen mag. Das Bewußtsein, eine Liebesfülle, deren ich nicht fähig gewesen wäre, unverdient genossen zu haben, soll als eine Schuld in mir bestehen bleiben! Ich habe dir aber mehr zu danken, als du weißt und als ich mir träumen ließ; es ist mir erst in jüngster Zeit aufgegangen. Daß ich dir dies schreibe und so ungeduldig fort, der Zukunft entgegengehe, besonders aber, daß auch ich jetzt, in bestimmtem Sinne für immer von dir Abschied nehmend, unsere Herbsttage von ganzem Herzen segnen muß, sagt dir genug. Grüße Klara! Ich küsse ihr die Hände wie dir. Auf Wiedersehen! Elfride.

Klara atmete schwer auf und fragte, Herman groß anschauend:

„Was meint sie? Was hat sie vor?"

„Ich weiß nicht," antwortete er und fuhr erst nach einer Weile fort: „Du weißt ja, daß sie in letzter Zeit wenig gesprochen hat; aber sie sprach behutsamer und milder, als sei ihr ein Mißtrauen gegen sich selbst gekommen. Ich durchschaue sie heute so wenig wie vorher. Das aber scheint mir klar, daß sie irgend eine Aufgabe für sich entdeckt hat und darauf los will."

„Sie wird am Ende — Diakonissin?" sprach Klara.

Herman schüttelte den Kopf:

„Mit dem roten Kreuz oder der Photographie des himmlischen Bräutigams auf der Brosche! Du hast Ideen!“

„Ja, was denn?“

„Ich weiß nicht. Aber daß ihr klar geworden ist, an einer Ladenkasse zu sitzen und Zahlen zusammenzurechnen, sei für sie kein anständiges Leben, das fühle ich.“

Klara schwieg, indem sie in Hermans Worten auch einen Stachel für sich empfand.

Lange gingen sie danach im Garten hin und her, sprachen manchmal eine Vermutung, eine Hoffnung, einen Wunsch aus und kamen allmählich auch auf anderes.

„Gabler begegnete mir vorhin,“ erzählte Klara; „er meint, er könne mir vielleicht zu einer Stelle verhelfen, er ist mit der halben Geschäftswelt verwandt.“

Herman machte Mhm.

„Ich finde das riesig nett von ihm!“ betonte Klara. „Ich hätte ja gar nicht daran gedacht. Er hat es zufällig erfahren und mir seine Bemühung ganz von selbst angeboten. Das hat mich doch sehr gefreut.“

„Mhm.“

„Ja, ich sage dir's extra,“ fuhr sie fort, „weil du doch immer so spöttisch von ihm sprichst.“

„Laß mich doch mit dem Lausbuben aus!" sagte Herman in gemächlichem Tone. „Gestern ist er wieder an mir vorbei, es hat mir in der Hand gezuckt. Wäre ich noch Student, so würde ich ihn anrempeln und kontrahieren. Daß du mit so einem Gimpel verkehren magst, zeigt, wie unberaten und urteilslos du noch bist."

Die Ruhe, mit der er gesprochen hatte, verletzte sie besonders. „Nun —" sagte sie endlich, „wer von uns beiden urteilsloser ist, du oder ich, das wird sich eines Tages herausstellen." Es wurmte sie, ihm nicht kräftiger dienen zu können.

Er entgegnete nichts.

Plötzlich lachte sie gewaltsam hinaus.

Herman sah sie groß von der Seite an und sprach: „Nun? lustig? Darf man mithalten?"

„Ich lache über dich!" rief sie schnippisch.

„Bitte —! Ich stehe immer gern zur Verfügung."

„Nu — im Grunde ist deine ganze pathetische Affäre die schnurrigste Komödie geworden! So lackiert —!"

„Meinst du?"

„Jawohl!" rief sie, vergnügt, ihm heimzahlen zu können. „Etwa nicht? Die Elfride kommt und du fühlst dich moralisch verpflichtet, es ihretwegen mit deinem Erbonkel zu verkratzen; du läßt dich stolz wie ein Spanier vom Amt verabschieden, gibst ihr zu Liebe deine ganze

Zukunft dran, — und nun sitzt du da! Tant de bruit —!"

Erst antwortete er nichts, und nun erschien ihr die Schadenfreude schon häßlich, so wohl auch die Erleichterung tat.

„Auch eine Auffassung!" sagte er endlich. „Und ich will dir sogar gestehen, daß ich in dieser Zeit noch mehr, als du weißt, drangegeben habe. Wenn ich aber etwas tun muß, so frag ich den Teufel danach, ob es den unmittelbaren Erfolg hat oder nicht! Unser Handeln wirkt nach mehreren Dimensionen, und die ersichtlichste ist oft die gleichgültigste. Wenn du nur für diese Sinn und Verstand hast, so sei doch vorsichtiger mit deinem Urteil!"

Sie lächelte gezwungen und erwiderte:

„Nun, 's ist nur gut, daß du dirs gleich mit weisen Sentenzen zurechtlegen kannst! Beneidenswert!"

„Klara!" sprach er ruhig, „Wie wär's, wenn wir irgend ein gescheites Buch läsen? Geh, hole die Odyssee, wenn Elfride sie nicht mitgenommen hat; wir haben ja noch sechs Gesänge zu lesen."

Langsam holte sie das Buch und las weiter, wo Elfride ein Efeublatt als Zeichen eingelegt hatte, und der Abend verlief in Ruhe.

Davon, daß sie sich Herman gegenüber bloßgestellt

hatte, ließ sich Klara nicht länger anfechten, während sie sich Vorwürfe machte, Gabler nicht besser verteidigt zu haben. Deshalb war sie im Verkehr mit diesem befangen und nachgiebiger als sonst und ließ sich manchmal zu einer Verabredung bereit finden, wann sie lieber zu Hause geblieben wäre, um zu zeichnen und zu lesen, oder bei Herman nachgefragt hätte, ob noch keine Nachricht von Elfride da sei. Gabler dagegen empfand diese Annäherung als einen Erfolg seiner Taktik, und vergaß nie, von seinen Bemühungen und von aufgehenden Aussichten zu reden. Mit Ungeduld sah er seinen Weizen blühen.

Eines Abends hatte sich das Trüpplein verabredet ein Feuerwerk anzusehen, das eine festfeiernde Gesellschaft im Stadtgarten abbrennen ließ. Klara hatte sich nach Geschäftsschluß den in früheren Jahren selbstverständlichen Luxus eines Rheinbades gegönnt und wurde auf der Heimfahrt von Gabler überrascht. Er wich auch in der Stadt nicht mehr von ihr und gefiel sich darin, ihr ohne Ende von den vorurteilslosen Badesitten in belgischen und englischen Seebädern zu erzählen, wo die Geschlechter erfreulicherweise in heidnischer Unbefangenheit mit einander badeten, während die ekelhafte deutsche Prüderie die Männer- und Frauenbäder trenne und sich mit Hilfe des Operngukers entschädige, was

doch gewiß scheußlich sei. Daran fügte er einige, schon früher verfochtene Meinungen über Liebe und Ehe, über das trotz Kirchen- und Modemoralsatzungen unverlierbare Naturrecht des Menschen, sich frei und unverkümmert auszuleben; — über den lächerlichen Betrug der Tugendbolde, die das, wozu sie selbst nicht frei und groß genug dächten, anderen verbieten wollten, und pries die unvergleichliche Schönheit der elementaren Liebesgewalt, die auserlesene Menschen, „Menschen", nicht Puppen, über alle Vorurteile und moralischen Drahtzäune hinweg in Freiheit einander in die Arme werfe.

Klara, die sonst in eitler Freude an ihrer neuen Kühnheit und Unbefangenheit des Denkens mitphilosophiert und kühlen Sinnes mitgeschwärmt hatte, fühlte sich heute geniert. War es, weil sie allein zuhörte statt in Gesellschaft und darum alles direkt an sich gerichtet empfand, oder sprach Gabler wirklich hitziger und persönlich zudringend: seine Blicke verwirrten sie, seine Sprache erschien ihr unpassend, und wenn sie nicht gefürchtet hätte, als prüde Pute verlacht zu werden, würde sie ihm gewehrt haben. So beschränkte sie sich darauf, nichts zu erwidern, und so oft sie konnte, von etwas anderem anzufangen. Sie atmete auf, als die Freundinnen zu ihnen stießen, und war auf dem Wege nach dem Festplatz hinaus um so vergnügter.

Dort waren die anliegenden Straßen schon gedrängt voll von wartender Menge, die sich mit Scherzen und billigem Lachen die Zeit vertrieb. Als endlich einige Raketen das Zeichen gaben, drängte alles näher hin. Klaras Gesellschaft wollte beisammen bleiben, um auf dem Heimwege noch gemeinsam einzukehren, kam aber im Treiben doch auseinander und Klara sah nur noch Gabler bei sich, der zu ihr sagte:

„Nehmen Sie meinen Arm, daß wir einander nicht auch noch verlieren. Wir wollen die anderen dann schon wieder finden."

Sie tat es und sie wanden sich hindurch, bis sie einen genehmen Standpunkt hatten. Da man zu enge stand, ließ Klara des Begleiters Arm los und trat vor ihn.

Das Feuerwerk brannte hinter den Büschen los und beleuchtete plötzlich tausend staunende Köpfe ringsum. Die Feuerräder wirbelten und sprühten wie flüssiges Gold auf dem Hintergrunde riesiger Parkbäume, Schwärmer und Frösche prasselten hin und her, Raketen fuhren zischend in die Nachtluft empor, als strebten sie zu dem oder jenem hochherabblinzelnden Sterne hinauf, und wenn sie sich neigten und ihre farbigen Sterne verspritzten, war es, als ob auch die Himmelssterne sich darüber senkten.

Klara fühlte plötzlich einen Arm um ihre Hüfte. Sie erschrak und konnte doch keine Abwehr leisten, da sie sich schämte. Sie achtete nicht mehr auf das Feuer- und Funkentreiben, sie hielt stille, krallte ihre Hände ineinander und wartete, und seltsam mischten sich in ihr heillose Angst und ein kleiner Abenteuertrotz.

Die Raketen stiegen und versprühten in allen Sternfarben, die Leute jauchzten und wiesen dahin und dorthin, Klara dachte, sie habe es zu ernst genommen, es sei wohl nur des Zusammenhaltens wegen; schon mancher Tänzer habe sie ja umfaßt. Nur sprach Gabler nicht mehr, und sie wagte es nicht.

Eine herüberverirrte Rakete ließ gerade über der Menge ihre Sterne fallen, alles legte den Kopf zurück und schaute empor; auch Klara, unwillkürlich. Da fühlte sie die Hand an ihrer Hüfte emporgleiten, sich unter ihrem Arme durchschieben und drücken. Sie zitterte. Was tun! Mit Mühe hielt sie sich aufrecht. Ihre Hände krallten sich ineinander, daß ihr die Nägel durch die Filethandschuhe wehtaten. Da zog sie, ohne sich sonst zu regen, rasch den linken Handschuh ab, schlug plötzlich ihre Nägel tief in jene Hand hinein und riß mit der Kraft der Wut über die ganze Hand hin.

Die Hand fuhr zurück, während ein Fluch und unterdrücktes Stöhnen hörbar wurde. Gabler schien sich zu

bewegen, die Leute schimpften, weil er sie stieß. Klara schaute nach ihm um, der seine blutende Rechte mit der Linken deckte, und sie sprach:

„Ach, war das Ihr Fuß? hab ich Sie getreten? Pardon!" und drehte sich wieder zum Feuerwerk hin. Sie sah nichts, ihre Beine trugen sie kaum, ihre Ohren dröhnten, sie bebte vor Aufregung und Triumph. Noch einmal hörte sie jenes schwer unterdrückte Stöhnen, dann, wie Gabler mit den dringenden Worten:

„Bitte, lassen Sie mich durch! mir ist nicht wohl!" sich entfernte.

Als sie ihn nicht mehr hörte, ächzte sie auf. Es drängte sie fort, in einen Winkel, wo sie atmen und weinen könnte. Aber wenn sie den ekelhaften Menschen wieder traf —! Sie zwang sich und blieb. Während sie ihre wehrhafte Linke mit dem Handschuh abwischte, dann auch noch den rechten Handschuh auszog und die Linke abwischte und dann beide Handschuhe auf den Boden warf, schaute sie umher, prüfte bei den blitzhaften Lichtern des Feuerwerks die ab und zu erhellten Gesichter der Umstehenden und wählte ein Paar aus, an das sie sich auf dem Heimweg im Notfall wenden wollte.

Endlich war das letzte Fünklein verglüht, und ein unwirtliches, widerliches Dunkel blieb wie eine Enttäuschung zurück, deren sich die heimdrängenden Zu-

schauer durch eifriges Rühmen und Erinnern zu erwehren suchten. Klara ging wie ein Hündlein hinter jenem Paar her, bis sie sich in sicherer Straße sah, dann lief sie, ihren Tränen endlich nachgebend und schluchzend voran. Die unerträgliche Schande jenes Augenblickes erfüllte ihr so Herz und Sinn, daß ihr erst in Hermans Garten, angesichts des hellen Fensters, bewußt ward, wohin ihr Sicherheitsverlangen sie getrieben hatte.

Da fuhr sie entsetzt zurück.

Leise schritt sie durch den Garten nach dem Wäldchen und setzte sich. O wär Elfride da!

Sie konnte nicht sitzen, sie war wie gebrochen. Und als säße auf der Bank eine mütterliche Freundin, in deren Schoß sie Trost und Ruhe fände, sank sie auf die Knie, legte die Arme auf die Bank und den Kopf darauf, schluchzte und weinte sich satt. Ihre Tränen näßten die Latten der Bank und tropften zwischen ihnen zu Boden und netzten den Kies, daß er in einem Strahl des eben aufsteigenden Mondes erglänzte.

Neuntes Kapitel

Klara war wieder allein, ihr Herz verlangte nach Herman und Elfride, nach den Eltern, nach dem auch ohne Aussprache wirkenden Trost der Liebe, dessen sie von klein auf gewohnt war. Und wieder wie das verzogene Kind, als das sie vor Monaten die Eltern verlassen hatte, wollte sie sich nicht zufrieden geben, nicht verstehen, was ihr widerfahren sei, nicht Schuld haben. Daß sie sich auf kluge Weise verteidigt hatte und Siegerin war, genügte ihr nicht, — ungeschehen wollte sie es wissen und diesen Willen wollte sie haben. Wenn niemand um sie war, schrie sie manchmal vor ohnmächtigem Zorn hinaus. Sie hatte früher einmal eine wohlerhaltene Ritterburg besucht, wo in engem, von Wohnräumen umgebenen Hofe noch ein Trumm des Galgens stand, mit Abscheu hatte sie es erklären hören und betrachtet, — nun labte es sie einige Minuten lang, sich dort auf die Holzgalerie zu denken, von der aus sie zusähe, wie einer aufgeknüpft würde und sich zu Tode zappelte. In der

Nacht ersehnte sie den Zwang der Kontorarbeit, bei der Arbeit ersehnte sie den Feierabend, um sich an ihrem Elende zu sättigen. Aber der Stachel im schwärenden Herzen blieb und die Verlassenheit und Sehnsucht nach den Ihrigen währte.

Konnte sie Herman unter die Augen treten? War sie dadurch gereinigt, daß sie sich das Kleid vom Leibe gerissen und in ihrem eisernen Ofen sofort mit großem Papieraufwand verbrannt hatte!? — Daß sie Unrecht gegen ihn getan und ihn verhöhnt hatte, bedeutete nichts, das würde sich abbitten lassen. Sie fürchtete ihn. Sie fürchtete, ihm widerstandslos bekennen zu müssen, was sie jedem anderen ruhig verschwieg; ja, sie hatte manchmal ein Verlangen nach diesem Geständnis, als sei es eine Schuld gegen Herman, und doch schüttelte es sie bei diesem Gedanken.

Wenn sie jetzt Elfriden hätte! Wie wohl ihr jetzt deren Ruhe und Zurückhaltung tun würde! Aber eben, indem sie an jene dachte und sich mit ihr verglich, fing sie an, die eigene Schuld zornig und widerstrebend zu fühlen. Elfriden wäre keiner so begegnet; warum ihr? — Sie erwog diesen Gedanken nicht, sofort wich sie von ihm zurück, aber wie eine Versuchung kam er ihr wieder und immer wieder nahe, drang in sie ein und wirkte.

Eine Stunde bei den Eltern sitzen, still, ohne zu sprechen, in der Dämmerung, ehe Licht gemacht wird, geborgen — was gäbe sie jetzt darum! Nein, in Demütigung und Hilflosigkeit nicht.

Tage um Tage ließ sie sich von verzweifeltem Heimweh auf Wege treiben, von denen sie immer wieder umkehrte nach ihrer einsamen Stube, und hier gelang es ihr nur selten, sich zeichnend oder lesend eine Stunde des Vergessens zu erschleichen.

Nachdem sie fast eine Woche hindurch das Zusammentreffen mit Mina Erb und den anderen ängstlich vermieden hatte, gab sie in einer Anwandlung von Gleichgültigkeit und Trotz gegen das Erfahrene ihrem Bedürfnis nach und suchte Mina auf. Aber deren heiteres, kühles und gewitzigtes Wesen tat ihr nicht wohl, und so blieb sie wieder weg.

In diesen Tagen aber fand sie zu Hause einen Brief vor, den sie für eine Antwort auf ein Stellengesuch hielt und, da sie ihn unbefangen geöffnet hatte, fallen ließ. Er war von Gabler. Sie mußte aber doch wissen, was darin stand; sie kniete, um das Blatt nicht anzufassen, auf den Boden, las und wendete mit einer Schere um. Ironisch demütig und frech in einem Atem bat er um Verzeihung. Sie habe ihn für seine Unbesonnenheit mehr als genug gestraft; denn er sei nicht allein Schuld.

In der verwirrenden Nähe von so viel Schönheit und Anmut, die er längst anbetete, sei er seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen. Für die Rache, die sie genommen, verehre er sie nur umso inniger und zwinge seine unbewegliche schmerzende Hand, diese Zeilen zu schreiben, da er kaum abwarten könne zu hören, daß sie ihm nicht mehr zürne. In einer Nachschrift hieß es, er habe ihr übrigens an dem unglücklichen Abend noch eine Stelle nachweisen wollen, die er jetzt angab.

Klara trug den Brief mit der Schere zum Ofen und verbrannte ihn, dann wusch sie Hände und Augen.

Aber dieser Anblick des Besiegten tat ihr doch wohl und hob ihr Selbstgefühl. Mit leichtem Schritt und trotzigen Blickes ging sie nachher durch die Straßen und Abends faßte sie den Mut, Herman aufzusuchen.

Da er, in grobem, farbigem Hemd und Drillichhosen an einem Beet knieend, einem Gärtnerburschen glich, nahm sie ihn nicht in acht und war erstaunt, plötzlich angerufen zu werden:

„Nicht so stolz, nicht so stolz!“

Sie trat, in der Überraschung errötend hin, schüttelte den dargebotenen kleinen Finger seiner erdigen Hand und fragte lächelnd:

„Fleißig, fleißig?“

„Ja, aber nicht für 'n Gulden dreißig! Ich setze

Endivien. Wenn du brav bist, darfst du im Herbst davon essen. Ich bin gleich fertig mit dem Beet und werde dir dann mit all meinen Kavalierstalenten zur Verfügung sein."

Sie blieb bei ihm stehen, sah zu und unterhielt sich mit ihm über seine Arbeit. Als er fertig war, holte er zwei Gießkannen voll Wasser, goß die Pflänzlinge an, wusch sich die Hände und ging mit Klara durch den Garten. Er wollte gerade ins Haus hinauf, sich anzuziehen, da sah er am Gartentor Tante Ulrike.

„Setz dich einstweilen, Klara!" sagte er auf die Brunnenbank deutend. „Da kommt jemand, ich will mal hingehen." Wen er gesehen habe, verschwieg er, um Klara nicht zu verscheuchen.

Sie setzte sich. Nach wenigen Augenblicken hörte sie die Stimmen der Näherkommenden, die dann neben dem Hause stehen blieben und sprachen.

Die Tante faßte nämlich den Neffen am Hosenträger und sagte:

„Apropos, mein Allerärgster! Wie steht's in der Familie? geht's noch nicht bald los?"

„O Tante!" seufzte er. „Tempi passati! dafür kommst du um einen Monat zu spät!"

„Na — du gefällst mir!" rief sie. „So sprich doch!"

„S'ist halt bös gegangen, Tante, es gab eine Früh-

geburt. Nach kläglichen Versuchen, sich am Licht der Sonne zurechtzufinden, salvierte sich der Filius. Die Mutter war recht elend, erholte sich aber rasch; salvierte sich auch. Me voilà!"

Nach einer Pause, in der sie ihm die Hände auf die Schultern legte und herzlich in die Augen schaute, sodaß er den Blick abwandte, sagte sie:

„Hättest übrigens auch schnaufen können, daß man gewußt hätte, wie."

„Hab genug geschnauft! — Erst war viel zu viel zu tun, nachher war mir nicht drum, Bericht zu geben. Und dann dachte ich, die Alte könnte auch einmal nach mir sehen. Es wundert mich übrigens, daß du nichts erfahren hast."

„Mich diesmal nicht. Du weißt doch, daß ich in diesen Wochen immer im Oberland bin! ich war daheim auf dem Sattelhof. Es ist dort wie immer; wenn ich aber fünfzig Jahre zurückdenke, so ist doch alles anders geworden. Sie grüßen alle, du sollst dich auch einmal wieder sehen lassen; der Fuchs sei gut geworden, an dem könntest du deine Reitlust büßen!"

„Reitlust —!" rief er. „Wahrhaftig, es ist ärmlich, wenn man wochenlang nicht an sein größtes Pläsier denkt! Ja, ich werde nächstens einmal hinauffahren und den Fuchs reiten!"

„Und sonst, mein Sohn Timotheus, was hast du im Sinn?"

„Ich kommandiere mich ab zur Landwirtschaft, vielleicht nur auf ein paar Jahre, vielleicht auf immer, was ich eher glaube. Einstweilen mach ich Vorübungen im Nächstliegenden, in Salat, Kraut, Erdbeeren und sonstigen Delikatessen, fange also am verkehrten Ende an; aber du sagst ja immer, man lerne am meisten, wenn man etwas verkehrt anfange."

„Und was wird der Vormund sagen?" fragte sie lachend.

„Das hat er schon gesagt. Vor ein paar Tagen war er da. Ich bin auch gerade bei der Arbeit zwischen den Beeten gehockt. Wie ich aufschaue, steht er da und nickt stumm und tragisch, als säh er mich Trester fressen. „Sind Setzlinge gefällig?" frag ich, „Erdbeeren, Endivien, Köhl?" — „Jetzt freut mich mein Leben!" sagt er und stößt einen Seufzer von sieben Pferdekräften aus, „das ist also das Ende vom Lied!" — „Nicht einmal!" sag ich, „nur der Anfang!" — „Dazu macht man das Gymnasium durch und studiert und verläppert ein Sündengeld, das die Eltern schwer haben verdienen müssen! Schämst dich denn gar nicht?!" — „Keine Spur!" sag ich und erzähl ihm dann, was ich vorhabe. Sogar hab ich noch ein Wenig ins Problematisch-mistbäuerliche hinein aufge-

schnitten, es war zu verlockend. Er konnte sich die Verirrung natürlich nicht anders erklären als damit, daß ich mein Gerstlein vollends durchgebracht hätte und jetzt auf meiner Hände Arbeit angewiesen sei. — „Verdient hast du's ja wahrhaftig nicht," fing er endlich wieder an, „weder um uns, noch überhaupt; aber das soll mir niemand nachsagen, daß ich meiner einzigen Schwester einzigen Sohn hätte ohne Hilfe — stecken lassen!" — „Du hast immer ein gutes Herz gehabt, Onkel, das weiß ja jeder!" tröstete ich ihn. — „Wenn du also Geld brauchst, um dich zu rehabilitieren und was Ordentliches anzufangen, — an mir soll's nicht fehlen!" Dabei griff er in den Hosensack und drehte sein Portemonnaie herum, als wollt er mir einstweilen gleich zwanzig Mark schenken. Da nannte ich ihm mein Konto auf der Rheinischen Kreditbank, natürlich ein bißchen multipliziert. — „Ja, was soll denn dann die Narretei!" rief er entrüstet. „Ist dir denn ein Ziegel gerutscht?!" — „Ja," sagte ich achselzuckend, „wer kann sich selber aufs Dach schauen!" Er schüttelte tiefsinnig den Kopf und ging jedenfalls mit dem Vorsatz heim, die zwanzig Mark dranzurücken und einmal den Professor Kräpelin über fixe Ideen zu konsultieren."

„Ein Schlingel bist du manchmal doch!" sprach die Tante.

„Was willst du!" erwiderte Herman; „sollte ich ihm

vielleicht sagen: Onkel, ich habe gemerkt, daß ich bis jetzt noch nicht wußte, was ich wollte. Ich hatte das Leben und die Welt so wenig wie mein eigenes Wesen erfahrungsgemäß gekannt und konnte darum nicht vorauswissen, in welches Verhältnis ich die beiden zueinander setzen muß, um zufrieden zu sein; ich habe einfach die Verhältnisse, die der nächste Zufall mir bot, aus Unerfahrenheit angenommen und mich ihnen anbequemt, anstatt ohne Rücksicht und Bedenken die Verhältnisse, die ich brauchte, aufzusuchen oder mir zu schaffen. Darum mußte der Tag kommen, wo die Verhältnisse und ich einander abstießen, wo ich mich genauer kennen und mit wählerischem Blick um mich schauen lernte! — Hätt ich so gesagt, das wären ihm doch dumme Sprüche gewesen, — dem Onkel Konrad!"

„Gewiß!" antwortete die Tante kopfnickend. „Und — es haben sich also, wie es scheint, mehrere Verhältnisse als verfehlt erwiesen —?"

„Ja! beide, mein Beamten- wie mein Familienverhältnis haben sich, so nahe sie meinen Wünschen lagen, als zufällig erwiesen, und eben weil sie meinen Wünschen so nahe lagen, war zur endlichen Erkenntnis solch ein ungewöhnlicher Beweisapparat von Hoffnung, Leben und Sterben nötig. Man kommt eben nur auf dem Umweg durch andere zu sich selbst!"

Tante Ulrike nickte nur.

Herman lächelte und fuhr fort:

„Du denkst, der redet wie ein Buch; aber sieh, so klar mir das Vergangene zu sein scheint, so unklar, unsicher und unfertig komme ich mir vor, seit ich nicht mehr Beamter bin, der seinen Platz auszufüllen bewußt ist. Nicht die Erfahrung, die man macht, ist die Hauptsache; die Hauptsache ist, nach der Erfahrung dem Leben gegenüber wieder unschuldig zu werden. Darum hab ich auch gleich bei der nächstliegenden Arbeit zugegriffen und gärtnere."

Die Tante nickte und ging in Gedanken weiter. Als sie am Hauseck waren, bog Herman nach rechts ein, zum Brunnen hin, und sagte:

„Das ist Klara Höpfner."

Diese hatte gleich am Gespräch gemerkt, daß es Hermans Tante Ulrike sein mußte, und ärgerlich überlegt, ob sie sich nicht entfernen sollte, war aber, um sich nicht lächerlich zu machen, geblieben. Bei seinem unumwundenen Bericht hatte ihr in tiefer Beschämung über ihre eigene Unaufrichtigkeit das Herz geklopft, und die gesunde Vertraulichkeit, der derbe Ton der beiden war ihrer vorsichtigen verletzbaren Gemütsstimmung wie eine fortwährende Herausforderung angekommen, der gegenüber sie sich feig fühlte. Gereizt, auch etwas eifersüchtig

erwartete sie die Näherkommenden, widerwillig stand sie bei der Vorstellung auf, und als Hermans Tante sie freundlich prüfend anschaute und die Hand bietend sagte:

„Es freut mich, Sie auch einmal zu sehen!" da tat das Mädchen, als bemerkte es die Hand nicht, und erwiderte mit abgemessener Verbeugung:

„Sehr gütig!"

Tante Ulrike schaute sie lächelnd an, daß sie das Auge abwandte, und sprach ruhig:

„Nun, wenn es Ihnen Ihren Adel kränkt, mir die Hand zu geben, so bitt ich um Verzeihung. — — Herman, sag doch der jungen Dame, daß ein Räupchen am Kragen ihrer Bluse kriecht und gleich an ihrem Hals sein wird. — Leb wohl, Herman, und mache dich nicht so rar!" Sie neigte noch gegen Klara den Kopf und ging weiter.

Herman begleitete sie nicht, um Klara nicht entwischen zu lassen. Er stand einen Augenblick still und betrachtete sie, dann nahm er ihr das Räupchen vom Kleid und fragte endlich:

„Was ist dir denn?!"

„Ich weiß nicht," erwiderte sie und sah stirnrunzelnd zu Boden; „ich glaube, ich gehe heim."

„Das wird wohl das Beste sein! Merke dir aber jedenfalls die Adresse: Salzgasse 12, dritter Stock! Auf

Wiedersehen!" Er sah sie noch einmal fest an und ging ins Haus.

Tränen verbeißend entfernte sie sich.

Klara war nach ihrer Ungezogenheit weich und reumütig wie ein Kind und, wenn die Tante und Herman sie als Kind genommen hätten, würde sie unter Tränen abgebeten haben. Man behandelte sie als Erwachsene, verschmähte ihre Bereitschaft, ließ sie laufen, ja, man schickte sie geradezu fort; das nahm sie übel und sie versuchte es mit dem Trotzen.

Aber wenn sie sich eben mit den Worten: „'sist ganz recht so! Und 'sist mir alles gleich!" getröstet hatte, so fragte sie sich im nächsten Augenblick, wie es nur so habe kommen können, und wollte es nicht begreifen. Alles hatte sie verscherzt, ihre Stelle, die nächster Tage ablief, alle Freundschaft und Liebe und sie hatte doch keinen bösen Willen! Warum war sie denn früher so gut ausgekommen? Warum richtete sie jetzt Unheil an, wohin sie sich wandte? War etwas Böses in ihr, das ihr wie ein Krampf die Herrschaft über sich beeinträchtigte, so daß ihre zitternde Hand alles zerbrach?! Mußte sie allein und einsam bleiben, bis ihr die Zeit oder ein Glückstag die Ruhe und Kunst gab, sich behutsam zu bewegen?

In Trotz, in Müdigkeit und in einem Wunderglauben, ähnlich dem des schlafbegehrenden Kranken, hielt sie sich

zurück, tat ihre Arbeit, machte menschenscheu ihre Abendspaziergänge und füllte die freie Zeit mit Zeichnen aus. Um eine Stelle bemühte sie sich nicht, sie dachte kaum daran: erst hatte Gablers Hilfsbereitschaft und Brief ihr den Wunsch verekelt, nun erschien ihr die Kontorarbeit so sinnlos und abschreckend; sie mußte sich zu ihr zwingen. Manchmal dachte sie an die Worte, die sie Herman zu seiner Tante hatte sagen hören von der Zufälligkeit der Lebensverhältnisse: war sie nicht auch nur zufällig aufs Kontor geraten? war diese Arbeit das Beste, was sie leisten konnte? War sie nicht auch nur die nächstliegende? Aber was sonst? Sie hatte nun einmal nichts gelernt!

Nur das Zeichnen gab ihr Freude und reizte sie zur Anstrengung. Wenn sie sich bemühte, einen Gegenstand bis in die kleinsten Zufälligkeiten seiner Erscheinung zu erfassen und wiederzugeben, wenn sie sich quälte, eine ihr auffallende Linie oder ein Linienverhältnis zu benutzen und zu einem Ornament weiterzubilden, da verschwand alles andere. Und wenn sich auch einmal ein Leidwesen zwischenhineindrängte, so kam es eben in eine frische tätige Stunde und ward mit derselben unbewußten Überwindungslust empfangen, wie irgend eine zeichnerische Aufgabe. Trug dieses Leidwesen die Züge Hermans, so setzte Klara unwillkürlich die Arbeit etwas aus

und zog wohl in versonnenem Spiel die Umrisse von Hermans Kopf oder Figur; kein Blatt, das nicht diese Urkunde seines Besuches auf dem Rande trug.

Und als sie eines Mittags ihre Blätter vergleichend durchsehen wollte, da kam sie über die Betrachtung dieser Randverzierungen nicht hinaus. Sie schob die Blätter so übereinander, daß nur die Ränder sichtbar blieben, und ward nicht satt, ihre Augen von einer zur anderen dieser flüchtigen Porträtskizzen wandern zu lassen. Das Herz ward ihr heiß und fing an zu klopfen, der Kopf sank ihr zwischen den stützenden Händen nieder und ihr Mund preßte sich auf eines der Bildchen. Schließlich legte sie die Wange auf die Blätter und ließ sich voll schmerzlicher Ruhe dahingleiten auf dem lebendigen Flusse ihrer Gedanken.

Abends lenkte sie vom Geschäft aus sofort auf Hermans Wohnung zu. Mochte er ihr gesinnt sein, wie er wollte, sie mußte sich das Herz erleichtern und Frieden haben.

Plötzlich hielt sie an und kehrte um in dem Gedanken: er wird dich fortschicken, und was dann? Und wieder kehrte sie um und wandte sich zur Altstadt und ging nach der Salzgasse 12, stieg in den dritten Stock und klingelte. Ihr Herz klopfte, sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Der Hund bellte, Schritte näherten sich, die Tür

ging auf, Tante Ulrikes ruhiger Blick erwärmte sich, sie sagte:

„Das ist schön!“ streckte die Hand aus, zog das tieferrötende Mädchen ins Zimmer und schloß die Tür ab. „Sie kommen mir gerade recht,“ fuhr sie fort, indem sie Klara zum Ablegen nötigte, „Sie können mir beim Abendessen Gesellschaft leisten; da schmeckt es mir noch einmal so gut! Sie kriegen was Gutes, gekochte Zwetschken, kalt, die essen Sie gewiß gern, und Ofenschlupfer, allerdings auch kalt, ich hab ihn heute Mittag schon gemacht, aber in der Zwetschkenbrühe schmeckt er doch gut. Sie können mir gleich helfen, das Geschirr in die Laube zu tragen.“

Klara wußte sich in der Überraschung nicht zu wenden und, so unbehaglich ihr in ihrem Schuldgefühle war, sie nahm das Brett mit dem Tischgerät und tat, wie die Tante anwies. Als sie dann aber in der Laube am gedeckten Tische saßen und Tante Ulrike zugreifen hieß, da folgte Klara nicht und sagte mit bittendem Blick:

„Ich schäme mich, ich habe noch gar nicht gesagt, wozu ich gekommen bin —“

„Das weiß ich schon. Dadurch daß Sie gekommen sind, haben Sie's ja gesagt!“ antwortete die Tante mit freundlichem Kopfschütteln.

„Es würde mir aber wohltun, Ihnen — —“ fing das Mädchen wieder an.

„Mir aber nicht, mir gar nicht!“ unterbrach die Tante, „und ich bin die Herrin im Haus. Dort drin hängt ein Bild von mir, dem können Sie beichten, wenn Sie es absolut nötig haben. Ich warte schon, das Essen wird ja nicht kalt.“

Klara sah sie an, bereit zu lachen und zu weinen, hob die Hand und reichte sie in zaghaft unterbrochener Bewegung der Alten, die sie sofort ergriff, sie in ihre Linke legte, ihr wie einem Kind zweimal scherzend mit der Rechten über die Handfläche strich und beim dritten Mal schallend einschlug: „Wozu auch alles — sagen!“

Dann aßen sie.

Klara wunderte sich über den Garten zwischen Dächern und Schornsteinen und ließ sich erzählen, daß Tante Ulrike seit ihrer Verheiratung hier im Haus wohne, daß sie nach dem Tod ihres Mannes, als das alte Geschäft in andere Hände überging und der Garten unten verbaut werden mußte, in den obersten Stock gezogen sei und sich den Dachgarten angelegt habe, denn in ein anderes Haus wollte sie nicht. Der Arbeitslärm von Fuhrleuten und Knechten gehöre seit ihrem neunzehnten Jahr zu ihrem Leben und der Blick über braune Dächer und qual-

mende Schornsteine sei ihr bei Sonnen- und Mondschein, Regen und Schnee gleich lieb.

Es klingelte. Die Alte wehrte dem Hund, der schon gebrummt hatte und auffahren wollte.

„Jetzt bin ich nicht zu Hause!" sagte sie. „Gut, daß ich vorhin geschlossen habe."

„Wenn es aber etwas Wichtiges wäre, — ich möchte Sie nicht abhalten."

„Wichtig? Das Wichtigste ist mir jetzt, nicht gestört zu werden! Ich nehme sonst den Kram der anderen wichtig genug, aber in die Suppe schneiden lassen wir uns auch nicht."

Es schellte wieder.

„Das ist Herman!" sagte die Tante Ulrike. „Der hat mit dem Schlüssel nicht aufgebracht und weiß daher, daß ich zu Hause bin. In dieser Woche war er öfter da."

Sie ging, ließ Herman ein und brachte ihn auf das Dach, ohne von dem Besuch zu sagen.

Klara stand befangen auf, als er an den Tisch trat, und gab ihm tief errötend aber freudigen Auges die Hand. Er dagegen begrüßte sie so ruhig, als sei er gewohnt, sie hier zu treffen, und verteilte mit scherzenden Worten die Rosen, die er mitgebracht hatte, an sie und die Tante. Um ihre Erregung zu verbergen, räumte Klara das Geschirr zusammen und trug es in die Küche.

Später auf dem Heimweg, als er seine kühle Haltung fortsetzte, indem er den Gesprächsstoff von der Straße nahm, wollte sie ihn zwingen, sich um sie zu kümmern, und fing an:

„Übermorgen tret ich bei Kühner aus."

„Ja, ich weiß."

„Eine neue Stelle hab ich noch nicht."

„Ich dachte mirs. 'sist auch nicht ganz leicht gegenwärtig."

„Ich hab mir allerdings auch nicht viel Mühe gegeben. Ich bin gerade in einer seltsamen Stimmung: wenn man mir die schönste Stelle auf dem Präsentierteller brächte, ich würde danken, ohne daß ich wüßte, warum."

„So unentschiedene Zeiten sind manchmal ganz gesund, und man darf sie nicht abkürzen wollen!" erwiderte er. Er hätte sagen können, er selbst sei in einer solchen abwartenden Zeit; aber nachdem er in den letzten Wochen gefühlt, wie Klara sich von ihm löste, wollte er sie gänzlich von seinen Dingen freihalten und wünschte nur noch zu sehen, wie sie unbeirrt von fremdem Willen aufrecht ihren Weg fände.

Sie empfand seine Zurückhaltung als Zurückweisung und quälte sich mit dem Gedanken, daß er ihr von jenem Sonntag her, wo sie ihn verspottet hatte, noch zürne.

Wie gern hätte sie Abbitte getan! Aber wie konnte sie das! Ja, und hätte sie ihm unendlich viel mehr abzubitten gehabt, war das nicht alles von der Blutwelle, die ihr das Herz mit Sehnsucht nach Herman gefüllt hatte, verlöscht worden! Mochte es immerhin ihre Ruhe kosten! mochte er sie verkennen! Eines Tages mußte er es ja sehen! Und wenn nicht, dann mußte sie es eben tragen können.

Darum scheute sie sich, ihn wie früher aufzusuchen. In der Hoffnung aber, ihn bei Tante Ulrike zu treffen, folgte sie deren Einladung, bald wiederzukommen, schon am zweiten Tag. Herman kam nicht, auch an den folgenden Tagen nicht, und indem Klara immer vergebens auf die Erfüllung ihrer ungeduldigen Wünsche wartete, lernte sie unvermerkt sich gedulden; denn statt zu zürnen und zu trotzen, freute sie sich Tag für Tag der stetigen Kraft und Unbeirrbarkeit ihres Gefühles und fing an, die Zeit als Mittel ihres Willens zu erkennen und zu schätzen.

Indem sie aber alsbald fühlte, daß sie der alten Frau mit ihrem Besuch eine Freude machte, war sie glücklich, sich bei ihr einleben zu dürfen. Stundenlang saß sie bei ihr, las ihr vor, ließ sich von ihr erzählen und besprach mit ihr tausend Dinge. Hatte sie vor kurzem neugierig erregt wie Kinder, die auf selbstge-

fügtem, zerbrechlichem Floß wonnig schaudernd den Bach hinabfahren, allerhand jugendlich vorurteilslosem Denken gelauscht und sich hingegeben, so wunderte sie sich jetzt, bei der alten, scheinbar philiströsen alten Frau eine ruhige Freiheit des Denkens zu finden, die noch weiter reichte, indem sie sich keine Autorität anmaßte. Als Klara dies einmal berührte, antwortete die Tante:

„Es handelt sich weniger darum, vorurteilslos zu denken, als urteilen zu können; denn Vorurteil und Vorurteilslosigkeit fangen meist da an, wo die Urteilsfähigkeit aufhört!" und mit dergleichen Worten, die nichts Neues sagten, aber den eigentlichen Schwerpunkt einer Frage bezeichneten, gab sie dem Mädchen immer neuen Anstoß, das ungewöhnliche und ungeklärte Erlebnis des letzten halben Jahres durchzudenken und zu prüfen.

Stundenlang saß Klara auch allein auf dem Dache, während die Tante beschäftigt oder ausgegangen war, und zeichnete. Sie nahm sich einen Blütenzweig des Oleanders, der vor ihr stand, eine Ranke des wilden Weins als Motiv und suchte die bezeichnenden Linien ihres Wachstums zu einem neuen, in der Natur nicht vorhandenen Gebilde zu vereinigen, zu einem Gebilde, das ihren Geist beunruhigte, ihr Herz in freudiger Ungeduld schlagen ließ und ihre ungeschickte Hand zur Verzweiflung brachte. Oder sie zeichnete das Meer der

Dächer in seinen verschiedenen Beleuchtungen und Beschattungen.

„Ich glaube,“ sagte die Tante eines Tages ihr zuschauend, „du gehst nicht mehr aufs Kontor, du wirst am Ende beim Zeichnen bleiben!“

Klaras Kopf blieb über das Zeichenbrett gesenkt, und erst als ihr die Tante über ihr rotblondes Haar strich, schaute sie auf und sagte errötend, doch mit leuchtenden Augen:

„O wenn ich könnte! Aber ich bringe ja nichts zu stande. Es wird halt nicht langen!“

„Warum nicht langen—? Du wirst ja nicht gleich den Rafael vom Thron stürzen wollen.“

„Ich möchte ja nur ein Ornament zeichnen können!— Oder so etwas wie die Dächer da möcht ich so abzeichnen können, daß ich im Bilde dann auch das finde, was ich vorher in den Dächern sah! Aber es geht mir immer wie eben wieder: ich sehe zufällig über die Dächer und hab einen ganz bestimmten rhythmischen Eindruck von Licht und Schatten, der mich so freut, daß ich ihn festhalten möchte. Ich zeichne, so sorgsam ich nur kann; jedes Dach, jeder Strich scheint richtig — aber 's ist kein Rhythmus drin, 's ist ein Wirrwarr von schwarzen und hellen Flecken!“

Die Tante nahm das Zeichenbrett, sah an und sagte:

„Wenn ich das irgendwo zufällig gefunden hätte, würde ich sagen: schau, wer hat denn da meine Dächer abgezeichnet! Das sind die Fenster vom Dreher Kumm, das ist des Kirchgäßners Magdkammer, das ist dem Küderle sein Brett voll Geranium, das überschwemmt er beim Gießen immer so, daß die Frau Schober unten dran jedesmal ein Mordspektakel verführt. Aber halt, das ist falsch, der Fensterladen da ist immer zu.“

„Er ist aber doch offen!“ erwiderte Klara hindeutend.

„Macht nichts! Vielleicht putzen sie heut die Kammer: sonst ist jahraus, jahrein zu.“

„Gut. Aber daran liegt es doch nicht, daß mir die Zeichnung mißfällt!“

„Das weiß ich auch nicht. Ich würde an deiner Stelle meine Zeichnungen zusammenpacken und zu einem Maler oder Kunstgewerbler gehen; der weiß gleich, wo es hebt.“

Klara nickte und zeichnete weiter.

Besonders wohl aber tat es dem Mädchen, der alten Frau, die trotz ihrem Wohlstand hart gegen sich selber war und von der Hilfe einer Stundenfrau abgesehen all ihre Arbeit allein tat, unvermerkt das oder jenes Geschäft aus der Hand zu nehmen, verstohlene Bequemlichkeiten zu schaffen, die sie sich von vornher-

ein verbeten haben würde, so aber unbewußt oder mit scherzendem Schelten genoß, — einen Menschen zu haben, gegen den sich ihr Bedürfnis, sich hinzugeben und Liebes zu erweisen, unbefangen und natürlich wie gegen Elfridens Kind ausleben konnte, das erquickte sie. In diesem Tun vergaß sie auch das Zeichnen, darin war sie über alle tiefere Unruhe hinweg glücklich wie ein Kind, dem niemand gram ist.

So vergingen die Tage, der Sommer schwand.

Herman kam nie zu seiner Tante. Diese meinte, er habe mit sich selber und seiner Zukunft zu tun, es sei ganz verständig von ihm, daß er andere verschone und sich seine Gedanken nicht durch die Teilnahme anderer stören lasse; raten könne ihm keiner und helfen lasse er sich doch nicht. Klara aber fürchtete, die Ursache zu sein, weshalb er nicht mehr wie doch in den Tagen vor ihrem ersten Besuch hierherkäme, und wenn dies auch nicht ihr schlimmster Kummer um ihn war, so benutzte sie ihn doch als Vorwand vor sich selbst und ihm und ging eines Nachmittags hinaus.

Er arbeitete im Garten, sprang, als er sie von fern erblickte, auf, rieb sich die trockene Erde von den Händen und reichte ihr die von feinem Erdmehl gefärbte harte Rechte.

Sie fragte ihn sofort, ob sie ihn vom Besuch bei seiner Tante abhalte, und bekam zur Antwort:

„Ja!“

Sie erschrak. Es war ihr, als werde ihr das Herz gewürgt, und sie konnte nichts sagen. Sie verstand es nur so, daß er ihr zürnend ausweiche, und fühlte bitterlich, daß sie dies verdient habe. Wäre ihr Herz nicht voll von ihm gewesen, so würde sie ihn zu begütigen versucht oder ihm getrotzt haben; so aber drängte und schmiegte sich ihr Fühlen so sehnsüchtig seinem Wesen an, daß sie jede seiner Mienen, Worte und Handlungen als notwendige Fügung empfand und sich mit schmerzlicher Inbrunst in sie fügte. Sie war so wenig ihr eigen, daß sie jetzt nicht einmal fragen konnte, ob auch ihr Besuch ihm unangenehm sei, und ging willenlos neben ihm hin.

Er hatte zuerst eine trotzige Erwiderung erwartet. Diese würde er gerne benutzt haben, um nicht nur ihr, sondern auch sich selbst ein für alle Male klar zu machen, wie kühl und locker ihre Freundschaft geworden sei; denn es gelang ihm immer noch nicht nach Wunsch, seine Gedanken von ihr loszureißen, und eine schroffe Auseinandersetzung konnte vielleicht genügen, um endlich die Trennung zu vollenden. Daß sie aber still blieb, überraschte ihn, und auch er schwieg.

Ratlos gingen sie beide ein Stück Weges dahin.

Dann, nur um etwas zu sagen, fing er an zu erzählen, wie er jetzt lebe, vormittags studierend, nachmittags im Garten arbeitend, abends, nach einem Rauch- und Plauderstündlein auf der Staffel, früh zur Ruhe gehend. Im Reden vergaß er seine Absicht der Entfremdung und zeigte der alten Freundin seine Pläne genauer vor. Noch nicht einen Moment habe er bereut, aus dem Staatsdienst zu sein. Schon immer habe ihn die Landwirtschaft gelockt. In den letzten Monaten habe er nun versuchsweise in die Literatur verschiedener Gebiete hineingeschmeckt, er sei auf die Landwirtschaft zurückgekommen und halte sie für sein eigentliches Gebiet. Er werde sie praktisch lernen vom Kuhstriegel auf, wolle dann in fremde Länder gehen, wo etwa spezielle Kulturen ausgebildeter wären oder das Ganze der Landwirtschaft in seinem volkswirtschaftlichen Zusammenhang anders verstanden, eingefügt und betrieben sei, und hoffe später einmal zu Hause nach seiner Kraft Nutzen zu schaffen. Das Schwierige dieser Wochen sei gewesen, unbeirrt von Verlockungen und Bequemlichkeitshang, Wehleidigkeit und Übermut das Rechte zu fassen.

„Vorgestern war Forster da, weil man mich nirgends mehr sähe, und hat mir ein gutes Wort von einem alten Franzosen dagelassen: mille routes desvoyent du

blanc, une y va, deutsch: tausend Wege führen ab, einer nur geht ins Schwarze! Diesen Weg gilt's zu finden und einzuhalten!"

„Schau!" sagte er an einem Beet vorbeigehend, „diesen Rosenkohl hab ich seiner Zeit verpflanzt. Die Setzlinge waren schon etwas groß, nach acht Tagen war ein Blatt um das andere abgewelkt und verdorrt, nur der Herztrieb blieb frisch und hat nun die ganze Pflanze nachgetrieben. So gehts mir jetzt. Ich hab mich auch versetzt und muß die alten Blätter, die auch schön waren, abwelken lassen. Grad wie so ein Pflänzlein muß ich Geduld haben, die Wurzeln ausbreiten und mich mit dem eigenen Abfall düngen. Ich denke, andern wirds auch nicht besser gehen. Was machst denn du?" Ohne die Antwort abzuwarten, ging er nach den Blumenbeeten, machte einen lockeren Strauß und gab ihn Klara mit den Worten:

„Man soll den Gast nach der Bewirtung erst fragen: woher und wohin. Also —!"

Sie erzählte, sie habe ihre Zeichnungen einem Sachverständigen vorgelegt, der habe Talent in ihren ornamentalen Versuchen gefunden und ihr sehr zugeredet, sich auszubilden; sie wolle nun auf die Kunstgewerbeschule nach München gehen.

Er schwieg eine Weile und zwang sich, seine Freude zu verhehlen, dann fragte er:

„Warum bleibst nicht hier?“

„Ich will in andere Verhältnisse,“ erwiderte sie, ward aber rot, da ja er es war, der sie forttrieb.

„Hast ja recht!“ sagte er. „Die Überwindung der gewohnten Umstände kostet auch Kraft, die besser zu verwenden ist. Ich brauche z. B. nur einmal in die Stadt zu gehen, so lauf ich dem Onkel Höpfner und der Tante in den Weg.“

„Weißt du Neues von Elfride?“ fragte sie rasch.

Erst nickte er mit dem Kopf wie zu einem geheimen Gedanken, dann erwiderte er:

„Elfride? Ja, sie hat geschrieben, kannst den Brief nachher droben lesen. Sie ist im Haus eines Arztes als Erzieherin oder Hauslehrerin. In der Schulzeit der Kinder ist sie frei und studiert Latein und Mathematik usw., um das Abiturientenexamen zu machen. Dann will sie Medizin studieren. Sie schreibt frisch und munter: sie fühle sich wie von einem Siechtum genesen; sie habe früher immer geglaubt und sich etwas darauf zugute getan, daß sie ihr Leben mit überlegtem Willen leite und forme, jetzt sei ihr, als wäre sie bisher nur ein Spiel des Zufalls gewesen, als habe sie noch nie vom Grund ihres Wesens aus gewollt. Ich hätte ihr einmal gesagt, sie kenne die Arbeit überhaupt nicht, da sie noch nie über der Arbeit sich selbst vergessen habe; das sei richtig.

Nur im Genuß des Schönen habe sie sich manchmal vergessen. Das Schöne sei aber etwas Wirkendes im eigentlichen Sinne, so könne auch nur ein wirkendes Leben schön genannt werden. Vielleicht sei das Schöne aber auch zumeist unwillkürlich und mittelbar — — — und so weiter;" unterbrach er sich plötzlich. „Die Sprüche scheinen mir nämlich einigermaßen unklar oder sind mir wenigstens nicht ganz klar geworden. Du mußt es selber lesen! Jedenfalls ist merkwürdig, daß sie einiges schreibt, was ich kürzlich mit der Tante Ulrike fast wörtlich genau so ausgemacht habe, obgleich sie ganz andere Gesichtspunkte hat. — — Ich bin begierig auf ihre Zukunft. Im Grunde scheint sie wieder auf etwas zu spannen, was nicht im eigentlichen Zweck ihrer Arbeit begriffen ist, etwa auf die Cyanen und Klatschrosen und den Goldschein des Kornfeldes statt auf die Frucht."

„Die Elfride —!" murmelte Klara, die Stimme brach ihr und sie mußte weinen; sie war noch wehrlos gegen ihre Erinnerungen. Aber sie trocknete rasch ihre Tränen und sagte: „Ich möchte sie wiedersehen! Ich muß ihr wenigstens schreiben. Gib mir auch ihren Brief! — — Bleibst du denn hier?" setzte sie schüchtern fragend hinzu.

„Einstweilen ja. Ich habe ja Zeit. Muß noch etwas abwarten."

„Ein Geheimnis?" fragte sie und erschrak über ihre Zudringlichkeit.

„Halt so eine Sache, die man unbeschrieen reifen lassen muß!" Er riß, im Sprechen sich bückend, eine Reseda ab und roch daran. Klara hatte das Gefühl, als wiche er ihrem Blick aus.

Und wieder kam sie eines Nachmittags zu Herman und sagte, sie werde nun am andern Tag abreisen. Er sah sie überrascht an, blickte dann in das weinrote Laub eines nahen Kirschbaums, durch den der blasse Herbsthimmel durchschimmerte, und brummte:

„Soso! Ist's schon so weit? Freilich, der Sommer war lang. — Ich denke, das Beste ist, ich gehe mit dir zur Tante. Hier im Garten ist nicht gut sein, wenn man nichts zu tun hat; wir würden uns verlassen fühlen und Geister sehen." Er eilte, sich fertig zu machen.

Sie würde sich gern einer weichen, sehnsüchtigen Stimmung überlassen haben. Sie war überhaupt in einem Bedürfnis, sich Hermans Fragen und Vorwürfen auszusetzen, zu ihm gekommen, im Wunsche, sein Mißtrauen aus ihm herauszulocken und was sie als kühle Gleichgültigkeit bei ihm empfand, in einer Aussprache zu überwinden. Sie konnte sich doch nicht so von ihm trennen! Gleichwohl hatte sie nicht

das Herz, anzufangen, und so gingen sie zur Tante Ulrike.

Dort saßen sie beisammen und sprachen mit leichten, spielenden Worten von Klaras Beginnen, von Hermans Plänen, und wenn sie die vergangenen Monate streiften, geschah es mit scherzenden Ausdrücken, als wäre der heiße Sommer ein gutmütig schalkhafter Onkel gewesen, der die vorwitzigen Kinder zwar ins Wasser fallen ließ, aber nur, um sie sorglich hütend schwimmen zu lehren, sie dann aufs grüne blumige Ufer zu tragen und für den Schrecken mit allerlei Herrlichkeiten zu entschädigen.

„Eines freut mich an Euch allen dreien," sagte die Tante, „daß Ihr unbesorgt auf die Wanderschaft geht, ohne zu rechnen, wie weit Euer Geld reicht. So kommt man weit!" Und sie erzählte eine einfache, lustige Geschichte von Wanderschaft und Klemme und Glück, dann erzählte Herman eine Studentenschnurre, eine Anekdote rief die andere wach, und alle drei wurden von Herzen vergnügt, als gäb es weder Trennung noch Schicksal.

Als es spät wurde, traten sie noch einmal hinaus aufs Dach. Ein harter Wind war gekommen, schüttelte die Bäumchen und Büsche und schlug die Ranken der Laube hin und her, Blätter flogen ihnen aus der Dunkelheit entgegen, der Himmel war lichtlos. Da und

dort leuchtete ein Fenster, fernere blinkten klein wie Sterne.

„In so einer Nacht," fing die Tante an, als die drei umzaust am Geländer lehnten, „hab ich meine Astronomie gelernt. Als mein Mann gestorben und zwei Jahre drauf mein Sohn umgekommen war, konnte ich nachts nicht schlafen. Um nicht ganz meinen unbändigen Gedanken zu verfallen, fing ich mit den Sternen an. In der Laube lag die Sternkarte bei der Laterne, ich lief hin und her, suchte und verglich. Wenn es aber bewölkt war, schoß ich auf und ab und kam nicht zurecht. Da fiel mir einmal in so einer windigen, sternlosen Nacht auf, daß die Lichter in den fernen Dachfenstern wie Sterne blinken, ich brummte: Auch ein Sternhimmel! stützte mich aufs Geländer und fing unwillkürlich an, zu berechnen, wem die Lichter sein könnten. Das ist nicht so leicht, und um zu kontrollieren, ob ich richtig bestimmt hätte, nahm ich eine Tafel und zeichnete mir diese Sterne genau auf. Am andern Tag erwies sich fast alles als falsch bestimmt. Nun vertrieb ich mir die Nachtstunden mit dieser neuen Astronomie, am Tag aber fragte ich den Bewohnern dieser Sterne nach, und auch da gab es viel zu lernen. Um die Sterne droben habe ich mich seitdem nicht mehr besonders gekümmert, sie haben ihre Schuldigkeit getan; diese hier aber sehe ich

mir noch jeden Abend vor Schlafengehen an und mache mir Gedanken darüber, was sie wohl beleuchten. Not, Kampf, Erbärmlichkeit — auf diese Entfernung leuchtet's als Stern so gut wie die Zufriedenheit und das Glück. 'S ist im eigenen Leben nicht anders: Leid oder Glück, wenn nur das Herz davon brennt und leuchtet! Wenn es aber brennt und leuchtet, hat es zuletzt auch seine Freude daran!"

„So, und jetzt gute Nacht, meine Kinder!"

Herman geleitete die Freundin heim, sie waren schweigsam, sprachen kaum über den rauhen Wind, der so verfrüht wehte; eines wartete auf die Ansprache des andern.

Vor ihrer Haustür sagte Herman:

„Ich sage dir noch nicht Adieu!" und sagte es in so schroffem Tone, daß es Klara wie ein Vorwurf klang, und sie ihn erschreckt ansah. Da gab er ihr wie zur Begütigung noch einmal die Hand.

Sie stieg die Staffel hinauf und ging ins Haus. Innerhalb der Tür blieb sie stehen und spähte durch das vergitterte Fenster, ob der Freund nicht zurückkäme, öffnete das Fenster, hörte aber nur, wie sein Schritt sich entfernte. Da flog sie die Treppe empor und sah zum Fenster hinaus. In der Ferne verklangen Schritte.

Am andern Morgen packte sie. Es ging ihr schwer von der Hand. Sie schritt hin und her und wußte nicht, was sie wollte. Als sie fertig war, setzte sie sich nachsinnend hin, seufzte vielmal und schüttelte den Kopf, stand auf und tat ein paar Schritte, kehrte um, schaute sich prüfend im Spiegel an, schüttelte den Kopf und setzte sich wieder.

Endlich ging sie schweren, unzufriedenen Herzens zu Tante Ulrike, ward aber, wie die Stunden vorschritten, immer mehr von ihren Gedanken gequält, bis sie nicht mehr Antwort geben, nicht mehr ruhig bleiben konnte und unter einem Vorwand nach Hause lief.

Aber sie betrat kaum ihr Zimmer — als sei es ihr bloß drum zu tun, ihren Vorwand wahr zu machen — verließ es wieder, zog durch die Straßen und langte endlich in fluchtähnlichem Laufe vor dem Haus ihrer Pflegeeltern an, als eben die Dämmerung begann.

Sie klingelte, fragte, ob die Eltern zu Hause seien, und ging sofort zur Wohnzimmertür, wo sie klopfte und auf den Hereinruf öffnete.

Ihr Vater, der rauchend hin- und herging, schaute nach der Tür um und rief erschrocken:

„Klara — bist du's?“ während die Mutter, am Fenster sitzenbleibend, fragte:

„Klara? Was für eine Klara?" denn es war schon zu dunkel in der Tiefe des Zimmers.

„Die Klara!" rief der Vater erfreut, indem er ihr die Hände entgegenstreckte, „unsere! Kommst du endlich?!"

„Jetzt muß ich doch schauen, was da los ist, oder ob's dir rappelt, Konrad!" sprach die Mutter, stand mit einem Stöhnen der Belästigung auf und trat hinzu. „Wahrhaftigen Gotts, die Klara! — Soso —?! — Mach doch Licht, Konrad!"

Das Mädchen verstand dieses „Soso —?!" und fühlte, daß die Mutter bereit sei, das auf Gnade und Ungnade reuige und zerknirschte Kind wieder aufzunehmen, aber nur ein solches. Darum mußte sie sofort erklären, wozu sie kam, und doch hätte sie weinen und aufschreien mögen.

„Ich möcht euch bitten — ich möcht euch Lebewohl sagen. Ich fahre heut Nacht nach München."

„Nach München? So?" erwiderte die Mutter. „Und da kommst du auch geschwind noch zu uns?! Das ist ja rührend."

Der Vater aber nahm Klara bei der Hand und zog sie zum Sofa und sprach begütigend:

„Nein, es freut uns, daß du kommst, es freut mich herzlich. Unser letzter Abschied war nicht danach, daß

dir ums Wiederkommen sein konnte. Es ist lieb von dir."

„Ja natürlich!" klang es gedehnt vom Fenster her, wohin sich die Mutter wieder zurückgezogen hatte.

Der Vater nahm die kristallene Obstschale vom Tisch, zerschlug sie auf der dröhnenden Tischplatte, daß die Scherben flogen und die Früchte durchs Zimmer rollten, und schrie mit wutentstellter Stimme:

„Melanie!"

Die Frau blieb mäuschenstill.

Klara stand auf, umfaßte den Wütenden und sagte:

„Komm, Vater, setze dich!"

Er schaute sie einen Moment stier an, dann rief er plötzlich, sie krampfhaft packend:

„Nimm dich in acht! Tritt nicht in die Scherben! Licht, Melanie!"

„Nun — sie wird doch noch Schuh an den Füßen haben!" erwiderte seine Frau.

Klara entwand sich ihm, trat neben die Tür, drehte am Drücker des elektrischen Lichtes und es ward hell. Dann wollte sie den Vater zum Sofa ziehen. Er drückte aber nur sie auf den Sitz und ging hörbar atmend auf und ab, indem er Scherben und Früchte mit dem Fuß beiseite schleuderte.

Nach einer Weile sagte er:

„Ich möchte Tee trinken!“ und fügte, als sich Klara unwillkürlich erhob, hinzu:

„Bleib du!“

Seine Frau ging hinaus.

Klara nahm nun das neben dem Ofen hängende Beselein und Schäufelchen, fegte die Scherben zusammen und las das Obst auf; dann trat sie zum Vater und sagte:

„Beruhige dich doch! Mutter meint es ja nicht so.“

„Ach — — dann soll sie's nicht sagen! Ich ertrag's nicht mehr.“ Er setzte sich erschöpft zu Klara hin. Sie sah nun erst, wie er gealtert hatte, und sie konnte nicht sprechen. Er faßte ihre Hand und fragte nach ihrer Reise und ließ sie erzählen.

Die Mutter trat ein und, als ob nichts geschehen wäre, fing sie an:

„Denkt Euch, es schneit!“

Sie traten an das Fenster, sahen die Straße schon weiß und drüben neben der Laterne im Flockentreiben einen Mann stehen, auf dessen Hut und Schultern schon Schnee lag.

Das Mädchen brachte den Tee, man setzte sich an den Tisch und sprach stockend über das unzeitige Winterwetter. Klara wäre gern gegangen, fürchtete aber den Vater zu kränken und am Ende gar die Wut auf seine

Frau zu erneuern; so blieb sie sitzen und bemühte sich, von allerhand gleichgültigen Dingen zu reden. Schließlich fing der Vater in Ruhe wieder von Klaras Angelegenheiten an und fragte sie aus bis ins Kleinste.

„So ist's nun eben," sagte er mit einem Seufzer, „und nicht zu ändern! Wir hatten es so gut mit Euch vor. Aber du willst deinen Willen haben — in Gottes Namen! Du fehlst mir sehr; aber ich nehme dir's nicht mehr übel, kannst mir's glauben. Ich wünsche dir recht viel Glück."

Klara ergriff seine Hand und sagte mit tränenerstickter Stimme:

„Ich danke dir, Vater!" streckte ihre andere Hand der Mutter hin und bat:

„Sei mir auch wieder ein bißchen gut, Mutter! Du wirst mich doch so nicht fortlassen wollen!"

Mit regungslosem Gesicht ließ ihr die Mutter ihre Hand.

„Ich habe in der Erregung vieles verfehlt gegen Euch," fuhr das Mädchen fort, „aber ich hab es nie leicht genommen und es hat mir schwere Tage und Nächte gekostet. Ich hab Euch im stillen viel abgebeten. Nun dürft Ihr mir aber nicht zürnen, daß ich auf meinem Weg bleibe! Ich möchte auch einmal fühlen, daß ich zu mehr tauge auf der Welt, als es mir wohlsein zu lassen."

„Ich zürne dir nicht, Kind!“ wiederholte der Vater.

„Tu du, wie du für gut findest!“ sagte die Mutter. „Es macht's jeder, wie er will, das ist ja ganz natürlich.“

Klara wußte wohl, daß die Mutter nach wie vor zürnte, aber sie nahm die widerwilligen Worte dankbar an und verabschiedete sich.

Sie sahen zum Fenster hinaus nach dem Wetter: nun waren die Büsche des Vorgärtchens mit weißen Klumpen beschwert und die Straße war fleckenlos weiß und der Mann neben der Laterne war außer auf Kopf und Schultern auch auf der einen Seite weiß beschlagen. Unbeweglich lag sein Schatten im Laternenlichtkreis auf dem Schnee.

„Hat eins von unsern Mädchen einen Schatz?“ fragte der Vater. „Der friert noch an da draußen.“

Klara lehnte Vaters Begleitung ab, da sie an der Ecke den Tram besteigen wollte; doch gab er ihr das Geleite bis zur Haustür, wozu sich die Mutter nicht überwand.

Klara war etwa zwanzig Schritte weit gegangen, den Schirm gegen den Schneewind stemmend, voll Kummer noch zurückhorchend, da hörte sie Schritte hinter sich und schaute unwillkürlich um. Es war der verschneite Mann von der Laterne, er schien einen

Moment zu stocken, dann kam er auf sie zu. Sie wollte schon wieder weiter gehen, da erkannte sie ihn und rief:

„Herman —? Du bist der Schneemann von der Laterne? Wo kommst du her?“

„Ich wartete auf dich.“

„— auf mich —?! — Woher wußtest du denn —?“

„Ich sah dich hineingehen.“

„— hineingehen —?! Und wartetest —?! Ja, warum — —?“ Ihr Herz pochte und ihre Gedanken stürzten übereinander.

Er sagte nicht, daß sein Herz in diesen Tagen Ruhe und einen langumstrittenen Glauben gefunden und daß diese Stunde, derentwegen er Klara den ganzen Tag verfolgt habe, seinem Glauben recht gebe, daß er seinen Glauben und Willen bekennen müsse, ehe es zu spät sei, und wäre es auch nur, damit er keine nichtigen Träume und Hoffnungen in die Zukunft nehme, — er sagte bloß:

„Warum —?“ faßte Klaras Gesicht mit beiden flachen Händen, richtete es zu sich empor, schaute ihr ernst und fest in die Augen und küßte sie auf den Mund.

Bei seinem Kusse schloß sie die Augen, ließ den Schirm los, daß er ihr über die Schulter herunterfiel, packte mit beiden Händen Hermans Arme und schaute ihn nun mit tränenvollen Augen an. Er betrachtete sie,

als ob er seines Schicksals noch nicht sicher wäre. Das empfand sie und aus dem Schrecken des unerwarteten Glückes erwachend, zog sie Herman bei den Armen etwas hinab und küßte ihn wieder.

Da umfing er sie.

Und der zu Boden gefallene Schirm, in dessen schwarze Schale die Flocken hastig hineinwirbelten, hätte sich über der Umarmung und dem Kuß der beiden wohl bis zum Rande mit Schnee füllen können, wenn nicht ein Metzgerbursch mit der Fleischmulde auf der Schulter gekommen wäre und um das Paar einen Halbkreis durch den Schnee tretend gerufen hätte:

„G'segns Gott!"

Da schauten sie auf, noch ohne sich loszulassen, sagten zugleich:

„Danke schön!" und Herman rief ihm noch lachend nach:

„Mach's a so, no gheit di 's net!"

Dann hob Herman, während Klara ihren verschobenen Hut zurechtrückte, den Schirm auf, leerte und schloß ihn. Er nahm ihren Arm, und sie gingen still durch den Schnee, der in großen Flocken herabwehte und unter den Füßen krachte.

Plötzlich begannen beide in einem Atem:

„Elfride —" stockten und schauten einander erstaunt

an. Klara ließ seinen Arm los, reichte ihm den gekrümmten, kleinen Finger, in den er den seinigen einhakte, sie schwangen die so verbundenen Hände dreimal, und das Wort, das ihnen in den Mund kam, war wieder „Elfride," und schwangen noch dreimal, und zum dritten Mal kam beiden der Name der Freundin. Sie lachten über das langvergessene Backfischorakel und meinten, nun müßte Elfriden das Ohr klingen.

Und wieder schritten sie wortlos durch das Flockengewimmel. In der plötzlich über ihre Herzen gekommenen, sonnigen Stille ruhten sie gleichsam atemholend aus, horchten träumerisch den neuen Stimmen und schauten in die durchleuchtete Ferne.

So machten sie weite Umwege durch den nassen Schnee, ehe sie zu Tante Ulrike kamen.

Um Mitternacht saßen sie im Bahnhofrestaurant, wo Klara zum ersten Male nach Verlassen des Elternhauses zu Mittag gegessen hatte, und auch jetzt sprachen sie wenig; nur manchmal sagten oder fragten sie etwas, um es ja nicht zu vergessen, und lachten dann darüber, weil es so belanglos war.

Als es aber nach einer Stunde „Einsteigen" hieß, erschraken sie tief, so plötzlich kam die Trennung über sie und riß sie auseinander.

Ende.

Von Emil Strauß ist im gleichen Verlage erschienen:

Menschenwege. Erzählungen.
Don Pedro. Tragödie.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte.
Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. 13.—14. Auflage.
Kreuzungen. Roman. Sechste Auflage.

Druck von W. Drugulin in Leipzig


S F